

Ostblicke

2013 | Jahrgang 4



Initiative OsteuropaStudierender Deutschland e.V.

Impressum

Herausgeber
Ostblick – Initiative OsteuropaStudierender Deutschland e.V.
www.ostblick-deutschland.de

Redaktion
David Leuenberger, Sven Mörsdorf, Robin Roth
Mail: geschaeftsfuehrung@ostblick-deutschland.de

Satz & Layout
Michaela Meißner, David Leuenberger

© Ostblick - Initiative OsteuropaStudierender Deutschland e.V. 2013

ISSN
2190-5134 (Ostblicke 2013 | Jahrgang 4)

Inhaltsverzeichnis

6 Editorial

8 Vorwort der Altkirchenväter zum Jubiläumskongressband

Mitteleuropäische Verflechtungen im Mittelalter

- 13 Andrea Hauff
Weibliche Heilige in Ostmitteleuropa im 13. Jahrhundert
- 21 Martina Jamborová/Kateřina Voleková
Zur Rezeption der lateinischen und deutschen Lexikographie im mittelalterlichen Böhmen

Russisch-deutsch-europäische Bilder

- 31 Philipp Brugner
Die russischen Slawophilen. Ein Versuch, die ideologische Eigenständigkeit der Bewegung kritisch zu hinterfragen
- 43 Martin Munke
Russlandbilder im Nationalsozialismus: Hitler, Goebbels, Rosenberg
- 67 Urszula Lang
Zur Kriminalisierung und Verfolgung der Kontakte zwischen Polen, Ostarbeitern und Deutschen während des II. Weltkrieges

Gesellschaft im Umbruch und sozialistischer Staat in Polen

- 77 Jonas Grygier
Verwaltete Staatlichkeit als soziale Praxis – Überlegungen zum Zusammenhang von Verwaltung und sozialistischer Staatlichkeit im Spannungsfeld von Herrschaft und Lebenswelten

- 91 Joanna Wiesler
Die Gesellschaft der Kinderfreunde (Towarzystwo Przyjaciół Dzieci) als Organisator
der Laienschule 1945-1956

Künstlerische Identitäten im 20. Jahrhundert

- 99 Ingeborg Jandl
Zur Verbindung zwischen Name und Wesen. Integration und Funktion von Eigennamen in Marina Cvetaevas Lyrik
- 115 Valeri Lalov
Kiril Conevs Methoden der Kunstvermittlung

Aspekte der Transformation im postsowjetischen Russland

- 137 Marina Egorova
Gläserne Schokoladenfabrik, Besucherbergwerk und Autofabrik? Die Entwicklung des Werks- und Fabriktourismus in Russland
- 141 Saskia Göldner
Zwischen Markt und Protest. Aktionskunst im heutigen Russland
- 152 AutorInnen-Verzeichnis
- 156 Abstracts

Editorial

Die Steinerne Brücke: Wahrzeichen der Donaustadt Regensburg, Verbindungslinie zwischen Ost und West, zwischen Bayern und Böhmen – und 2012 auch das Sinnbild für den X. Jahreskongress von *Ostblick – Initiative OsteuropaStudierender Deutschland e.V.*, der vom 31. Mai bis 3. Juni 2012 in Regensburg abgehalten wurde. Unter dem Titel „Brückenschläge ins östliche Europa“ diskutierten Studierende, Promovierende und etablierte WissenschaftlerInnen vier Tage lang Kultur, Geschichte, Gegenwart und Sprache in Osteuropa. Um solche „Brückenschläge“ bemüht sich der Verein *Ostblick* seit 2002 – ob zwischen den osteuropabezogenen Forschungsdisziplinen, zwischen NachwuchswissenschaftlerInnen untereinander sowie zwischen diesen und den Hochschullehrenden, zwischen den osteuropainteressierten Institutionen und nicht zuletzt auch zwischen Forschung, Praxis und Berufswelt. Das Hauptaugenmerk des Vereins liegt freilich darauf, einem regen Austausch zwischen Studierenden und Promovierenden ein Forum zu bieten. Dazu dient in erster Linie der alljährliche *Ostblick*-Kongress. 2012 nutzten sechzehn NachwuchswissenschaftlerInnen aus Deutschland, Österreich, der Russländischen Föderation und der Tschechischen Republik das Angebot und diskutierten ihre laufenden oder abgeschlossenen Bachelor-, Master-, Magister-, Diplom- und Promotions-Vorhaben, aber auch ihre praktische Arbeit, etwa bei Bildungs- und Sprachprojekten.

Zwölf von ihnen haben sich bereit erklärt, ihre Kongressbeiträge in der aktuellen Ausgabe der *Ostblicke* zu veröffentlichen. Den Band eröffnet *Andrea Hauff* (Tübingen), die sich in ihrer Arbeit mit den Netzwerken weiblicher Heiliger im mittelalterlichen Ostmitteleuropa beschäftigt und dabei auf die Verflechtungen von Heiligkeitskonzepten hinweist. Ebenso mit mitteleuropäischen Verflechtungen im Mittelalter befassen sich *Martina Jamborová* und *Kateřina Voleková* (beide Prag) in einem sprachwissenschaftlichen Beitrag, der die vielsprachige Prägung des Altschechischen anhand von Beispielen aus der tschechisch-lateinisch-deutschen Lexikographie im 15. Jahrhundert diskutiert.

Die drei nächsten Aufsätze befassen sich mit Aspekten russisch-deutsch-europäischer Selbst- und Fremdwahrnehmungen. *Philipp Brugner* (Wien/St. Petersburg) hat in seiner politikwissenschaftlichen Bachelor-Arbeit gefragt, welche philosophischen Denkschulen die russischen Slawophilen geprägt haben – und hier die Ergebnisse seiner Untersuchung zusammengefasst. Der nachfolgende Beitrag führt uns dagegen implizit zum historischen und zivilisatorischen Tiefpunkt der deutsch-russischen Beziehungen mit dem Angriff der Wehrmacht auf die Sowjetunion. Diesem ging eine langjährige Debatte der Nationalsozialisten über „Russland“ als Konzept voraus: *Martin Munke* (Chemnitz) beleuchtet in seinem Aufsatz die keineswegs einheitlichen nationalsozialistischen Russlandbilder unter den Aspekten Antisemitismus, Antislawismus und Antibolschewismus. Der nächste Beitrag widmet sich expliziter dem Zweiten Weltkrieg, in dessen Verlauf Millionen von polnischen und sowjetischen Kriegsgefangenen und ZwangsarbeiterInnen nach Deutschland verschleppt wurden: in ihrem Dissertationsvorhaben widmet sich *Urszula Lang* (Erlangen-Nürnberg) den verbotenen Kontakten zwischen diesen und der deutschen Bevölkerung.

Den Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs folgte in Polen der Wiederaufbau von Staatlichkeit – unter sozialistischen Vorzeichen und in Konflikt mit weiten Teilen der Bevölkerung. Mit den Besonderheiten des Verwaltungsaufbaus in den polnischen Westgebieten und der Analyse des Aufbaus sozialistischer Staatlichkeit im Allgemeinen befasst sich *Jonas Grygier* (Frankfurt/Oder) in seinem Dissertationsvorhaben. Zur Wiedererrichtung von Staatlichkeit und Gesellschaft gehörte natürlich auch der Aufbau eines Schulsystems: *Joanna Wiesler* (Regensburg) diskutiert die Rolle, die die Schulen der „Gesellschaft der Kinderfreunde“ dabei spielten.

Die zwei folgenden Beiträge befassen sich mit Aspekten künstlerischer Identität im 20. Jahrhundert. Aus sprachwissenschaftlicher Warte hat sich *Ingeborg Jandl* (Graz) in ihrer Diplomarbeit der

russischen Lyrikerin Marina Cvetaeva angenähert und analysiert in diesem Band die besondere Verwendung von Eigennamen durch die Exilkünstlerin. Valeri Lalov (Regensburg) präsentiert in seinem Dissertationsvorhaben den der Forschung bislang wenig bekannten bulgarischen Maler Kiril Conev, der in seinem Wirken zwischen München und Sofija eine besondere Rolle als Vermittler zwischen deutschen und bulgarischen Kunstmilieus im frühen 20. Jahrhundert einnimmt.

Die vierte Ausgabe der *Ostblicke* wird mit zwei Texten zu Aspekten der Transformation im postsowjetischen Russland abgeschlossen. Marina Egorova (Moskau) sieht im Fabriktourismus ein überaus fruchtbares wirtschaftliches Potential und erläutert in ihrem Beitrag Stand, Probleme und Perspektiven dieses Phänomens in Russland. Saskia Göldner (Berlin) fragt im abschließenden Beitrag – im kunsthistorischen Kontext eingebettet – nach dem Platz zeitgenössischer Aktionskunst in Russland zwischen marktwirtschaftlicher Orientierung und politischem Bewusstsein.

Ohne eine umfangreiche personelle und institutionelle Unterstützung hätte *Ostblick* seinen X. Jahreskongress in Regensburg und damit diesen Kongressband nicht realisieren können. Hiermit sei also zunächst allen CfP-ReferentInnen, die den Netzwerk- und Austauschgedanken des Vereins *Ostblick* durch ihre Beiträge und Diskussionen mit Leben erfüllt haben, gedankt – darunter insbesondere den Autorinnen und Autoren dieses Bandes. Finanziell wurde der Kongress unter anderem durch den *Verband der Osteuropahistorikerinnen und -historiker e.V.* (VOH) sowie den *Deutschen Slavistenverband* großzügig unterstützt. Desweiteren gebührt den Hauptvortragenden des Kongresses unser Dank. Prof. Dr. Herbert Küpper (Regensburg) erläuterte den Teilnehmenden mit großer Expertise und Klarheit die hochkontroverse neue Verfassung Ungarns vom 25. April 2011. Von den vielfältigen, oft überraschenden, manchmal skurrilen Vernetzungen zwischen der bayerischen und der böhmischen Kulturregion sprach Prof. Dr. Walter Koschmal (Regensburg). Prof. Dr. Guido Hausmann (München) diskutierte mit den Teilnehmenden die Frage, wie man eine Geschichte Russlands im 19. Jahrhundert schreibt. In seinem Eröffnungsvortrag sprach Prof. Dr. Ulf Brunnbauer (Regensburg) – ausgehend von tagesaktuellen Ereignissen wie dem Tymošenko-Prozess und der Fußball-EM – über Problemfelder der Osteuropa-Berichterstattung.

Herrn Professor Brunnbauer danken wir zudem ganz besonders für die große ideelle, organisatorische und nicht zuletzt auch finanzielle Unterstützung des Kongresses, die er in seiner Rolle als Geschäftsführender Direktor des *Instituts für Ost- und Südosteuropaforschung* und Inhaber des Lehrstuhls für Geschichte Südost- und Osteuropas an der Universität Regensburg ermöglicht hat. Wir danken ebenfalls der *SüdOst-Fachschaft Regensburg* und ihrem Vorsitzenden Philipp Tybus für die im Vorfeld und bei der Durchführung der Veranstaltung geleistete organisatorische und logistische Hilfe. Für das Setzen und Layouten dieser Ausgabe gebührt Michaela Meißner (Jena) erneut herzlicher Dank.

Zehn Jahre ist *Ostblick* 2012 geworden: eine gute Gelegenheit, auf Erfolge des studentischen Vereins zurückzublicken. Dies übernehmen in einem kleinen Vorwort zwei der Gründungsmitglieder: Peter Alberts und Klaus Topitsch, vereinsintern so ironisch wie respektvoll „Altkirchenväter“ genannt. Ihnen gebührt ein besonderer Dank für ihre bis heute währende und stetige Unterstützung.

Der Vorstand *Ostblick* – Initiative OsteuropaStudierender Deutschland e.V.

Robin Roth
Sven Mörsdorf
David Leuenberger

Vorwort der Altkirchenväter zum Jubiläumskongressband

I.

Als wir gebeten wurden, das Vorwort für diesen Jubiläumsband zu schreiben und als Initiatoren und Gründungsmitglieder eine rhetorische Brücke über 10 Jahre Ostblick zu schaffen, hat uns diese Aufgabe mit großen Stolz erfüllt. Zwar waren die Ideale bei der Gründung des Vereins *Initiative OsteuropaStudierender*, so der sperrige erste Name von *Ostblick*, hinreichend groß genug, um sehr weit zu tragen, aber an eine ganze Dekade über mehrere Mitgliedergenerationen hinweg haben wir nicht gedacht.

Die Idee IOS entstand 2002 aus einem speziellen Leidensdruck an unserer Alma Mater, der Westfälischen Wilhelms-Universität in Münster, heraus, der sich aber als symptomatisch für viele Standorte in Deutschland erwies. Waren in den 90er Jahren aus dem Schwung der Öffnung Osteuropas heraus bedeutende Mittel in die Osteuropaforschung geflossen, wurden nun die daraus entstandenen fruchtbaren Forschungs- und Lehrbiotope Stück für Stück trockengelegt. Unsere Fachbereiche wie die Slavistik und Osteuropäische Geschichte wurden immer kleiner gespart, produktive Exoten wie die Baltisten, die Byzantinisten und Andere verschwanden als eigenständige Lehrstühle und gingen als ruhende Archivbestände in zentralen Bibliotheken auf. Im Februar 2002 entstand die IOS aus einer spontanen Idee im kleinen Kreis.

Uns galt es, diesem Verfall eigene neue Protestformen seitens der Studierenden entgegenzusetzen, da wir sahen, wie die wütenden Einwürfe der lokalen Fachschaften in der örtlichen Hochschulverwaltung untergingen, ebenso wie das Augenmerk auf unsere spezielle Situation in den gemeinsamen Großprotesten aller Studierenden auf Landes- oder Bundesebene zu richten. Denn wir dürfen nicht vergessen, dass vor 10 Jahren mit der Umsetzung des Bologna-Prozesses die Universität als Ort einer generösen, vielleicht „verschwenderischen“ Forschung und Lehre unterging. Diese vergangene Zeit soll hier nicht idealisiert werden, eine Träne sei ihr trotzdem nachgeweint.

Durch eine Art Studierendengewerkschaft wollten wir unseren Fachrichtungen eine Stimme verschaffen, wollten Politik und Kultur mobilisieren, ein jährlicher Kongress sollte als zentrales Event für den Verein dienen, aber auch dazu, zusätzliches Medieninteresse zu schaffen.

Dieser erste Kongress fand 2002, nach einigen Rückschlägen, aber noch mehr Erfolgen, in Bochum statt. Innerhalb von acht Monaten hatten wir MitstreiterInnen in Berlin, Bochum, Mainz, Giessen, Düsseldorf und an vielen anderen Standorten gefunden, deren Engagement und Einsatz den unseren schnell bei weitem überstieg und den Fortbestand des auf dem Kongress gegründeten Vereins garantierten.

Insofern kann man von einem Ursprung von *IOS/Ostblick* gar nicht sprechen. Der Verein hat sich mit jeder Generation neuer engagierter Vorstände und UnterstützerInnen gehäutet und neue Schwerpunkte gesetzt. Neue Mitglieder haben weitere Ideen hinzugefügt und aus der Zeit geratene Ziele gekappt und so hat *Ostblick* heute so viele Ursprünge wie Menschen, die ihre Tatkraft und Fantasie in den Verein eingebracht haben.

II.

Stand bei Gründung des Netzwerks noch vornehmlich der hochschulpolitische Aspekt im Vordergrund, so bedeutet *Ostblick* jetzt vor allem ein Netzwerk von Studierenden, die sich fachlich und wissenschaftlich austauschen und weiterbilden wollen. Die Jahreskongresse bieten dafür eine wichtige Plattform. Studierende, die kurz vor oder kurz nach Fertigstellung ihrer Abschlussarbeiten oder Dissertationen stehen, können hier ihr Thema vorstellen und sich wichtige Anregungen von KommilitonInnen holen oder sie auch geben. Die Publikation der Kongressbeiträge in den Tagungsbänden – so wie diesem – verschafft dazu jungen WissenschaftlerInnen ebenso eine gute Möglichkeit, erste zitierfähige, wissenschaftliche Publikationen vorweisen zu können. In dieser Funktion hat sich *Ostblick* zu einer Unterstützungsorganisation für wissenschaftlichen Nachwuchs beim Einstieg in die akademische Karriere entwickelt.

Über die Kongresse hinaus ist *Ostblick* in der akademischen Osteuropa-Szene ein Begriff geworden. Wir haben – im Laufe der Jahre mal mehr, mal weniger – Kontakt zum VHS/Deutschen Slavistenverband und VOH (*Verband der Osteuropahistorikerinnen und -historiker e.V.*), also den Verbänden der Hochschullehrenden gehalten, zum DAAD (*Deutscher Akademischer Austauschdienst*) und zu anderen relevanten Protagonisten der akademischen Osteuropa-Szene.

In den ersten Jahren des Vereins haben wir uns auch immer wieder in aktuelle hochschulpolitische Auseinandersetzungen eingemischt und interveniert, wenn Institute vor der Schließung oder Reduzierung standen – mit gemischtem Erfolg. Mittlerweile hat sich die akademische Landschaft in unseren Disziplinen weitgehend konsolidiert. Unsere ursprünglichen Befürchtungen, dass nach dem Boom der Post-Wende-Jahre und vor dem Hintergrund drastischer Sparzwänge der öffentlichen Hand ein Institutssterben und eine Aushöhlung der früher exzellenten Lehre stattfinden würde, hat sich leider zu größeren Teilen bestätigt. Einiges haben wir abwenden können, vieles aber auch nicht. An der Uni Münster, aus deren Situation sich der Gründungsimpuls ergab, muss man leider feststellen, dass die frühere, vorbildliche akademische Vielfalt in den Osteuropa-Disziplinen sehr stark gekappt und eingedampft wurde. Andernorts gibt es allerdings auch Beispiele, wo Kompetenzen aus einem Standort abgezogen wurden und anderswo angesiedelt wurden, um eine stärkere Konzentration zu erreichen. Die Sorge, unsere akademischen Disziplinen würden komplett „den Bach runtergehen“, hat sich – Lomonosov sei Dank – nicht bestätigt.

Die ursprüngliche Vorstellung, Vernetzung der Studierenden über die Jahreskongresse hinaus zu schaffen, ist realistisch betrachtet nicht oder nur in geringem Ausmaß gelungen. Löbliche Ausnahme hierbei ist *Ostblick Berlin/Brandenburg*, das sich unabhängig vom Bundesverein zu einem lebhaften Netzwerk entwickelt hat. Dazu trägt dort sicher wesentlich auch der Stammtisch bei – ein Konzept, das bundesweit logischerweise nicht funktionieren kann. Insofern bringt es auch wenig, der nicht gelungenen regionalen Unterfütterung hinterherzuweinen – die Gründung von regionaler Initiative kann eben auch nur in der jeweiligen Region gelingen und schlecht von einer bundesweiten Struktur verordnet werden. Vielmehr sollten wir uns darauf konzentrieren, das Erreichte zu sichern, auszubauen und fortzuführen.

Und bevor der Rückblick allzu negativ ausfällt: es hat sich sehr gelohnt! Es gibt uns nach 10 Jahren immer noch, und das ist keine kleine Leistung für einen ehrenamtlichen Studierendenverein. Neben den erfolgreichen Jahreskongressen und den Publikationen sollten wir auch an dem Konzept des Studierendendachverbands festhalten. Diese Struktur ermöglicht *Ostblick*, wann immer das nötig ist und wann immer es von engagierten KommilitonInnen vor Ort ge-

wünscht wird, als „Stimme der Studierenden“ aufzutreten und damit hochschulpolitische und fachliche Debatten zu führen und im Sinne der Studierenden, also hauptsächlich für eine gute Lehre, zu beeinflussen.

III.

Ostblick lebt von und durch das Engagement seiner Mitglieder, das meistens im Hauptstudium beginnt und spätestens mit dem Berufseintritt endet. Es ist ein Engagement auf Zeit, das durch das gemeinsame Ziel verbindet und die Grenzen des lokalen Studienortes überwindet. Kongresse und Mitgliederveranstaltungen sind immer auch vor allem Orte der Begegnung, des Kennenlernens und guter Partys gewesen, auf denen Politik und Wissenschaft schnell in den Hintergrund getreten sind. Hier wurden aus Kommilitonen schnell Freunde, die sich mit Freude in ein weiteres Jahr Planung und Arbeit stürzten.

Und so möchten wir stellvertretend für die vielen verdienten Heldinnen und Helden von *IOS* und *Ostblick* jemanden danken, der überhaupt kein Mitglied des Vereins ist und doch so viel für diesen getan hat – unserem DJ Pixie von Eastblok Music Berlin. Armin, Du bist Herz und Seele jeder Ostblick Party.

Ostblick – rock on! 10 more years.

Peter Alberts
Klaus Topitsch



Mitteleuropäische Verflechtungen im Mittelalter

Weibliche Heilige in Ostmitteleuropa im 13. Jahrhundert

Andrea Hauff (Tübingen)

Im 13. Jahrhundert findet sich in Ostmitteleuropa in den Dynastien der Přemysliden, Piasten, Arpaden und Andechs-Meranier ein Kreis von miteinander verwandten hochadligen Frauen, die allesamt als Heilige verehrt wurden. Beschränkt man sich hierbei auf Personen, die während des 13. Jahrhunderts lebten und bereits vor 1300 verstorben sind, so ergibt sich immerhin noch die beträchtliche Zahl von neun im Ruf der Heiligkeit stehenden Frauen.¹ Für Westeuropa und andere Räume² findet sich für das 13. Jahrhundert in vergleichbarem Maße keine solche Häufung von heiligen Frauen innerhalb einer Verwandtschaftsgruppe, so dass ein Blick auf diese hochadligen Frauen Ostmitteleuropas besonders lohnend erscheint.³

Es handelt sich dabei um Elisabeth von Thüringen, deren Tochter Gertrud von Altenberg,⁴ Hedwig von Schlesien, die Schwestern Anna von Schlesien und Agnes von Böhmen (Nichten Hedwigs von Schlesien, die wiederum eine Tante Elisabeths von Thüringen war). Aus dem ungarischen Königsgelecht der Arpaden werden außerdem die heilige Kinga (Kunigunde),⁵ die heilige Margareta von Ungarn⁶ und die selige Jolenta (Helena)⁷ verehrt, die als Töchter König Belas IV. Nichten Elisabeths von Thüringen waren. Ferner ist die selige Salomea, eine gebürtige Piastin und Schwägerin Elisa-

1 Die durchaus existierenden männlichen Heiligen dieser Dynastien bleiben aufgrund ihrer für den gewählten Zeitraum weitaus geringeren Zahl unberücksichtigt. Zu nennen wäre beispielsweise Ludwig von Toulouse (1274-1297); vgl. Andreozzi, Gabriele: Elisabetta e Lodovico. I santi patroni del Terzo Ordine di San Francesco, Rom 1996; Pásztor, Edith: Ludovico d'Angiò, in: *Bibliotheca Sanctorum*. Bd. 8, Rom 1967, 300-307.

2 Einzig für Portugal ist mit den drei Schwestern Mafalda, Sancha und Theresia ein in Ansatzpunkten ähnlicher Fall gegeben; vgl. Dimier, Marie-Anselme: Mafalda, in: *Bibliotheca Sanctorum*. Bd. 8, Rom 1967, 490f.; Jiménez Pedrajas, Rafael: Teresa di Portogallo e Sancia, in: *Bibliotheca Sanctorum*. Bd. 12, Rom 1969, 428f.

3 Bisher dazu Michalski, Maciej: *Kobiety i świętość w żywotach trzynastowiecznych księżnych polskich*, Poznań 2004; Klaniczay, Gábor: The Cinderella Effect. Late Medieval Female Sainthood in Central Europe and in Italy, in: *East Central Europe* 20-23, H. 1 (1993-96), 51-68; Ders.: *Holy Rulers and Blessed Princesses. Dynastic Cults in Medieval Central Europe*, Cambridge 2002, 195-294; Machilek, Franz: Die Dynastien der Přemysliden, Piasten und Arpaden und der Klarissenorden im 13. und frühen 14. Jahrhundert, in: Eberhard, Winfried u.a. (Hgg.): *Westmitteleuropa – Ostmitteleuropa. Vergleiche und Beziehungen*. Festschrift für Ferdinand Seibt zum 65. Geburtstag, München 1992 (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum, 70), S. 293-306; Vauchez, André: «Beata Stirps». Sainteté et lignage en Occident aux XIIIe et XIVe siècles, in: Duby, Georges/Le Goff, Jacques (Hgg.): *Famille et parenté dans l'Occident médiéval. Actes du Colloque de Paris (6-8 Juin 1974) organisé par l'École Pratique des Hautes Études (VIe Section) en collaboration avec le Collège de France et l'École Française de Rome*, Rom 1977 (Collection de l'École Française de Rome, 30), 397-411 und kürzlich erschienen Magyar, Zoltán: *Hungarian Royal Saints. The Saints of the Arpadian Dynasty*, Herne 2012 (Studien zur Kirchengeschichte und Theologie, 3).

4 Winkel, Harald: Mittelalterliche Kult-Etablierung und neuzeitliche Kult-Imagination. Gertrud von Altenberg, die filia sanctae Elisabeth, in: Meyer, Andreas (Hg.): *Elisabeth und kein Ende ... Zum Nachleben der heiligen Elisabeth von Thüringen*. 5. Tagung der Arbeitsgruppe „Marburger Mittelalterzentrum (MMZ)“, Marburg, 1. Juni 2007, Leipzig 2012, 141-160; Doepner, Thomas: *Das Prämonstratenserinnenkloster Altenberg im Hoch- und Spätmittelalter. Sozial- und frömmigkeitsgeschichtliche Untersuchungen*, Marburg 1999 (Untersuchungen und Materialien zur Verfassungs- und Landesgeschichte, 16), 55-74.

5 Kowalska, Barbara: *Święta Kinga. Rzeczywistość i legenda. Studium źródłoznawcze*, Kraków 2008; Niezgoda, Cecylia: Bł. Salomea, św. Kinga i bł. Jolenta – związki rodzinne i duchowość, in: Blok, Paweł (Hg.): *Święci nie przemijają. Materiały z sympozjum naukowego o błogosławionej Jolencie z okazji 700-lecia jej śmierci*. Gniezno, 8-9 października 1999 roku, Gdańsk 2002, 53-75.

6 Király, Ilona: *Árpád-házi Szent Margit és a sziget*, Budapest 1979; Klaniczay, Tibor/Klaniczay, Gábor: *Szent Margit legendái és stigmái*, Budapest 1994 (Irodalomtörténeti füzetek, 137); Krafft, Otfried: *Árpád-házi Szt. Margit szentté avatási perének 1379-es újrafelvétele*, in: *Századok* 140 (2006), 455-464.

7 Blok (Hg.): *Święci*; Michalski, Maciej: *Błogosławiona Jolenta refleksja historyczno-hagiograficzno-historiograficzna*, in: Janiak, Tomasz (Hg.): *Franciszkanie konwentualni i klaryski w Wielkopolsce od XII do XIX wieku*. Katalog wystawy, Gniezno 2006, 71-82.

beths von Thüringen, hinzuzuzählen.⁸ Einige dieser Frauen wurden relativ zeitnah nach ihrem Tod heiliggesprochen, während bei anderen erst in der Frühen Neuzeit die Seligsprechung vorgenommen oder zu Ende des 20. Jahrhunderts der Kanonisationsprozess abgeschlossen wurde. Im Folgenden sollen von fünf dieser oben angeführten Frauen Herkunft, Leben und Heiligkeitskonzepte in aller Kürze vorgestellt und vor dem Aspekt der verwandtschaftlichen Beziehungen zueinander in Relation gesetzt werden, um Verbindendes bzw. Trennendes in Leben und Wirken innerhalb dieser Personengruppe ausmachen zu können. Da Hedwig von Schlesien in der rein chronologischen Reihung der Geburtsdaten als erste steht, sei auch hier mit ihr der Anfang gemacht.

Hedwig von Schlesien

Hedwig von Schlesien wurde zwischen 1174 und 1178 in Andechs als Tochter Herzog Bertholds VI. von Andechs-Meranien und seiner Ehefrau Agnes von Groitzsch, einer Wettinerin, geboren. Die spätere Tante der Elisabeth von Thüringen wurde seit ihrem fünften Lebensjahr von Benediktinerinnen im fränkischen Kloster Kitzingen am Main erzogen. Um 1188 erfolgte die Heirat mit Herzog Heinrich I. von Schlesien und in den folgenden Jahren die Geburt mehrerer Kinder.⁹ Im Jahr 1202 gründeten die Eheleute gemeinsam das Zisterzienserinnenkloster Trebnitz¹⁰ in der Nähe von Breslau, in das sich Hedwig zeitweise zurückzog, nachdem die Eheleute um 1209 ein Keuschheitsgelübde abgelegt hatten. Als schließlich Heinrich im Kampf gegen die Mongolen verstarb, lebte Hedwig bis zu ihrem Tod am 14. Oktober 1243 ausschließlich in Trebnitz.¹¹

Die Hauptquelle für diese Informationen zu Hedwigs Leben stellt die sogenannte *Legenda maior*¹² dar, eine im Kontext des eingeleiteten Kanonisationsverfahrens verfasste Vita, in welche auch Teile der Akten dieses Prozesses inseriert sind.¹³ Nach mehreren Unterbrechungen kam der Kanonisationsprozess schließlich doch recht zügig bereits 1267 mit der Heiligsprechung Hedwigs zu Ende.¹⁴ In der *Legenda maior* und im ikonographischen Programm wird Hedwig als Stifterin und wohlthätige Fürstin charakterisiert und verkörpert damit ein im Hochmittelalter verbreitetes Heiligkeitskonzept ähnlich der im Jahr 1200 kanonisierten Kaiserin Kunigunde.¹⁵ Bei Hedwig wird dieses noch komple-

⁸ Zu Salomea, Agnes, Elisabeth, Anna und Hedwig siehe unten.

⁹ Die genaue Kinderzahl ist umstritten. Ausführlich zu den Familienverhältnissen Hedwigs Swastek, Józef: *Rodzina świętej Jadwigi*, in: Kaczmarek, Michał/Wójcik, Marek L. (Hgg.): *Księga Jadwiżańska. Międzynarodowe Sympozjum Naukowe Święta Jadwiga w dziejach i kulturze Śląska*, Wrocław-Trzebnica 21-23 września 1993 roku, Wrocław 1995 (*Acta Universitatis Wratislaviensis*, 1720), 43-59 und Gottschalk, Joseph: *St. Hedwig Herzogin von Schlesien*, Köln 1964 (*Forschungen und Quellen zur Kirchen- und Kulturgeschichte Ostdeutschlands*, 2), 105-115.

¹⁰ Zur Geschichte des Klosters Trebnitz siehe Bobowski, Kazimierz: *Fundacja i początki klasztoru cysterek w Trzebnicy*, in: *Acta Universitatis Wratislaviensis, Historia* 106 (1993), 31-39 und Walter, Ewald: *Der historische Wert der ältesten nicht urkundlichen Quelle zum Leben der hl. Hedwig und zur Gründung der Zisterzienserinnenabtei Trebnitz* aus der Feder des Caesarius von Heisterbach, in: Stasiewski, Bernhard (Hg.): *Beiträge zur schlesischen Kirchengeschichte. Gedenkschrift für Kurt Engelbert*, Köln, Wien 1969, 76-170.

¹¹ Gottschalk: *St. Hedwig*, 213f.

¹² *Vita Sanctae Hedwigis*, ed. Aleksander Semkowicz, in: Bielowski, August (Hg.): *Monumenta Poloniae Historica. Pomniki dziejowe polski*. Bd. 4, Lwów 1884, Nachdruck Warszawa 1961, 501-642.

¹³ Hauff, Andrea: *Translation von Heiligkeit. Die Wahrnehmung von heiligem Raum im spätmittelalterlichen Heiligenkult*, in: *Palaeobulgarica* 36, H. 1 (2012), 80-92, 85.

¹⁴ Zu den Details des Kanonisationsprozesses siehe Gottschalk, Joseph: *Die Förderer der Heiligsprechung Hedwigs*, in: *Archiv für schlesische Kirchengeschichte* 21 (1963), 73-132.

¹⁵ Kaczmarek, Romuald: *Das Bild der heiligen Hedwig. Zeugnisse in der Kunst vom 13. bis zum 18. Jahrhundert*, in: Grunewald, Eckhard/Gussone, Nikolaus (Hgg.): *Das Bild der heiligen Hedwig in Mittelalter und Neuzeit*, München 1996 (*Schriften des Bundesinstituts für ostdeutsche Kultur und Geschichte*, 7), 137-158. Zu Kunigunde siehe u.a. Klauser, Renate: *Der Heinrichs- und Kunigundenkult im mittelalterlichen Bistum Bamberg*, Bamberg 1957; Meyer, Carla: *Die konstruierte Heilige. Kaiserin Kunigunde und ihre Darstellung in Quellen des 11. bis 16. Jahrhunderts*, in: *Bericht/Historischer Verein Bamberg* 139 (2003), 39-101; Baum-

mentiert durch das Motiv der liebenden, ihre Kinder im christlichen Glauben erziehenden Mutter. Während bei Kunigunde und ihrem Ehemann die Kinderlosigkeit in zeitgenössischen Quellen noch keine Deutung als religiös motiviert findet, wird in der *Legenda maior* die getrennte Lebensführung der Eheleute und der spätere Witwenstand Hedwigs als Zeichen ihrer Frömmigkeit hervorgehoben.¹⁶ Das franziskanische Armutsideal hingegen ist bei Hedwig, anders als bei ihrer prominenten Nichte Elisabeth von Thüringen, noch nicht besonders ausgeprägt.

Anna von Schlesien

Hedwigs Schwiegertochter Anna von Schlesien wurde zwischen 1201 und 1204 als Tochter des böhmischen Königs Přemysl Ottokars I. und der Konstanze von Ungarn geboren, deren Bruder Andreas II. von Ungarn der Vater Elisabeths von Thüringen war; somit sind Anna und Elisabeth Kousinen. Durch die Eheschließung mit Herzog Heinrich II. von Schlesien, dem 1241 im Kampf gegen die Mongolen verstorbenen Sohn Hedwigs, kam Anna zwischen 1214 und 1220 an den Breslauer Hof.¹⁷ In Nacheiferung der Stiftungstätigkeit der Eltern bzw. Schwiegereltern, Heinrich I. und Hedwig, gründeten die Eheleute zahlreiche Spitäler und Klöster.¹⁸ Bei der bedeutendsten Gründung, dem Klarissenkloster in Breslau, wurde Anna von ihrer jüngeren Schwester Agnes¹⁹ und somit wiederum indirekt von Klara von Assisi beeinflusst.²⁰ Nach dem Tod Heinrichs II. übernahm Anna die Regentschaft für ihren unmündigen Sohn Bolesław II. und führte die fromme Stiftungstätigkeit bis zu ihrem Tod 1265 fort.

Da von Anna lediglich eine sehr kurze Vita²¹ überliefert ist, die Indizien für einen Kult nicht sehr ausgeprägt sind²² und ein offizieller Kanonisationsprozess nie eingeleitet wurde, kann die Entwicklung eines eigenständigen Heiligkeitskonzeptes nicht konstatiert werden. Lediglich für die Barockzeit ist eine schwache Verehrungstradition nachweisbar.²³

Elisabeth von Thüringen

Elisabeth von Thüringen (1207-1231), Tochter König Andreas' II. von Ungarn und seiner Gemahlin Gertrud aus dem Geschlecht der Andechs-Meranier, heiratete 1221 Ludwig IV. aus der damals reichspolitisch bedeutenden Familie der Landgrafen von Thüringen.²⁴ Noch zu Lebzeiten ihres Mannes,

gärtner, Ingrid (Hg.): Kunigunde – eine Kaiserin an der Jahrtausendwende, Kassel 1997 (Furore-Edition, 893).

16 Zu Müttern als Heilige siehe Vauchez, André: Les saintes comme mères dans l'hagiographie occidentale (Xe-XVe siècles), in: *Micrologus* 17 (2009), 199-213.

17 Als einzige Monographie zu Anna liegt Knoblich, Augustin: Herzogin Anna von Schlesien 1204-1265. Erinnerungsblätter zu ihrem sechshundertjährigen Todestage, Breslau 1865 vor. Siehe daher zu Annas Leben auch Michalski: *Kobiety i świętość*, 77-79.

18 Zu den Spitalsgründungen in Schlesien siehe Dola, Kazimierz: Szpitale średniowieczne Śląska, in: *Rocznik teologiczny Śląska opolskiego* 2 (1970), 177-208.

19 Siehe unten.

20 Walter, Ewald: Zur Gründungsgeschichte des Breslauer Klarenstiftes, in: *Jahrbuch der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau* 32 (1991), 21-28.

21 Vita Annae ducissae Silesiae, ed. Aleksander Semkowicz, in: Bielowski (Hg.): *Monumenta Poloniae Historica*, 656-661; vgl. hierzu Ksyk, Patrycja Magdalena: Vita Annae Ducissae Silesiae, in: *Nasza przeszłość* 78 (1992), 127-150.

22 Piechota, Benigny Z.: Kult liturgiczny św. Anny na Śląsku w świetle średniowiecznych rękopisów liturgicznych, in: *Rocznik teologiczny Śląska opolskiego* 2 (1970), 99-130.

23 Marschall, Werner: Anna, Hzgn. v. Schlesien, in: *Lexikon für Theologie und Kirche*. Bd. 1, 3. Aufl. Freiburg 1993, 692.

24 Aus der Fülle an Publikationen zu Elisabeths Leben und Wirken sei an dieser Stelle lediglich auf Blume, Dieter/Werner, Matthias (Hgg.): Elisabeth von Thüringen. Eine europäische Heilige. Katalog und Aufsätze, Petersberg 2007; Philipps-Universität Marburg in Verbindung mit dem Hessischen Landesamt für Geschichtliche Landeskunde (Hg.): Sankt Elisabeth. Fürstin, Dienerin,

der in jungen Jahren 1227 auf dem fünften Kreuzzug verstarb, widmete sich Elisabeth in Eisenach der Armen- und Krankenfürsorge, wie die frühen Viten berichten.²⁵ Ihr Beichtvater Konrad von Marburg, der vermutlich dem Prämonstratenserorden angehörte,²⁶ übte sehr großen Einfluss auf sie aus; so soll Elisabeth gemäß den Viten ihm gegenüber ein Gehorsamsgelübde abgelegt haben.²⁷ Er kümmerte sich nicht nur um ihr geistliches Wohl, sondern auch um ihre finanziellen Angelegenheiten, als Elisabeth, der Familie ihres verstorbenen Ehemannes nicht mehr wohlgefallen, die Wartburg verlassen musste und in Marburg ein Hospital gründete.

Da Elisabeth bereits zu Lebzeiten im Ruf der Heiligkeit stand, ist es nicht verwunderlich, dass ihre Grabstätte in Marburg sich rasch zur Wallfahrtsstätte entwickelte und auch der Kanonisationsprozess zügig voranschritt.²⁸ Die Heiligsprechung durch Papst Gregor IX. nur vier Jahre nach ihrem Tod ist daher auch eher als Katalysator denn als Ausgangspunkt für das Aufblühen des Elisabethkultes zu werten.²⁹ Elisabeth wurde zum Rollenmodell für radikal gelebte Christusbefolgung in Armut und Demut, wobei in Relation zu ihrer hochadligen Herkunft der Verzicht auf Wohlstand, Privilegien und Status noch verehrungswürdiger schien.³⁰ Dieses Heiligkeitskonzept gewann im Laufe des 13. Jahrhunderts rasant an Popularität und wirkte auf alle Bevölkerungsschichten, vor allem aber auch auf Frauen in ihrer eigenen Verwandtschaftsgruppe wie Agnes von Böhmen.

Heilige. Aufsätze, Dokumentation, Katalog. Ausstellung zum 750. Todestag der heiligen Elisabeth, 19. November 1981-6. Januar 1982, Sigmaringen 1981; Huyskens, Albert: Quellenstudien zur Geschichte der heiligen Elisabeth, Landgräfin von Thüringen, Marburg 1908 verwiesen. Eine Zusammenstellung jüngerer Literatur findet sich bei Lehmann, Leonhard: Neue Literatur zur hl. Elisabeth von Thüringen, in: *Collectanea Franciscana* 78 (2008), 261-342.

25 Caesarius von Heisterbach: Das Leben der Heiligen Elisabeth und andere Zeugnisse (*Vita Sancte Elyzabeth Lantgravie, Sermo de Translatione Beate Elyzabeth*), hg. und übers. von Ewald Könsgen, Marburg 2007 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen, 67. Kleine Texte mit Übersetzungen, 2), 40-47; Dietrich von Apolda: Das Leben der Heiligen Elisabeth, hg. und übers. von Monika Renner, Marburg 2007 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen, 67. Kleine Texte mit Übersetzungen, 3), 90-95.

26 Zur Person Konrads siehe u.a. Patschovsky, Alexander: Konrad von Marburg und die Ketzer seiner Zeit, in: Philipps-Universität Marburg (Hg.): *Sankt Elisabeth*, 70-77 und Vahl, Wolfhard: Konrad von Marburg, die Hl. Elisabeth und der Deutsche Orden, Marburg 2007 (Schriften des Hessischen Staatsarchivs Marburg, 18).

27 Caesarius von Heisterbach: Das Leben der Heiligen Elisabeth, 30f.; Dietrich von Apolda: Das Leben der Heiligen Elisabeth, 98f.

28 Zum Kanonisationsprozess siehe Leinweber, Josef: Das kirchliche Heiligsprechungsverfahren bis zum Jahre 1234. Der Kanonisationsprozeß der hl. Elisabeth von Thüringen, in: Philipps-Universität Marburg (Hg.): *Sankt Elisabeth*, 128-136 und Würth, Ingrid: Die Aussagen der vier Dienerinnen im Kanonisationsverfahren Elisabeths von Thüringen (1235) und ihre Überlieferung im Libellus, in: *Zeitschrift für Thüringische Geschichte* 59/60 (2005/2006), 7-74.

29 Siehe u.a. Jasiński, Kazimierz: Kult świętej Elżbiety w dynastii piastowskiej, in: Zielińska-Melkowska, Krystyna (Hg.): *Europa Środkowa i Wschodnia w polityce Piastów. Materiały z sympozjum „Europa Środkowa i Wschodnia w polityce Piastów“*, Toruń, 14-15 grudnia 1995 r., Toruń 1997, 197-212.

30 Zum Aspekt der freiwillig gewählten Armut siehe Kehnel, Annette: Der freiwillig Arme ist ein potentiell Reicher. Eine Unterscheidung zwischen freiwilliger und unfreiwilliger Armut, in: Melville, Gert/Kehnel, Annette (Hgg.): *In proposito paupertatis. Studien zum Armutsverständnis bei den mittelalterlichen Bettelorden*, Münster 2001 (*Vita regularis*, 13), 203-228. Zum Zusammenspiel von hochadliger dynastischer Heiligkeit und franziskanischem Armutsideal bei Elisabeth vgl. Würth, Ingrid: *Altera Elisabeth. Königin Sancia von Neapel (1286-1345) und die Franziskaner*, in: Bünz, Enno/Tebruck, Stefan/Walther, Helmut G. (Hgg.): *Religiöse Bewegungen im Mittelalter. Festschrift für Matthias Werner zum 65. Geburtstag*, Köln, Weimar, Wien 2007 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Thüringen. Kleine Reihe, 24), 517-542, 517f. Zum Aspekt insbesondere weiblicher Heiligkeit vgl. Muschiol, Gisela: Elisabeth von Thüringen. Weiblichkeit zwischen Rollenerwartung und Rollenbruch, in: *Zeitschrift für Kirchengeschichte* 118 (2007), 348-366; Petrakopoulos, Anja: *Sanctity and Motherhood. Elizabeth of Thuringia*, in: Mulder-Bakker, Anneke B. (Hg.): *Sanctity and Motherhood. Essays on Holy Mothers in the Middle Ages*, New York, London 1995 (Garland Medieval Casebooks, 14), 259-296; Haarländer, Stephanie: Zwischen Ehe und Weltentsagung. Die verheiratete Heilige – Ein Dilemma der Hagiographie, in: Bertelsmeier-Kierst, Christa (Hg.): *Elisabeth von Thüringen und die neue Frömmigkeit in Europa*. Frankfurt am Main 2008 (Kulturgeschichtliche Beiträge zum Mittelalter und der frühen Neuzeit, 1), 211-229.

Agnes von Böhmen

Agnes von Böhmen (ca. 1211-1282) wurde als jüngstes Kind aus der zweiten Ehe Přemysl Ottokars I. von Böhmen mit Konstanze von Ungarn geboren.³¹ Mehrere auf diplomatischem Wege eingeleitete Verheiratungsversuche (zu den Kandidaten zählten Heinrich VII., Heinrich III. von England und Friedrich II.) scheiterten unter anderem auch daran, dass Agnes aus religiösen Gründen eine Eheschließung ablehnte.³² 1232 gründete sie in Prag ein dem heiligen Franziskus geweihtes Spital sowie ein Männerkloster und das erste nördlich der Alpen gelegene Kloster nach dem Vorbild Klaras von Assisi. In dieses trat sie im Jahr 1234 auch selbst ein und fungierte dort als Äbtissin.³³ In Zusammenhang mit der Klostergründung steht ein Briefwechsel, den sie mit Klara von Assisi führte und von dem vier an Agnes gerichtete Briefe Klaras überliefert sind.³⁴ Jedoch ist bei Agnes Lebensmodell nicht nur eine Ausrichtung auf Klara deutlich zu erkennen, sondern mit der Gründung des Hospitals auch eine Nachahmung der gleichaltrigen Elisabeth von Thüringen.³⁵

Daher kommen in der Verehrungstradition bei Agnes mehrere Motive zum Tragen: Einerseits wird sie mit ihrer Klostergründung als erste Nachfolgerin Klaras nördlich der Alpen verehrt und andererseits werden der Verzicht auf ein standesgemäßes Leben und die Zuwendung zum Dienst an den Armen als heilig angesehen. Hinzu kommen bei Agnes noch das Motiv der standhaften Abwehr einer Eheschließung, die besonders im Hochadel zur Fortführung der Dynastie von der Familie erwartet wurde, und die geglückte Suche nach einer Möglichkeit, dennoch ein jungfräuliches Leben führen zu können.³⁶ Aber anders als bei ihren Vorbildern zog sich der Kanonisationsprozess im Fall Agnes über mehrere Jahrhunderte hinweg. Die Seligsprechung fand erst im Jahr 1874 statt und nochmals ein Jahrhundert verging, bevor sie 1989 von Papst Johannes Paul II. heiliggesprochen wurde.³⁷

Salomea von Krakau

Salomea von Krakau (1211-1268) war als Schwester des Piasten Bolesław des Schamhaften die

31 Zur Datierung des Geburtsjahrs siehe Felskau, Christian-Frederik: Agnes von Böhmen und die Klosteranlage der Klarissen und Franziskaner in Prag. Leben und Institution, Legende und Verehrung, Nordhausen 2008, 89f.

32 Polc, Jaroslav: Agnes von Böhmen 1211-1282. Königstochter – Äbtissin – Heilige, München 1989 (Lebensbilder zur Geschichte der Böhmisches Länder, 6), 34-41.

33 Felskau: Agnes von Böhmen, 215-321.

34 Goorbergh, Edith A. van den/Zweerman, Theodore H.: Light Shining Through a Veil. On Saint Clare's Letters to Saint Agnes of Prague, Leuven 2000. Als weitere Quellen sind zu nennen Schneider, Johannes (Hg.): „Candor Lucis Eterne – Glanz des ewigen Lichtes“. Die Legende der heiligen Agnes von Böhmen. Mönchengladbach 2007 (Veröffentlichungen der Johannes-Duns-Skottus-Akademie für Franziskanische Geistesgeschichte und Spiritualität Mönchengladbach, 25) und Seton, Walter W.: Some New Sources for the Life of Blessed Agnes of Bohemia, Aberdeen 1915 (British Society of Franciscan Studies, 7). Zur Ikonographie siehe Royt, Jan: Ikonografie sv. Anežky České v průběhu staletí, in: Annuss, Walter/Kelnar, Vladimír (Hgg.): Svatá Anežka Česká – princezna a řeholnice, Praha 2011, 37-48.

35 Mueller, Joan: The Privilege of Poverty. Clare of Assisi, Agnes of Prague, and the Struggle for a Franciscan Rule for Women, University Park/Pa. 2006; Alberzoni, Maria Pia: Elisabeth von Thüringen, Klara von Assisi und Agnes von Böhmen. Das franziskanische Modell der Nachfolge Christi diesseits und jenseits der Alpen, in: Blume/Werner (Hgg.): Elisabeth von Thüringen, 47-55.

36 Skýbová, Anna: Agnes von Böhmen – eine Přemysliden-Prinzessin als Verfechterin einer neuen Spiritualität, in: Beyreuther, Gerald/Pätzold, Barbara/Uitz, Erika (Hgg.): Fürstinnen und Städterinnen. Frauen im Mittelalter, Freiburg 1993, 40-64; Marini, Alfonso: „Pauperem Christum, virgo pauper, amplectere“. Il punto su Chiara ed Agnese di Boemia, in: Andenna, Giancarlo/Vetere, Benedetto (Hgg.): Chiara e la diffusione delle Clarisse nel secolo XIII. Atti del convegno di studi in occasione dell'VIII centenario della nascita di Santa Chiara, Manduria, 14-15 dicembre 1994, Lecce 1998 (Università degli studi di Lecce. Dipartimento di studi storici dal Medioevo all'Età contemporanea, 39. Saggi e ricerche, 32), 121-132.

37 Vatikan, Archivio della Congregazione per le Cause dei Santi, Fondo Q: Agnes de Bohemia, can. 12 novembris 1989; vgl. Némec, Jaroslav: Die Verehrung der seligen Agnes von Böhmen und der Prozeß ihrer Heiligsprechung, Thaur/Tirol 1989; Felskau: Agnes von Böhmen, 805-915.

Schwägerin Kingas³⁸ und durch die Eheschließung mit dem aus der Dynastie der Arpaden stammenden Koloman, König von Halič, zugleich die Schwägerin Elisabeths von Thüringen. Laut Aussage der Vita soll Salomea sich die Wahrung ihrer Keuschheit für die Zustimmung zur Eheschließung mit Bolesław ausbedungen haben. Überzeugt durch das Vorbild seiner keuschen und überaus frommen Ehefrau habe er nach drei Jahren Ehe schließlich selbst ein Keuschheitsgelübde abgelegt.³⁹ Nach dem Tod des Ehemanns im Jahr 1241 ging Salomea zuerst zurück an den Krakauer Hof. Schließlich wurde sie Klarissin und trat 1244 in das für sie gegründete Kloster Zawichost, gelegen in Kleinpolen bei Sandomierz, ein. Infolge der Bedrohungen durch die Tartaren wurde das Kloster nach Skała in die Nähe von Krakau verlegt, wo Salomea 1268 verstarb.⁴⁰

Von ihrem Lebens- und Heiligkeitsmodell gesehen zählt Salomea zur Gruppe der verheirateten Frauen ohne Kinder. Die aus dieser sogenannten Josephsehe resultierende Kinderlosigkeit wird im Falle Salomeas als eindeutig gewollt stilisiert und als Zeichen einer heiligen Lebensführung gewertet. Ergänzt wird dieses Lebensmodell durch die Zeit der Witwenschaft, in der Salomea sich nun frei von aus ihrer Herkunft oder Ehe resultierenden Verpflichtungen als Klarissin ganz dem geistlichen Leben widmete. Dass diese Phase in Salomeas Leben von der sie verehrenden Nachwelt als bedeutender angesehen wurde als die Zeit als Landesfürstin und Herrscherin, wird beispielsweise in der Passage der Vita deutlich, in welcher der Streit um Salomeas Reliquien verhandelt wird.⁴¹ Trotz der also durchaus nachweisbaren Verehrung Salomeas als Heilige unmittelbar nach ihrem Tod und der Bemühungen um die Einleitung eines Kanonisationsprozesses wurde sie, ähnlich wie Agnes von Böhmen, erst Jahrhunderte später, nämlich 1673 seliggesprochen.⁴²

Fazit

Nach der Untersuchung der Lebensführung von nur fünf der als heilig verehrten weiblichen Mitglieder der Dynastien der Přemysliden, Piasten, Arpaden und Andechs-Meranier aus dem 13. Jahrhundert lassen sich drei Gruppen ausmachen: Hedwig von Schlesien, Anna von Schlesien und Elisabeth von Thüringen entsprechen zwar vordergründig als verheiratete Frauen mit Kindern dem weiblichen Rollenideal des Mittelalters,⁴³ aber jede verstand es auf ihre Weise – ob zu Zeiten als noch unverheiratete Frau, als Ehefrau oder später als Witwe – ein religiöses Leben zu führen und dadurch in den Ruf der Heiligkeit zu gelangen. Besonders Elisabeth sticht durch die Befolgung des Armutsideals und den Bruch mit gesellschaftlichen Normen hervor und wurde in ihrer Lebensführung prägend nicht nur für die mit ihr verwandten Frauen, sondern für viele Zeitgenossinnen.⁴⁴

Agnes von Böhmen dagegen lehnte eine Eheschließung ab und lebte das in der Geschichte des

38 Kinga (1234-1292), Tochter des ungarischen König Béla IV., wurde an den Krakauer Hof gegeben und mit Bolesław dem Schamhaften verheiratet.

39 Vita Sanctae Salomeae Reginae Haliciensis auctore Stanislao Franciscano, ed. Wojciech Kętrzyński, in: Bielowski (Hg.): Monumenta Poloniae Historica, 770-796. Vgl. Hauff: Translation, 88f.

40 Zum Leben Salomeas siehe Niezgodą, Cecylia: Błogosławiona Salomea Piastówna, Kraków 1996; Michalski: Kobiety i świętość, 73-77; Hollý, Karol: Princess Salomea and Hungarian-Polish Relations in the Period 1214-1241, in: Historický časopis 55 Supplement (2007), 7-34; Włodarski, Bronisław: Salomea królowa Halicka (Karta z dziejów wprowadzenia zakonu klarysek do Polski), in: Nasza przeszłość 5 (1957), 61-83; Ders.: Salomea, in: Witkowska, Aleksandra (Hg.): Nasi Święci. Polski słownik hagiograficzny, Lublin 1998, 528-536.

41 Vita Sanctae Salomeae, 783f.

42 Vatikan, Archivio Segreto Vaticano, Fondo Congregazione dei Riti, Processi, nr. 640-644.

43 Eine Einführung in die Frauengeschichte des Mittelalters bietet Nolte, Cordula: Frauen und Männer in der Gesellschaft des Mittelalters, Darmstadt 2011 (Geschichte kompakt).

44 Bertelsmeier-Kierst, Christa: Bräute Christi – Zur religiösen Frauenbewegung des 12. und 13. Jahrhunderts, in: Dies. (Hg.): Elisabeth von Thüringen, 1-32.

Christentums nahezu von Beginn an als heilig geltende Ideal der Jungfräulichkeit⁴⁵ in der Rolle als Stifterin, Nonne und später Äbtissin. Der Bruch mit der ihr zugeschriebenen Rolle als Königstochter mit all seinen Folgen vollzog sich bei Agnes also bereits in einer frühen Lebensphase; so konnte sie von da an freier als etwa Elisabeth von Thüringen über die Ausgestaltung ihres religiösen Lebens selbst entscheiden und sich dem franziskanischen Armutsideal zuwenden.

Eine Mischform stellt schließlich das Lebensmodell der Salomea von Krakau dar. Sie verband nach Aussage der Vita das Leben als Ehefrau mit einem Leben in Jungfräulichkeit, was allgemein als Josephsehe bezeichnet wird.⁴⁶ Zusammen mit ihrer Schwägerin Kinga zählt sie zur Gruppe der verheirateten Frauen, die religiös motiviert kinderlos blieben und auf diese Weise mit gesellschaftlichen Konventionen brachen. Der Verzicht auf eine Wiederverheiratung nach dem Tod des Ehemanns und der stattdessen erfolgende Eintritt in ein Kloster waren dann nur die letzte Konsequenz dieses religiösen Lebensmodells.

Insgesamt kann festgehalten werden, dass die religiös motivierte Entscheidung für eine außergewöhnliche und mit Konflikten verbundene Lebensform an sich bereits als verehrungswürdig galt und den Grundboden für die spätere Entwicklung eines Heiligenkultes darstellen konnte. Aber letztlich zeigen sich bei jeder der untersuchten Frauen individuelle Besonderheiten sowohl in der Lebensführung als auch in den sich formenden Heiligkeitskonzepten, so dass eine differenzierte Betrachtung bei allen zu konstatierenden Gemeinsamkeiten wie etwa Stiftertätigkeit, Armenfürsorge und Wohltätigkeit nottut.

45 Aus der vielfältigen Literatur zum Thema der Jungfräulichkeit seien hier nur erwähnt Carlson, Cindy Laurel/Weisl, Angela Jane (Hgg.): *Constructions of Widowhood and Virginité in the Middle Ages*, Basingstoke 1999 (The New Middle Ages); Atkinson, Clarissa W.: „Precious Balsam in a Fragile Glass“. The Ideology of Virginité in the Later Middle Ages, in: *Journal of Family History* 8, H. 2 (1983), 131-143; Bury, Michael: The Measure of the Virgin's Foot, in: Strickland, Debra Higgs (Hg.): *Images of Medieval Sanctity. Essays in Honour of Gary Dickson*, Leiden, Boston 2007 (Visualising the Middle Ages, 1), 121-134.

46 Bernard, Felix: *Josefsehe*, in: *Lexikon für Theologie und Kirche*. Bd. 5, 3. Aufl. Freiburg 1996, 1014f.

Zur Rezeption der lateinischen und deutschen Lexikographie im mittelalterlichen Böhmen

Martina Jamborová und Kateřina Voleková (Prag)

Im Einklang mit dem Thema „Brückenschläge ins östliche Europa“ möchte dieser Beitrag spezifische Brücken zwischen Kulturen und Sprachen im Europa des Mittelalters vorstellen. Mit diesen Brücken meinen wir lexikographische Werke, die das Wissen zwischen unterschiedlichen Sprachgebieten vermittelt haben. Wir konzentrieren uns auf die Rezeption der lateinischen und deutschen Lexikographie im mittelalterlichen Böhmen. Zuerst stellen wir die Entwicklung der Lexikographie in den Böhmisches Ländern vor. Dann möchten wir ein spezifisches Wortschatzgebiet, und zwar philosophisch-theologische und juristische lexikalische Einheiten, linguistisch analysieren. Die ausgewählten Termini schöpfen wir aus zwei lexikographischen Werken, die wir kurz vorstellen. Unsere Aufmerksamkeit gilt dabei dem Vorkommen dieser Wörter in den vorherigen Entwicklungsetappen des Alttschechischen, der Belegung dieser Einheiten in damaligen alttschechischen Werken, d.h. in anderen Handschriften aus dem 15. Jahrhundert, sowie dem Konstituierungsprozess dieser Einheiten als Termini.

1 Geschichte der tschechischen Lexikographie

Eine Anregung für die Entstehung und Entwicklung der tschechischen Lexikographie waren tschechische Glossen in fremdsprachigen, insbesondere lateinischen Texten. Zu den ältesten gehören tschechische Glossen im Wörterbuch *Mater verborum* aus dem 13. Jahrhundert. Die Anfänge der tschechischen Lexikographie können wir um 1300 ansetzen. Aus dieser Zeit sind die ersten thematischen Sammlungen lateinisch-tschechischer Wortgleichungen, die aus der Glossierungstätigkeit entstehen, belegt, vor allem lateinisch-tschechische Bezeichnungen von Heilkräutern, die aus Pflanzenbüchern abgeschrieben wurden.

Die ersten bohemikalen lexikographischen Werke, die eine gewisse materielle Ganzheit anstrebten und eine für Wörterbücher spezifische Makro- und Mikrostruktur aufweisen, sind in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts entstanden. Sie haben zwei Formen: es sind entweder Alphabetarien oder Nomenklaturen, entweder alphabetisch oder sachlich geordnete Wörterbücher. Am bedeutendsten sind drei lateinisch-tschechische Sachglossare (*Vocabularius grammaticus*, *Bohemarius* und *Glossarium*) von Bartoloměj von Chlumec, genannt Klaret (lateinisch *Claretus de Solencia*), in denen der Autor anstrebte, die tschechische Terminologie in allen damaligen Wissenschaftsbereichen zu konstituieren. Klarets Wörterbücher dienten vielen späteren Lexikographen als Materialquelle. Am Anfang des 15. Jahrhunderts erschienen mehrsprachige Wörterbücher, z.B. das dem Kaiser Maximilian I. gewidmete, lateinisch-deutsch-tschechische Wörterbuch *Triialogus*.

Unter den Vorlagen und Quellen der tschechischen Wörterbücher finden wir sowohl Werke der lateinischen, als auch der deutschen Lexikographie. Von lateinischen Sachglossaren und Enzyklopädien wurden insbesondere *Liber derivationum* von Hugutio Pisanus, *Mammothractus super Bibliam* von Johannes Marchesinus, *Catholicon* von Johannes Balbus, *Liber de natura rerum* von Thomas von Cantimpré u.a. rezipiert. Zu den lateinisch-deutschen Wörterbüchern, die im 15. Jahrhundert in Böhmen rezipiert wurden, gehören das *Vocabularius Ex quo*, die Vokabulariengruppe *Abba-Avis-Abbreviare* und das *Abstractum*-Glossar.¹ Das *Vocabularius Ex quo* aus dem 15. Jahrhundert beinhaltet einen allgemeinen Wortschatz und stellt ein praktisches Handbuch zum Verständnis der Bibel sowie an-

¹ Vgl. Grubmüller: Lexikographie, 2038–2041.

derer lateinischer Texte dar. Die Vokabulargruppe *Abba-Avis-Abbreviare* sind drei selbstständige lateinisch-deutsche Wörterbücher, die zusammen ein lexikographisches Ganzes bilden. Sie stammen auch aus dem 15. Jahrhundert. Es handelt sich um das alphabetisch angeordnete Nominalglossar *Abba*, das Sachglossar *Avis* und das alphabetisch angeordnete Verbalglossar *Abbreviare*. Das lateinisch-deutsche *Abstractum*-Glossar beinhaltet den philosophisch-theologischen Wortschatz der älteren Franziskanerschule. Die älteste Version des Wörterbuchs aus der Zeit um 1300 hatte ca. 400 Stichwörter und gehört zu den kleinsten und ältesten bekannten lateinisch-althochdeutschen Fachglossaren. In späteren Redaktionen erweiterte sich sein Umfang auf mehr als 2.000 Stichwörter. Das *Abstractum*-Glossar sollte als Lesehilfe und Einführung in die lateinische theologisch-theoretische Terminologie für Anfänger dienen.

Zu dem *Vokabularius Ex quo* wird das lateinisch-deutsch-tschechische Wörterbuch von Diefenbach² aus dem Jahr 1470 gezählt, in dem der lateinisch-deutsche Text mit tschechischen Übersetzungen ergänzt wurde. Aus der Vokabulargruppe *Abba-Avis-Abbreviare* wurden in Böhmen insbesondere das Nominalglossar *Abba* und das Verbalglossar *Abbreviare* rezipiert. Diese Glossare bilden einen Bestandteil des Klementinum-Wörterbuchs³ und des Esztergom-Wörterbuchs⁴, in denen die deutschen Äquivalente durch tschechische ersetzt wurden. Beide Wörterbücher entstanden um die Mitte des 15. Jahrhunderts. Das *Abba*-Glossar ist auch ein Bestandteil des Vodňany-Wörterbuchs. Es stammt aus dem Jahr 1410, aus der südböhmischen Stadt Vodňany und wird heute in der Bibliothek des Nationalmuseums⁵ aufbewahrt. Das *Abba*-Glossar im Vodňany-Wörterbuch führt zu jedem Stichwort entweder ein deutsches oder ein tschechisches Äquivalent an. Außergewöhnlich ist ein Vokabular, das im Brünner Manuskript⁶ hinter dem lateinischen Wörterbuch *Catholicon* eingeschrieben wurde und sowohl eine deutsche als auch eine tschechische Übersetzung beinhaltet. Das Brünner Wörterbuch wurde nach 1424 geschrieben und ist auch durch seine Struktur bemerkenswert: im ersten Teil handelt es sich um eine Adaptation des lateinisch-deutschen *Abstractum*-Glossars, die vor allem philosophische und theologische Begriffe beinhaltet, im zweiten Teil geht das Vokabular fließend in ein Nominalglossar *Abba* mit einem allgemeineren Wortschatz über.

Neben umfangreichen Wörterbüchern entstanden auch im 15. Jahrhundert kleine, auf einen ausgewählten Teil des Wortschatzes spezialisierte Glossare. Nicht selten finden wir in Handschriften kleine Fachglossare mit juristischen Termini. Auch das in das *Vokabularius Abba* eingefügte lateinisch-tschechische Fachglossar *Vocabula bona* im Esztergom-Wörterbuch⁷ beinhaltet juristische Termini. *Vocabula bona* ist eine nicht angeordnete Sammlung unterschiedlicher Fachtermini. Es beinhaltet juristische Fachbegriffe, Bezeichnungen für den vierfachen Schriftsinn sowie Auszüge selten belegter Wörter aus unterschiedlichen lexikologischen Werken: aus Klarets *Glossarium*, aus einem Verbalglossar und einem Bibelwörterbuch.

2 Juristische Termini im Fachglossar *Vocabula bona*

Jetzt möchten wir uns juristischen Termini widmen, die im lateinisch-tschechischen Fachglossar *Vocabula bona* belegt sind. Dieses kleine Glossar wurde in das Esztergomer Wörterbuch eingelegt, genau in seinen Teil *Abba* zwischen den Terminologiestichwörtern A- und B-.

Nach dem Stand der Lautveränderungen im Fachglossar *Vocabula bona* vermuten wir, dass der

² Bibliothek des Nationalmuseums, Sign. II F 4, F. 1r-406v.

³ Nationalbibliothek in Prag, Sign. XVII F 31, F. 6r-26r und 27r-91v.

⁴ Esztergomi Főszékesegyházi Könyvtár, Sign. Ms. II 8, S. 58-63, 66-122 und 122-152.

⁵ Sign. II F 2, F. 53r-75r.

⁶ Stadtarchiv Brunn, Sbírka rukopisů Nr. 115, F. 467r-474v.

⁷ S. 63-66.

Text etwa am Anfang der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts entstanden ist. In dieser Zeit hat sich schon eine Reihe tschechischer juristischer Termini konstituiert. Unter Termini verstehen wir eindeutige Wörter, die in einem Fachbereich (in unserem Fall Jura) benutzt werden und ihre fachliche Bedeutung auch außerhalb dieses Fachbereichs behalten. Die Bedeutung des Terminus ist in dem jeweiligen Fachbereich spezifisch abgegrenzt. Solche Termini, die das Wörterbuch im Einklang mit der damaligen altschechischen translato-logischen und juristischen Praxis anführt, sind z.B. die Wörter *súdce* (preses) ‚Richter‘, *poprávce* (iustarius) ‚Gerichtsherr, vereidigter Beamte mit Befugnis zur Rechtssprechung‘, *ortel* (appellacio) ‚Appellation, Berufung, rechtliche Einwände gegen eine Entscheidung oder ein Urteil der Niederen Gerichtsbarkeit‘, *poručník* (tutor) ‚Vormund‘, *odpověď* (diffidacio) ‚Fehde‘ u.a.

Die vorgelegten Termini sind nicht immer nur ein Wort, es gibt hier auch Lexeme mit mehreren Wörtern: *Contestatum iudicium obsazený vel zahájený súd*, *instans necesis nuzná potřeba*. *Zahájený súd* ist ein juristisches, aus zwei Wörtern bestehendes Lexem, das eine Gerichtsverhandlung bezeichnet, die ordentlich mit dem Vorlesen einer Einleitungsformel begonnen wurde; ursprünglich wurde jedoch eine Gerichtsverhandlung mit der Schließung einer Sperre zwischen den Richtern und den Parteien begonnen, daher *zahájený* ‚eingeleitet‘, denn das altschechische *zahájený* heißt ‚versperrt, abgezäunt‘.

Nuzná potřeba ist auch ein interessanter juristischer Begriff, der zusammenfassend ernsthafte ungünstige Umstände bezeichnet, die durch das Gericht anerkannt werden und mit welchen das Nichteinhalten des ordentlichen Ablaufs bei einer Gerichtsverhandlung, insbesondere das Nicht-Erscheinen bei Gericht, entschuldigt werden. Ein solcher Umstand ist nach Rechtsbüchern der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts z. B. Dienst für den Herrscher, Brand, Flut, Krieg, Krankheit, Tod des Vaters oder der Ehefrau usw.⁸

Diese Beispiele sind Übersetzungen fester lateinischer Wortverbindungen, es ist aber keine Ausnahme, dass mit einer tschechischen festen Wortgruppe ein lateinischer Einwortterminus übersetzt wird: *calumnia lstivě pohanění* ‚Verschmähung‘. Bei der Wahl eines solchen Äquivalents kann auch die Bemühung eine Rolle spielen, die Übersetzung *pohanění* von dem wortbildungs- und bedeutungsmäßig nahen Wort *hanění* ‚Verweisung‘ zu unterscheiden, mit welchem der Terminus *expro-bacio* übersetzt ist.

Und umgekehrt verfügt das Tschechische über spezielle Einwortausrücke für lateinische Wortgruppen: *debitor principalis jistec*. Interessant ist, dass in einem der bedeutendsten tschechischen juristischen Wörterbüchern aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts zwar die Einwortbezeichnung *jistec* ‚Principalschuldner, Selbstschuldner‘ erscheint, aber bei der ersten Verwendung durch das Attribut *prvotní* entwickelt ist. Das altschechische Adjektiv *prvotní* heißt in diesem juristischen Kontext ‚die Hauptperson, die den Vorrang vor anderen Beteiligten in einem Rechtsstreit hat‘: *dvoj jest žalobník: jeden slove jistec prvotní, principalis, kterýž žaluje o vlastní věc ... Jiný žalobník slove pŕvod... „der Kläger ist zweierlei: ein Kläger heißt jistec prvotní, principalis, der in eigener Sache anklagt ... Ein anderer Kläger heißt pŕvod...“*. Die Übersetzung mit zwei Wörtern für den lateinischen Terminus *debitor principalis* ist dabei überhaupt nicht notwendig, weil der zweite Typ des Klägers nicht mit dem Substantiv *jistec* und einem unterscheidenden Attribut, sondern mit dem Substantiv *pŕvod* bezeichnet wird.

Unter den schon etablierten Termini sehen wir tschechische Ausdrücke wie die oben angeführten Beispiele. Das Glossar *Vocabula bona* führt jedoch auch solche Ausdrücke auf, an denen sichtbar ist, dass sie aus dem Deutschen übernommen wurden. Die übernommenen Termini unterscheiden sich

⁸ Vgl. Těmito věcmi nuzná potřeba dovodí se: Najprvé knieže té země a jeho moc, podkomoří překážie. Druhé oheň a povodeň. Třetí války obecnie. Čtvrté vŕzenie neb lúpež učiněný, když na cestě jede. Páté nemoc neposmířená. Šesté smrt otce nebo vlastní ženy PrávjhlA 115r. Handschriften werden nach den Abkürzungen des Wörterbuchs Staročeský slovník. Úvodní stati, soupis pramenů a zkratek 1968 zitiert. Tschechische, lateinische und deutsche Texte werden nach dem Sprachusus umgeschrieben, der in der jeweiligen Sprache gewöhnlich ist.

von dem restlichen alttschechischen Wortschatz selbstverständlich insbesondere durch ihre Lautzusammensetzung. Die Fachliteratur⁹ gibt an, dass Termini fremder Herkunft im Alttschechischen wahrscheinlich ziemlich positiv empfangen wurden. Es ist wohl dank der Tatsache, dass sie mit Motivationsmerkmalen unbelastet sind, d.h. der Bezug zu anderen Wörtern ist bei ihnen weder aus dem Gesichtspunkt der Wortbildung, noch der Bedeutung sichtbar. Das heißt, dass in der Gestaltung der Fachterminologie im Tschechischen schon von Anfang an eher „markenhafte“ als „beschreibende“ Begriffe als wünschenswert empfunden wurden und in der Entwicklung der Termini die Motiviertheit verdrängt wurde. Ein übernommener Terminus funktionierte in vielen Fällen als eine monopolhafte Bezeichnung des entsprechenden juristischen Begriffs.

Gleichzeitig soll auf das wichtige Merkmal der alttschechischen Terminologie hingewiesen werden, und zwar die Polysemie der Termini. Sie wurde in der Entwicklung der Terminologie noch mehr als die Motiviertheit verdrängt. Es ist verständlich, dass Termini, die im Rahmen eines terminologischen Systems mehrere ausgeprägte und genau differenzierte Begriffe bezeichnen konnten, aber mit einer Form ausgedrückt wurden, nicht ideal erschienen. Ein Beispiel für einen polysemen Terminus ist das Substantiv *poručník*, das im Fachglossar *Vocabula bona* für das lateinische *tutor* belegt ist. Im Alttschechischen hatte das Substantiv *poručník* außer nicht terminologischen Bedeutungen (diese sind beim Stichwort *poručník* im *Staročeský slovník* sub 1, 4 und 5 angeführt) auch drei terminologische Bedeutungen (die beim Stichwort *poručník* im *Staročeský slovník* sub 2, 3 und 5 angeführt sind: 2. ‚eine zur Pflege eines Waisen oder einer Witwe bestellte Person, ein Vormund, Vertreter in Sachen des Eigentums und Rechts‘; 3. ‚Vermächtnisvollstrecker‘; 5. ‚Vertreter der Seite bei Gerichtsverhandlung‘).

Jetzt konzentrieren wir uns auf Termini, die aus dem Deutschen übernommen wurden. Das Fachglossar *Vocabula bona* ist ein lateinisch-tschechisches Übersetzungswörterbuch. Das verhindert jedoch nicht, dass es als Äquivalent für einige lateinische Ausdrücke Wörter, die aus dem Deutschen übernommen wurden, anführt. Bei lexikalischen Belegen aus Wörterbüchern müssen wir im Allgemeinen mit dem Risiko rechnen, dass es sich um vereinzelte und in der einheimischen Sprache nicht gut klingende Wörter handeln wird. Deswegen muss immer berücksichtigt werden, inwieweit das jeweilige Wort auch in anderen Werken belegt ist und welche Wortbildungs- und Bedeutungsbeziehungen es zum restlichen Wortschatz aufweist. Wir führen einige Beispiele auf:

Für das lateinische *exaccio* führt das Fachglossar *Vocabula bona* das alttschechische Äquivalent **šos vel bezděčné dávanie**. Das Substantiv *šos* (mittelhochdeutsch (mhd.) *schoz*) bedeutet im Alttschechischen ‚eine an die Gemeinde abzuführende Steuer für ein unter dem Stadtrecht stehendes Haus oder Grundstück‘. Diese lexikalische Einheit ist im Tschechischen schon vor 1300 belegt und in der Mitte des 15. Jahrhunderts hat sie bereits eine entwickelte Wortfamilie: die Verben *šosovati*, *zašosovati* ‚Schoss bezahlen‘, Adjektive *šosovní*, *podšosní* ‚der Schoss-Steuer unterliegend‘, das Substantiv *šosněř* ‚Steuereinnahmer‘ u.a.

In der Mitte des 15. Jahrhunderts erscheint im Alttschechischen die im Fachglossar *Vocabula bona* belegte Wortgruppe *ubrmanský* list. Das Adjektiv *ubrmanský* ist von dem bereits früher aus dem Deutschen übernommenen Substantiv *ubrman* (mhd. *oberman*) abgeleitet, das im Alttschechischen die Bedeutung ‚Schiedsrichter, ein bestellter oder von den Parteien gewählter Richter in einer Streitsache‘ hatte. Außer dem Adjektiv *ubrmanský* funktioniert im Alttschechischen eine Reihe von Ableitungen von dem übernommenen Substantiv *ubrman*: die Verben *ubrmaniti*, *ubrmanovati*, die Substantive *ubrmanství*, *ubrmanstvo*. Das eigentliche Adjektiv *ubrmanský* ist schon früher belegt, aber erst in der Wortgruppe *ubrmanský* list bildet es eine lexikalische Einheit mit einer neuen terminologischen Bedeutung: ‚eine die Bezahlung der Schuld bestätigende Urkunde‘. Diese Wortgruppe hat sogar ein terminologisches Synonym, das ebenfalls im Fachglossar *Vocabula bona* belegt ist und eine Übersetzung des lateinischen *quitacio* darstellt: *od dluhu sprostěnie aneb odvadný list*. Das Adjektiv

⁹ PrávJihlA 18v.

odvadný ist vom alttschechischen Verb *odvaditi* abgeleitet, welches vier fein differenzierte juristische Bedeutungen mit einem gemeinsamen Bedeutungsmerkmal ‚einer Verpflichtung entheben, auszahlen‘ hat. Diese Synonymreihe bereichert ein im lateinisch-tschechischen Wörterbuch belegtes Beispiel aus einer in südböhmischen Třeboň aufbewahrten Handschrift¹⁰, welches für lateinische *littera quitacionis list odvadný neb vyznávání vel vypuštění z dluhu* angibt.

Die lateinische Wortgruppe *emphiteticom ius* übersetzt *Vocabula bona* mit dem alttschechischen *purgreční právo*. Statt dem gebührenden *purgreční* sehen wir da eine Vereinfachung der Konsonantengruppe -chtn- zu -chn-. Das Adjektiv *purgreční* ist vom alttschechischen *purgrecht*, *purkrecht* (mhd. *burcrēht*) abgeleitet, das im Alttschechischen die Bedeutungen ‚Erbpacht, Emphyteuse‘, ‚verpachtetes Grundstück oder Gut‘ und ‚Abgabe für das Nutzungsrecht‘ hat. Die ersten Belege des Substantivs *purgrecht* bringen auch Wörterbücher von Bartoloměj von Chlumec, genannt Klarer¹¹. Im Fachglossar *Vocabula bona* wird der Ausdruck *purgrečníci* für das lateinische Wort *feodales* belegt, der vom alttschechischen *purgrečník*, *purkrečník* im Sinne ‚Pächter, Mieter des Purkrechts, in der Regel erblich‘ abgeleitet ist.

Das Fachglossar *Vocabula bona* führt juristische Termini an (vielmals die Termini, die aus dem Deutschen übernommen wurden), die in der damaligen Sprache formal und semantisch verankert waren, und in ausgewählten Fällen setzt es sie in Beziehung mit zusammenhängenden Begriffen.

3 Theologische und philosophische Termini im *Abstractum*-Glossar

Das *Abstractum*-Glossar gehört zu den Wörterbüchern mit einem spezialisierten Wortschatz. Es konzentriert sich auf biblische, theologische und philosophische Begriffe, wie zum Beispiel *beatitudo* ‚Seligkeit‘, *causa finalis* ‚Finalzweck‘, *decacordium* ‚ein Musikinstrument mit zehn Saiten‘, *ecclesia militans* ‚die kämpfende Kirche‘, *figura rei* ‚Gestalt der Sache‘, *incarnacio* ‚Inkorporation‘, *intellectus speculativus* ‚spekulativer Intellekt‘, *meditacio* ‚Meditation‘, *nardispicatus* ‚die Indische Narde‘ usw. Der tschechische Übersetzer des lateinisch-deutschen Glossars *Abstractum* stand vor der schwierigen Aufgabe, für diese Termini geeignete Äquivalente zu finden. Philosophie und Theologie wurden damals in Böhmen vor allem an der durch den Kaiser Karl IV. gegründeten Prager Universität gepflegt. In diesen Fachbereichen dominierte jedoch Latein. Tschechisch wird in den Bereichen Theologie und Philosophie erst seit dem Ende des 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts unter dem Einfluss der Reformation genutzt, die in die Hussitenbewegung und Kriege mündete. Priester und Theologen wollten ihre Ansichten und Einstellungen einem breiteren Publikum mitteilen, und somit drang Tschechisch in immer größerem Maße in Predigten, Traktate, Behandlungen, Agitationstexte u.ä. durch. Seit Ende des 14. Jahrhunderts bildete und stabilisierte sich schrittweise die tschechische philosophische und theologische Terminologie. Der Prozessablauf widerspiegelt sich auch in der tschechischen Übersetzung des *Abstractum*-Glossars, die im Brünner Wörterbuch belegt ist.

3.1 Das alttschechische Substantiv *materie* und das Adjektiv *materí*

Die Absenz einer stabilisierten theologischen Terminologie äußert sich in der Abhängigkeit der tschechischen von der deutschen Übersetzung, die nicht selten eher eine Erläuterung als Übersetzung darstellt. Als Beispiel dient uns das Stichwort *Accio pura*. Die lateinische Wortgruppe *accio pura* wird im Deutschen als *wirkunde kraft yn der materien* erläutert.

Der tschechische Übersetzer bemühte sich nicht, den lateinischen theologischen Terminus zu übersetzen. Er übernahm die deutsche Erläuterung und übersetzte sie wortwörtlich ins Tschechische als *skutečná moc v materie*. Der tschechische Autor nutzte den aus dem lateinischen Terminus übernommenen, im Alttschechischen vorhandenen Begriff *materie*, der eine Parallele im deutschen, ebenfalls

10 Z.B. Michálek: Český právní jazyk, 60.

11 KlarGlosA 730, KlarVokF 166.

aus Latein übernommenen Terminus *materie* ‚Stoff‘ hat.

Im weiteren Stichwort *Passio predicamenti der materien leydung von wirkunde kraft materi trpení od činící moci* übertrug der tschechische Übersetzer auch wortwörtlich die deutsche Erläuterung, aber er wählte für das deutsche Adjektiv *wirkunde* ein anderes tschechisches Äquivalent – das vom Verb *činiti* ‚tun, gestalten‘ abgeleitete Partizipium *činící* ‚gestaltend‘. In dem vorherigen Beispiel wählte der Übersetzer das Adjektiv *skutečný* ‚aktiv, sich mit Taten äußernd‘, das vom Substantiv *skutek* ‚Tat‘ abgeleitet ist. Weiter bildete der tschechische Übersetzer vom Substantiv *materie* ein neues alttschechisches Adjektiv *materí* ‚materiell‘, das woanders im Alttschechischen nicht belegt ist. Nur sein Homonym *materí* einheimischen Ursprungs ist belegt, das vom alttschechischen Substantiv *máti*, *materě* für ‚Mutter‘ abgeleitet ist. Dieses homonyme Adjektiv kommt allerdings im Brünner Wörterbuch nicht vor, und somit kann *materí* im Sinne materiell als Terminus funktionieren, der eine konkrete, eng abgegrenzte Bedeutung hat. Die Übersetzung des *Abstractum*-Glossars bereicherte den tschechischen Wortschatz ohne Zweifel um neue Lexeme, die von Wörtern abgeleitet wurden, welche aus dem Lateinischen übernommen worden waren.

3.2 Die alttschechischen Wortfamilien *pantušiti* und *naditi*

Zum Wortschatz des Übersetzers der tschechischen Adaptation der deutschen Glossare gehörte das Verb *pantušiti*, das er als das zweite tschechische Äquivalent für die Übersetzung des lateinischen Verbs *ausculare pozorovati vel pantušiti* im Esztergomer Wörterbuch¹² verwendete. Das Verb *pantušiti* gehört zum Fachwortschatz, im Alttschechischen haben wir für dieses Verb nur wenig Belege und seine Herkunft ist unklar. Die Belege stammen aus fachlichen, insbesondere theologischen Texten: aus biblischen Prologen¹³, aus der Übersetzung der lateinischen Erläuterung des Matthäus-Evangeliums von Nikolaus Lyranus¹⁴ und aus *Správovna*¹⁵ von Pavel Židek, einer enzyklopädischen Zusammenstellung der Ratschläge für den tschechischen König Georg von Poděbrady. Nur in der Schrift von Židek ist das abgeleitete Verb *popantušiti* ‚kurz Aufmerksamkeit widmen‘¹⁶ belegt. Das Verb *spantušiti* ‚beachten, merken‘ verwendete der Übersetzer der biblischen Prologe¹⁷.

Der Übersetzer der Wörterbücher konnte das Verb *pantušiti* eben aus den biblischen Prologen gekannt haben, die außer theologischen Termini auch Fachbegriffe aus der Philologie beinhalten. Das Verb *pantušiti* ‚Aufmerksamkeit widmen, in Betracht ziehen‘ wurde zur Grundlage für die Übersetzung des lateinischen Terminus *consideracio* ‚Nachdenken, Nachsinnen, Kontemplation‘, der ins Deutsche als ‚gemerke‘ übersetzt wurde. Der tschechische Übersetzer wählte die Verbsubstantive *znamenání a pantušení*. Diese Übersetzung war jedoch nicht stabilisiert. Im *Abba*-Glossar wird *consideracio* als *pomněnie* übersetzt. Hierbei kommt die noch häufige Polylexie¹⁸ zum Ausdruck, *consideracio* ‚Nachsinnen‘ wird durch den gleichen Übersetzer als *znamenanie*, *pantušení* und *pomněnie* übersetzt.

Im Gegensatz zum Verb *pantušiti*, das als ein theologischer Terminus außer in Wörterbüchern auch in anderen Fachtexten belegt ist, sind Ausdrücke aus der Verbfamilie *naditi* als philosophische Termini nur in den erwähnten Wörterbüchern belegt. Das Verb *naditi* hatte ursprünglich eine völlig andere terminologische Gültigkeit. Es gehört zu den ältesten Termini der Schmiede, und zwar zu denjenigen, die nur den slawischen Sprachen im Donau-Raum gemeinsam sind. In diesem Raum

12 SlovOstřS 125.

13 Ne co by nalezl, ale co hledáš, pantušimeť BiblProlL 144v.

14 Ku poznání prvného [trestání] slušie pantušiti, že dvoje jest trestkanie LyraMat 118r.

15 Ale bláznivý člověk nic toho nepantuší, ani v své mysli rozmietá ŽidSpráv 138; toho má s velikú pilností pantošiti ŽidSpráv 251.

16 Račte...při poslyšeti, a kterak při odbývají, popantušiti ŽidSpráv 54.

17 Otkrý, die David, oči mé a spantuším divnosti zákona tvého BiblProlL 2v.

18 Die Äußerung der gleichen Tatsache mit mehreren unterschiedlichen Lexemen, vgl. Michálek: K specifickým rysům, 237.

entwickelte sich eine fortgeschrittene Technik der Metallverarbeitung, insbesondere der Stahlverarbeitung. Das Verb *naditi* bezeichnet eine wichtige Technik – die Auftragung einer Stahlschicht auf die Oberfläche eines Metallgegenstandes, z. B. Aufschweißen von Stahlschneiden. Das Verb *naditi* weist im Altschechischen einen einzigen Beleg in einer Urkunde aus dem Jahr 1464¹⁹ auf: *kovář ... má ... pluh ostřiti a naditi, a od toho nemá nic bráti*. Aus der Verbfamilie *naditi* stammen Ableitungen *snaditi* ‚(Metalle) durch Hitze verbinden, schweißen‘ (*Glauus z Choo první železo spojit, točíš snaditi, vymysli*) und das Verb *obnaditi* ‚etwas mit etwas verkleiden, befestigen, beschlagen oder etwas um etwas herum anschweißen‘, das allerdings nur figurativ im Sinne von ‚vergiften‘ belegt ist (*kde počátek osladíš, jedem skončení obnadíš*²⁰). Aus den seltenen Belegen geht hervor, dass es sich um ein archaisches Wort handelt, das allmählich aus dem altschechischen Wortschatz verschwand.

Dieser verschwindende Archaismus wurde jedoch durch den Übersetzer der *Abstractum*- und *Abbreviare*-Glossare wiederbelebt. Der Übersetzer der Vorlage des Brünner und des Esztergomer Wörterbuchs verwendete das Verb *naditi* für terminologische Zwecke. Er ging von der Grundbedeutung des Verbs *naditi* ‚etwas mit etwas in ein Ganzes fest verbinden‘ aus. In der altschechischen Übersetzung nutzte er zwei Verben *přinaditi* und *snaditi se*, die vom Verb *naditi* mit einem Präfix abgeleitet sind, der die Grundbedeutung konkretisiert.

Das Verb *přinaditi* bedeutet ‚etwas mit etwas so verknüpfen, dass ein Ganzes entsteht‘. Im Esztergomer Wörterbuch ist es ein Äquivalent für das lateinische Verb *annectere* ‚fest anschließen‘. Diese Übersetzung können wir als adäquat und sehr treffend bewerten. Sie entspricht auch der deutschen Übersetzung *zusammyn knuppyn* ‚zusammenknüpfen‘, die wir in einer Handschrift des *Abbreviare*-Glossars finden, die in Olmütz²¹ aufbewahrt wird. Im *Abstractum*-Glossar nutzte der Übersetzer das Verb *přinaditi* in der Erläuterung des lateinischen Begriffs *ingenium*. Die Definition dieses Begriffs lautet im Deutschen: *en kraft, dy der zelen von naturen anhaftik [ist]* und im Altschechischen *moc, jenž duši od přirození přinazena ... jest*. *Ingenium* wird als eine angeborene Fähigkeit der menschlichen Seele, die mit der Seele fest verknüpft ist, definiert: in der deutschen Übersetzung heißt es treffend ‚ist anhaftik‘ und in der tschechischen ‚jest přinazena‘.

Das Verb *snaditi se* ist im *Abstractum*-Glossar nur in der Reflexivform mit der Bedeutung ‚sich in ein Ganzes verbinden; sich einigen‘ belegt. Der tschechische Übersetzer verwendete das Verb bei der Übersetzung der Erläuterung des lateinischen Terminus *intelligencia* (*Intelligencia...vnd der cariteten wirt sy vor aynet mit der worhait...pod lásku snadí se a sjedná s pravdú*). *Intelligencia* ist eine Fähigkeit der Seele, die sich mit der Wahrheit vereint. In der tschechischen Übersetzung wurden zwei Synonyme verwendet: *snaditi se* und *sjednotiti se*. Der Übersetzer war sich offensichtlich bewusst, dass die Bedeutung des Verbs *snaditi se* dem Leser nicht klar sein muss, und ergänzte es mit dem bekannten Verb *sjednotiti se* ‚sich vereinigen‘, die vom Substantiv *jednota* ‚Einheit‘ abgeleitet ist. In der Erläuterung des lateinischen Terminus *intelligencia* (*Intelligencia...en libe czu der aynung...lásku ku snazení aneb sjednání*) wird auch das abgeleitete Verbalsubstantivum *snázenie* in der Verbindung *lásku ku snazení aneb sjednání* für die deutsche Wortgruppe *en libe czu der aynung* genutzt. Der Übersetzer verwendete hier wieder das vom Verb *sjednati se* abgeleitete Synonym *sjednání*.

In den folgenden drei Belegen funktioniert das Lexem *snázenie* zweifellos schon als ein theologischer Terminus. Der theologische Terminus *generatio in divinis* betrifft die Beziehungen zwischen den göttlichen Personen der Heiligen Dreifaltigkeit (*Generacio in divinis gotliche behaftikayt ader gotliche gepurt boské snazení aneb božský rod*). Im Deutschen wird er mit zwei Wortverbindungen ausgedrückt. Die zweite davon, *gotliche gepurt*, ‚Stamm Gottes‘ ist eine Übersetzung aus dem Lateinischen, während die erste Wortgruppe *gotliche behaftikayt* ‚göttliche Haftung‘ schon eine theologische Deutung aufweist und etwa ‚eine feste, unteilbare Verbindung der drei göttlichen Personen in

19 ArchČ 22,19.

20 Comest 200v.

21 SlovOstřS 124.

eine Einheit, d.h. in die Heilige Dreifaltigkeit' heißt. In dieser Bedeutung wurde wahrscheinlich das Lexem *haftikeit* und *behaftikeit* auch bei anderen lateinischen Termini verwendet (*Gratuitum gotis genadinge haftikait boské milostivé snazení; Generacio activa gotliche behaftikeit boské snazení*).

Mit dieser kurzen Vorstellung haben wir darauf hingewiesen, dass die deutsche Lexikographie zur Entwicklung des tschechischen Wortschatzes beigetragen hat. Sie war ein Impuls für einen der ersten Versuche, mit der tschechischen Sprache anspruchsvolle theologische Begriffe auszudrücken. Unser Übersetzer hat sowohl Termini aus dem Lateinischen übernommen, als auch archaische Wörter in einer neuen terminologischen Gültigkeit belebt.

In diesem Beitrag haben wir alttschechische Wörterbücher vorgestellt, die aus Erfahrungen der damaligen lateinisch-deutschen Lexikographie schöpften. Am Beispiel der Termini aus den Bereichen Jura, Theologie und Philosophie wollten wir Sprachkontakte zwischen dem lateinischen, deutschen und tschechischen Milieu aufzeigen. In diesen sehen wir Brücken zwischen der lateinischen, deutschen und tschechischen Bildung. Bei der Bewertung dieser Kontakte kann man nicht auf einer vereinfachten Vorstellung einer einmaligen Beeinflussung in Richtung von der Quellsprache zur Empfangssprache erstarren. Diese Kontakte entwickelten sich als ein kontinuierlicher Prozess der gegenseitigen Beeinflussung und Pflege sowohl der Bandbreite der Ausdrucksmittel, als auch der Begriffe und Ideen, die mit diesen Mitteln zum Ausdruck gebracht werden. Wir dürfen nicht vergessen, dass die oben erwähnten Wörterbücher von Gebildeten der damaligen Zeit stammten und dem intellektuellen Milieu der Schulen und Universitäten dienten. Jedes Ereignis in diesem Fachbereich war ein Impuls für weitere Entwicklungen der Sprache und des Denkens. Ähnlich wie die imposante Regensburger Brücke ein Vorbild für die romanische Judithbrücke in Prag war, waren auch lateinisch-deutsche Werke eine Quelle für die Entstehung der tschechischen Wörterbücher. Und ähnlich wie sich aus der Prager romanischen Judithbrücke nur Fragmente unter dem Flusswasserspiegel erhalten haben, erforschen wir heute von den alttschechischen lexikographischen Werken nur die erhaltenen Handschriften und ihre Teile. Aber hätte es die Judithbrücke nicht gegeben, wäre ihre Nachfolgerin, die bis in die heutige Zeit erhaltene Karlsbrücke, nicht gebaut worden, und hätte es die alttschechischen lexikographischen Anfänge nicht gegeben, wären die immer mehr ausgearbeiteten und repräsentativen tschechischen lexikographischen Werke nicht entstanden.

Dieser Beitrag entstand im Rahmen des Forschungsprojektes GA UK č. 272711 Edice latinsko-německo-českého slovníku z 15. století (sign. AMB 115).

Literatur

Grubmüller, Klaus: Die deutsche Lexikographie von den Anfängen bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts, in: Reichmann, Oskar / Wiegand, Herbert Ernst (Hrsg.): Wörterbücher. Dictionaries. Dictionnaires. Ein internationales Handbuch zur Lexikographie, Berlin 1990, 2037–2049.

Kyas, Vladimír: Ke staročeským termínům z oblasti filologie, in: *Listy filologické* 99 (1976), 86–102.

Michálek, Emanuel: Český právní jazyk údobí předhusitského a doby Husovy. Praha 1970.

Michálek, Emanuel: K specifickým rysům staročeské odborné terminologie, in: *Listy filologické* 97 (1974), 235–239.

Němec, Igor: Vývojové postupy české slovní zásoby, Praha 1968.

Ryba, Bohumil: K rukopisným latinsko-českým slovníkům ostrihomským, in: *Listy filologické* 75 (1951), 89–123.

Staročeský slovník. Úvodní stati, soupis pramenů a zkratek, Praha 1968.

Staročeský slovník, Praha 1968–2008.

Vokabulář webový – webové hnízdo pramenů k poznání historické češtiny [on-line]. Version 0.7.2.

Oddělení vývoje jazyka Ústavu pro jazyk český AV ČR, v. v. i., unter <<http://vokabular.ujc.cas.cz/>>.

Russisch-deutsch-europäische Bilder

Die russischen Slawophilen. Ein Versuch, die ideologische Eigenständigkeit der Bewegung kritisch zu hinterfragen

Philipp Brugner (Wien / St. Petersburg)

1 Einleitung und methodischer Zugang

Der vorliegende Aufsatz stellt eine gekürzte Version meiner am Institut für Politikwissenschaft der Universität Wien eingereichten Bachelor-Abschlussarbeit dar. Im Beitrag geht es darum, die philosophische Denkschule der Slawophilen (Russ. Славянофилы, transl. Slavjanofily) im Russland des 19. Jahrhunderts vorzustellen und den Grad ihrer ideologischen Abhängigkeit von anderen Gruppierungen zu prüfen. Meine These lautet, dass die Slawophilen-Bewegung nur eine teilweise selbstständige Bewegung war, die durch den Einfluss anderer Denkschulen geprägt und damit auch ideologisch geformt wurde.

Wie kann ich zu einer Überprüfung meiner These gelangen? Zuerst wird es nötig sein, jene historischen Denkschulen vorzustellen, welche ich als einflussgebend für die Slawophilen¹ betrachte. Ich gehe davon aus, dass es lediglich die in etwa gleichzeitige Panslawismus-Bewegung war, die die Slawophilen beeinflusste. Dieser Teil bildet die theoretische Grundlage meiner Arbeit, in welchem ich vor allem auf hermeneutischer Basis arbeite. Das heißt, dass ich Primär- und Sekundärliteratur zu den Slawophilen und den Panslawisten lese, auf ihre rhetorische, metaphorische, ideelle usw. Symbolik deute und die erarbeiteten Ergebnisse anschließend analysiere. Damit sollen sich zwei möglichst ausführliche Bilder, die vor allem die jeweils vertretenen Ideen und Theorien der beiden Bewegungen aufzeigen, ergeben. Am Ende dieses Teiles werde ich dann „konstituierende Variablen“ (k. V.) beider Bewegungen herausgefiltert haben. Die so von mir genannten k. V. stellen die am öftesten und von ihrem Inhalt her als am wichtigsten vermittelten Ideen und Theorien² der beiden Bewegungen dar, und können damit als deren grundlegende ideologische Pfeiler betrachtet werden. Im nächsten Teil meines Beitrages findet dann der Vergleich zwischen Slawophilen und Panslawisten statt, für den ich die zuvor herausgearbeiteten k. V. brauche. Mithilfe der Methode der grounded theory³ kann ich überprüfen, ob die k. V. der Slawophilen auch mit deren Theorien übereinstimmen, das heißt, ob deren Theorien auch wirklich aus den vorhandenen k. V. abgeleitet werden können. Die grounded theory erlaubt es, Wissen auf dessen „Richtigkeit“ hin zu untersuchen. „Grounding“ heißt so viel wie „erden“ und zeigt auf, ob eine Theorie eines bestimmten Wissensgebietes auch auf dessen empirische Daten zurückzuführen ist, bzw. im gegenteiligen Fall, wie wenig eine Theorie mit den empirischen Daten übereinstimmt. Im Falle der Slawophilen kann ich damit aufzeigen, wie nahe beisammen oder weit auseinander deren empirische Aufzeichnungen mit deren theoretischen Ideen lagen und ob diese grundsätzlich harmonieren. Wie bereits oben erwähnt, gehe ich von einer gewissen Beeinflussung der Slawophilen durch die Panslawisten aus. Für den Vergleich heißt das, dass die Theorien der Slawophilen wahrscheinlich nicht nur mit deren eigenen, sondern auch mit den k. V. der Panslawisten harmonieren. In diesem Fall wäre damit auch die ideologische Abhängigkeit

¹ Ich verwende in diesem Beitrag das Binnen-I, um einer neutralen Geschlechter-Bezeichnung gerecht zu werden. Nur in diesen Fällen, in denen davon ausgegangen werden kann, dass explizit oder mehrheitlich Männer bzw. Frauen gemeint sind, beschränke ich mich auf die Schreibweise des gemeinten Geschlechtes. Zu den Slawophilen ist eigentlich immer von Männern die Rede, weswegen ich hier kein Binnen-I verwende.

² Da ich im Zuge der Quellenanalyse nicht nur auf in sich geschlossene und ausgearbeitete Theorien stoßen werde, sind im weiteren Verlauf des Beitrages immer auch „Ideen“ oder „Argumente“ gemeint, wenn von „Theorien“ die Rede ist.

³ Vgl. von Oertzen, Jürgen: Grounded Theory, in: Gschwend, Thomas / Schindler, Delia / Schnapp, Kai-Uwe (Hrsg.): Methoden der Politikwissenschaft. Neuere qualitative und quantitative Analyseverfahren, Baden-Baden 2006, 145-154.

der Slawophilen von den Panslawisten belegt. Durch die Gegenüberstellung der k. V. beider Bewegungen wird als Ergebnis dieses Abschnittes jene Vergleichsgrundlage vorliegen, mithilfe welcher die slawophilen Theorien analysiert werden können. Diese Analyse bildet den abschließenden Teil meines Beitrages. Sie wird drei potentielle Möglichkeiten aufwerfen, wie die ideologische Abhängigkeit der Slawophilen aussehen kann. Über diese drei Möglichkeiten ziehe ich abschließend noch ein kurzes Resümee.

2 Theoretischer Hintergrund und historische Grundlagen

Slawophile wie Aleksej Chomjakov, Ivan Kireevskij oder Nikolaj Berdjaev lieferten allesamt wichtige theoretische Beiträge für das slawophile Denken. Meiner Ansicht nach wird bei Nikolaj Berdjaev am deutlichsten klar, welche Theorien prägend für das Slawophilentum⁴ sind. Auch wenn Berdjaev ein „später Slawophiler“ war (die Bewegung der Slawophilen schwächte um 1860 deutlich ab, Berdjaev wurde aber erst 1874 geboren), kann er durchaus als einer der Hauptvertreter der Bewegung angesehen werden. Von ihm stammt „Die russische Idee“,⁵ eines der Grundlagenwerke zur Auseinandersetzung mit den Slawophilen. Das Buch steht exemplarisch für den russischen Nationalismus des 19. Jahrhunderts und die gleichzeitige Entsagung von den geistigen und materiellen Werten des europäischen Westens.⁶ Genauer heißt das: Die russischen Slawophilen stehen für ein entmaterialisiertes Leben, das sich auf Prinzipien wie Gemeinschaft, Tradition und Verherrlichung der eigenen nationalen Werte stützt, während das dekadente und besitzbezogene Leben des Westens abgelehnt wird. Neben Nikolaj Berdjaev konzentriere ich mich weiter auf das Buch „Russische Träume. Die Slawophilen – Ein Kulturphänomen“⁷ der Heidelberger Universitätsprofessorin Jekatherina Lebedewa. Durch ihre relativ aktuelle Perspektive auf die historische Bewegung der Slawophilen ermöglicht sie es, einen frischen Blick auf die Thematik zu werfen. Im Zuge der Beschäftigung mit Berdjaev und Lebedewa sind immer wieder dieselben, für die Slawophilen wichtigen Begriffe aufgetaucht. Beide sprechen u.a. von „sobornost“ und „narodnost“, zwei Begriffen, die für die Ideologie der Slawophilen ganz entscheidend sind. Zur Erklärung der Begriffe komme ich dann im entsprechenden Abschnitt.

Die Panslawismus-Bewegung behandle ich zum größten Teil anhand des Panslawismus-Vertreters Nikolaj Danilevskij. Robert E. McMaster bezeichnet ihn als „major Panslavist theoretician“, der u.a. den von vor allem europäischer Seite gefürchteten Krieg zwischen Europa und den Slawen-Völkern vorhersagte.⁸ Damit spielt McMaster auf Danilevskijs zentrales Werk „Russland und Europa“⁹ an, in dem dieser das Szenario eines Krieges zwischen der slawischen und der europäischen Zivilisation entwirft. Die Argumentationen Danilevskijs weisen einen biologisch-evolutionären Charakter auf. Er spricht davon, dass alle Zivilisationen dieser Welt einem natürlichen Kreislauf des Entstehens, Blühens und Verschwindens unterliegen. Zu seiner Zeit (19. Jahrhundert) sei es eben die russische bzw. slawische Zivilisation, die den Höhepunkt ihrer Entwicklung erreicht habe und damit über alle anderen Zivilisationen zu stellen sei. Auch für die Panslawisten lassen sich einige Merkmale festhalten:

4 „Slawophilentum“ und „Slawophilen-Bewegung“ sind gleichzusetzen.

5 Berdjaev, Nikolaj: Die russische Idee. Grundprobleme des russischen Denkens im 19. Jahrhundert und zu Beginn des 20. Jahrhunderts, Sankt Augustin 1983.

6 Damit ist einerseits die geistig-philosophische Haltung, andererseits die Wertschätzung materiellen Eigentums im damaligen westlichen Europa gemeint. Sowohl diese Haltung, als auch die Wichtigkeit materiellen Eigentums lehnten die Slawophilen vehement ab.

7 Lebedewa, Jekatherina: Russische Träume. Die Slawophilen – ein Kulturphänomen, Berlin 2008.

8 McMaster, Robert E.: Danilevsky. A Russian Totalitarian Philosopher, Cambridge/Mass. 1967, vii.

9 Danilevskij, Nikolaj: Russland und Europa. Eine Untersuchung über die kulturellen und politischen Beziehungen der slawischen zur germanisch-romanischen Welt, Stuttgart 1920.

Die Panslawismus-Bewegung vereint die Elemente der slawischen Völker wie Slowaken, Tschechen, Polen oder Illyrer¹⁰ in sich. Als sinnstiftendes Element gelten die slawischen Sprachen. Sie ermöglichen eine Verbindung der slawischen Völker trotz bürgerlicher, historischer, zivilisatorischer und religiöser Unterschiede.¹¹ Die Slawen, so die Vorstellung der Panslawismus-Vertreter, würden – gebannt durch das Ideengut des Panslawismus – am Höhepunkt ihrer zivilisatorischen Entfaltung die Vorherrschaft in Europa übernehmen.

Unabhängig von slawophilen oder panslawistischen Theorien war die russische Philosophie seit jeher von einer starken Interkulturalität geprägt.¹² Berühmte russische Philosophen wie Aleksandr Gercen, Vladimir Solov'ev oder Petr Čaadaev changierten zwischen der westlichen philosophischen Tradition und ihren eigenen Gedanken. Die russische Philosophie hatte – historisch gesehen – einen schweren Stand: Auf der einen Seite war sie nicht eigenständig genug, um sich selbst als unabhängige Denkschule etablieren zu können. Andererseits ließ sie sich aber auch nur teilweise von der zu diesem Zeitpunkt größeren westlichen philosophischen Tradition beeinflussen, so dass sie nicht als deren simple östliche „Fortführung“ gelten konnte. Und überhaupt bestand das Problem der engen Verzahnung mit der Religion, weswegen man schwerlich von einer „genuinen Philosophie“ sprechen kann. Die russische Philosophie war also oft fremdgeprägt und mit religiösen Ansichten vermischt. Auch vor diesem Hintergrund gilt es die Slawophilen-Bewegung zu sehen: Sie rang ebenfalls nach ihrem eigenen Selbstverständnis und war – wie ich noch zeigen werde – westlichen kulturellen Einflüssen ausgesetzt.

3 Forschungsstand

Die wissenschaftliche Beschäftigung mit den russischen politisch-philosophischen Denkschulen ist kein neues Phänomen. Die Slawophilen wurden bereits Anfang des 20. Jahrhunderts literarisch aufgearbeitet.¹³ Für die Panslawismus-Bewegung gilt dasselbe: Bedingt durch die Kriegssituation Anfang des 20. Jahrhunderts und die Befürchtung eines slawischen Einfalls in Westeuropa, setzte man sich dort verstärkt mit der Panslawismus-Bewegung auseinander.¹⁴

Interessant ist, dass die Slawophilen-Bewegung fast nur als philosophisches Thema betrachtet wird. Tatsächlich lohnt sich aber auch ein politischer bzw. soziologischer Blick: Die nationalistische Haltung der Slawophilen kann ebenso als politisches Instrument der damaligen Zeit verstanden werden. Auch eine kulturwissenschaftliche Herangehensweise an das Thema der Slawophilen ist häufig anzutreffen. Das von mir bereits erwähnte Buch Jekatherina Lebedewas wäre ein Beispiel dafür. Sowohl in der Philosophie als auch in der Kulturwissenschaft neigt man dazu, die slawophilen Ideen als romantisches Ideal, angelehnt an die deutschen Romantiker, zu beschreiben. Es stimmt, dass die Slawophilen sich von deutschen Romantikern und Philosophen wie z.B. Hegel oder Schelling beeinflussen ließen. Dadurch lässt sich unter anderem die romantische Verklärung des Eigenen bei den Slawophilen verstehen, welche zu einer Selbststilisierung als die „bessere“ und „höhere“ Kultur wurde. Neben den deutschen Romantikern war es auch die russische Romantik, die einigen Slawophilen erste künstlerische Impulse verschaffte

Für die Panslawisten sieht die Situation etwas anders aus: Durch den zeitlichen Zusammenfall der

10 Das Volk der Illyrer als „slawisch“ zu bezeichnen, gilt als umstritten. Viele meinen, sie seien die Vorfahren der heutigen Südslawen gewesen. Andere wiederum behaupten, die heutigen Albaner würden von den Illyrern abstammen. Ich führe die Illyrer an dieser Stelle deswegen an, weil sie in den Schriften Nikolaj Danilevskijs als slawisches Volk galten.

11 Kohn, Hans: Die Slawen und der Westen. Die Geschichte des Panslawismus, Wien 1956, 7.

12 Z.B. Soboleva, Majja. E.: Russische Philosophie im Kontext der Interkulturalität, Nordhausen 2007.

13 Z.B. Brind, N.: Die geschichtliche Mission Russlands: Ein Überblick über die slavophile Publizistik, Wien 1925.

14 Z.B. Fischel, Alfred: Der Panslawismus bis zum Weltkrieg. Ein geschichtlicher Überblick von Dr. Alfred Fischel, Stuttgart, Berlin 1919.

Panslawismus-Bewegung mit dem I. Weltkrieg und der dadurch entstandenen Wahrnehmung der Bewegung als Bedrohung für die eigene Nation hatte man die Panslawisten von Anfang an als politisch-ideologische Strömung gedeutet. Sinnbildlich dafür war das damalige Österreich-Ungarn, für das „die“ Slawen mehrheitlich als potentielle Zukunftsgefahr galten.¹⁵ Bedingt durch diesen Hintergrund geht es bei meiner Beschäftigung mit dem Panslawismus darum, dessen politische Ideen richtig zu verstehen und in mögliche größere Muster einzuordnen. Als Beispiel für die immerwährende Aktualität des Panslawismus nennt Hans Kohn ein historisches Beispiel: „Nach seiner (...) Wiederinanspruchnahme durch die kommunistische russische Regierung von 1941 hat er nach jahrzehntelangem Schlummer als wichtiger Akteur die politische Bühne erneut betreten.“¹⁶

4 Die Slawophilen-Bewegung

Die slawophile Bewegung kam im Laufe des 19. Jahrhunderts auf. Kulešov beschreibt diese Entstehung genauer und datiert sie auf die 40er Jahre des 19. Jahrhunderts zurück: „Slavjanofil'stvo kak sistema vozzrenij vozniklo v 40-ch godach XIX veka na opredelennom etape razvitija russkoj obščestvennoj mysli i literatury.“¹⁷ Die Slawophilen können als eine heimatverbundene, traditionsbewusste und selbstglorifizierende Bewegung im Russland des 19. Jahrhunderts verstanden werden. Ihre Unterstützung galt dem ländlichen russischen Volk und dessen Lebensweise. Aus ihrer Gesinnung heraus, so schreibt Kulešov, wäre es ihnen gar nicht möglich gewesen, der Liebe zur mächtigen Heimat Russland zu entsagen.¹⁸ Als Hauptfiguren der Bewegung gelten Namen wie Aleksej Chomjakov, Ivan Kireevskij, die Brüder Ivan und Konstantin Aksakov oder der bereits erwähnte Nikolaj Berdjajev. Bestimmendes Element der Slawophilen-Bewegung war das Konstruieren der Opposition zwischen (kulturellem) Osten und Westen. Von diesem Gegensatz leiteten sich viele weitere künstlerische, politische, ideologische oder nationalistische Argumente der Slawophilen ab.

4.1. Die Idee der geistigen Kultur

Die Slawophilen stellten der „toten Rationalität“ des Westens das „lebendige Wissen“ („živoe znanie“) des Ostens gegenüber, so Jekatherina Lebedewa.¹⁹ Dieses Zitat muss vor dem Hintergrund einer bestimmten Vorgeschichte verstanden werden. Nachdem Peter der Große Anfang des 18. Jahrhunderts weitreichende Reformen im zarischen Russland eingeleitet hatte,²⁰ entwickelte sich von vielen Seiten Widerstand. Besonders die Slawophilen sahen in den von Peter propagierten europäischen Werten einen Verrat an der eigenen russischen Kultur und widersetzten sich dem neuen europäischen Geist.²¹ Die Slawophilen warfen dem Westen eine Lebensweise vor, die sich zu sehr auf materielle Güter fixierte. Aufgrund dieser Lebensweise habe der Westen gar nicht die Fähigkeit, geistiges Eigentum zu besitzen, während Russland sich speziell durch seine Fülle an kulturellem Besitz auszeichne. Dabei verwiesen die Slawophilen bewusst auf die zeitgenössische russische Literatur, Lyrik, Philosophie und Kunst.

¹⁵ Z.B. Charmatz, Richard: Zarismus, Panslawismus, Krieg!, Wien 1915.

¹⁶ Kohn: Die Slawen und der Westen, 13.

¹⁷ Kulešov:, Slavjanofily i russkaja literatura, 53.

¹⁸ Ebd. 137.

¹⁹ Lebedewa: Russische Träume, 22.

²⁰ Z. B. Cracraft, James: The Petrine Revolution in Russian Culture, Cambridge Mass. 2004.

²¹ Richtiger wäre es, vom europäischen Geist fast ausschließlich in St. Petersburg zu sprechen. Es ist zu bezweifeln, dass die Reformen Peters des Großen im gesamten Land im selben Maße durchgesetzt werden konnten. Bekannt ist natürlich, dass St. Petersburg das Epizentrum der petrinschen Reformen war und die dadurch entstehenden Veränderungen in Gesellschaft und Staat wohl am besten anhand dieser Stadt ersichtlich waren.

Ein weiteres Übel, das man mit dem Westen verband, war der Zeitgeist der Aufklärung. Völker, die noch nicht eigenständig und entwickelt genug gewesen wären, wären von der Aufklärung „überannt“ worden, so die Kritik der Slawophilen. Es wäre ihnen dadurch unmöglich gewesen, sich selbstständig weiterzuentwickeln. Man befürchtete, dass dieser Trend auch auf Russland übergreifen könnte. Venevitinov, ein Zeitgenosse, schrieb: „Bei allen selbstständigen Völkern entwickelte sich die Aufklärung auf einer sozusagen vaterländischen Grundlage ... Rußland (sic!) bekam alles von außen; (...) Man müßte Rußland auf irgendeine Weise von der gegenwärtigen Bewegung anderer Völker abtrennen.“²² Da die Aufklärung für die Slawophilen eng mit dem Streben nach materiellem Besitz verbunden war, kann auch sie dieser Opposition zwischen „toter Rationalität“ und „lebendigem Wissen“ zugeordnet werden.

4.2. Die Idee der Gemeinschaft

Eine weitere populäre Idee bei den Slawophilen war jene der Gemeinschaft.²³ Gemeint ist, dass jede/r eine wichtige Rolle für die Gesellschaft spiele und sich dies speziell in Gruppierungen positiv ausdrücke. Geistiges und kulturelles Gut könne nur über mehrere Personen ausgetauscht werden. Es galt das Primat des Kollektiven gegenüber dem Individuellen. Aus dieser Idee heraus entwickelten die Slawophilen den Begriff der „Volkstümlichkeit“ (narodnost'). Dieser wurde sowohl im Sinne der „Eigenart eines Volkes“ im Chor der Völker (so wie eine Gruppe einzelner Menschen einen Chor bilden kann, tue dies auch ein ganzes Volk), als auch für die „Nähe zum eigenen Volk“, mit dem sich die Slawophilen vereinen wollten, verwendet.²⁴ Wichtig für die Idee der Volkstümlichkeit war die Rückbesinnung auf alte russische Traditionen und Bräuche. Die Slawophilen können durchaus als konservativ und die russischen Traditionen hochhaltend bezeichnet werden. Volkstümlichkeit wird auch heute noch auf diese Art und Weise vermittelt. Die Hauptelemente von Volkstümlichkeit wie Tradition, Brauch, Folklore und Kultur galten für die Slawophilen bereits damals.

Zur Idee der Gemeinschaft zählt auch ein weiterer zentraler Begriff: Die altrussische Dorfgemeinde „obščina“. Diese Form der dörflichen Gemeinschaft kannte Russland zu Beginn des 19. Jahrhunderts bereits einige Jahrhunderte lang, nur, dass ihr Zusammenhalt in den vorangegangenen Jahrzehnten deutlich nachgelassen hatte. Auch dazu trugen die Reformen Peters des Großen bei, für den in einem europäischen und fortschrittlichen Russland eine altrussische und von bäuerlichem Charakter gekennzeichnete Dorfgemeinschaft keinen Platz hatte. Die Slawophilen jedoch besonnen sich wieder dieser Tradition. Es ging ihnen um das friedliche Zusammenleben gleichberechtigter BürgerInnen zum Ziele derer Selbstvervollkommnung. Damit verbunden war das Gemeineigentum an Boden und die Solidarhaft.²⁵ Diese Lebensweise, geprägt vom Gemeineigentum des Landes, dem gemeinsamen Verrichten aller Arbeit, dem Nicht-Gebrauch von Geld und der vollständigen Absage an jeglichen Luxus erinnerte im 19. Jahrhundert bereits frappant an das, was man einige Jahrzehnte später unter dem Kommunismus der Sowjetunion kennen lernen sollte. Auch die Idee der Gemeinschaft stellt für meinen späteren Vergleich eine der k.V. der Slawophilen dar.

4.3. Die Idee der sobornost'

Sobornost' lässt sich als das geistige Sein der Kirche und als Prinzip der menschlichen Vereinigung

²² Venevitinov, D.: O sostojanii prosveščeniya v Rossii, in: Ders.: Izbrannoe, Moskva 1956, zitiert nach: Lebedewa: Russische Träume, 115.

²³ Manchmal wird statt „Gemeinschaft“ auch von „Versammlung“ (sobornost') gesprochen. Sobornost' ist bei den Slawophilen auch im religiösen Kontext zu verstehen: Der Begriff bezeichnet das religiöse Leben außerhalb der Kirche als Institution in der menschlichen Gemeinschaft.

²⁴ Lebedewa: Russische Träume, 38.

²⁵ Ebd., 214.

schlussendlich als eschatologisches Prinzip beschreiben.²⁶ Der einzelne Mensch war den Slawophilen stets wichtig. So auch hier: Die Kirche und damit die Religion vereinen alle Menschen in sich. Über Geburt und Tod eines Menschen stehen immer die Kirche und ihre Religion. Ähnlich wie die *sobornost* funktionierte auch die russische Gemeinschaftlichkeit des 19. Jahrhunderts allgemein – Berdjaev nennt diese Gemeinschaftlichkeit „kommunitarnost“.²⁷ Allein der Unterschied, dass sich die *kommunitarnost* nicht erst im Feld der Kirche ausdrückt, sondern generell als DAS russische gesellschaftliche Prinzip des 19. Jahrhunderts verstanden werden muss. Nikolaj Berdjaev argumentiert im Sinne der „russischen Idee“. Es ist eine Idee, die sich im 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts flächendeckend über das Land ausbreitete und als populärste Richtung, in die das Denken der damaligen Zeit ging, beschrieben werden kann. Die „russische Idee“ ist vor allem der messianische Gedanke von der weltbewegenden Berufung Russlands.

4.4. Die Idee des *narodničestvo*

Narodničestvo ist ein Begriff, der irgendwo zwischen Volkstümlichkeit und Nationalismus anzusiedeln ist. Verständlicher wird er, wenn man jene Begriffe anführt, die darunter subsumiert werden können: Tradition, soziale Gemeinschaft, Kleinsiedlung, Familie oder Kultur. Ein weiteres Beispiel macht den Begriff exemplarisch anwendbar: Die Slawophilen lehnten den industriellen Fortschritt des Westens ab. Sie sprachen sich gegen jedes kapitalistische Wirtschaften aus und forderten, dass betriebliche Produktion niemals über den eigenen Bedarf hinausgehen dürfe. Unter *narodničestvo* könnte man für dieses Beispiel folglich die Forderung verstehen, dass Russland immer ein Agrarland bleiben müsse (so wie es auch die ursprüngliche Lebensweise in Russland war) und nicht den Weg einer industriellen Entwicklung einschlagen dürfe.²⁸ Hans Kohn liefert eine weitere Erklärung, wie *narodničestvo* zu verstehen sei: „*Narodnost*‘ war eine Übersetzung des deutschen Wortes Volkstum, (...) bedeutete es offensichtlich die Konzentration auf das Studium der russischen Geschichte und Kultur, Loyalität gegenüber den traditionellen Institutionen (...).“²⁹ Kohn schlägt damit in dieselbe Kerbe und deutet auf die starke Traditions-Verbundenheit des Begriffes hin. Aber nicht nur das: Parallel zur Traditionspflege lehnten die Slawophilen auch jede Form der Herrschaft ab. Kegler führt dazu an: „Die Slavophilen liebten Staat und Herrschaft nicht, sie sahen in jeder Herrschaft ein Übel.“³⁰ Auch dazu passt die Idee des *narodničestvo* hervorragend: Für die Slawophilen lag alle Kraft im Kollektiv und Volkstum, weswegen man auch keine höher gestellte Herrschaftsebene akzeptieren wollte. Gesetzlosigkeit und Selbstverwaltung waren Leitprinzipien der slawophilen Ideologie.

5 Die Panslawismus-Bewegung

Der Historiker Hans Kohn beschreibt die Panslawismus-Bewegung als „Bewegung, in der nationalistische Elemente sich mit übernationalen und oft mit imperialistischen Zügen mischten“, und die ein „Ergebnis des politischen Erwachens der Intellektuellen Zentral- und Osteuropas im Gefolge der Französischen Revolution und der Napoleonischen Kriege“ war.³¹

Kohn nennt damit auch bereits die zentralen Eigenschaften der Panslawisten: nationalistisch, transnational und intellektuell. Wäre es nach Nikolaj Danilevskij gegangen, so hätte eine panslawistische Union (als möglicher institutioneller Überbau für die panslawistische Bewegung) folgendermaßen

²⁶ Kegler, Dietrich: Nikolaj Berdjaev und die „russische Idee“, in: Berdjaev, Nikolaj: Die russische Idee. Grundprobleme des russischen Denkens im 19. Jahrhundert und zu Beginn des 20. Jahrhunderts, Sankt Augustin 1983, 13.

²⁷ Ebd.

²⁸ Kegler, in Berdjaev: Die russische Idee, 114.

²⁹ Kohn: Die Slawen und der Westen, 124.

³⁰ Kegler, in Berdjaev: Die russische Idee, 144.

³¹ Kohn: Die Slawen und der Westen, 7.

ausgesehen: „It would have consisted of a series of Slavic (...) kingdoms in personal union with the Romanov dynasty of Russia.“³² Mit dem Russischen Reich, einem tschechisch-moravisch-slowakischen, einem serbisch-kroatisch-slowenischen, einem bulgarischen, einem rumänischen, einem griechischen, einem ungarischen und einem polnischen Königreich wäre die Union komplett gewesen, so Danilevskij's Vorstellung.³³ Fest steht auch, dass die Panslawisten-Bewegung ebenso eigenwillig und reaktionär wie jene der Slawophilen war. Sie war ein Sammelbecken für alle slawisch-nationalen Strömungen des 19. Jahrhunderts (darunter auch die Slawophilen Russlands). Kulešov betrachtet die persönliche Entwicklung der Slawophilen Ivan Aksakov und Jurij Samarin und identifiziert deren Tätigkeit als Ausdruck eines reaktionären Panslawismus.³⁴ Und MacMaster sieht Danilevskij als einen Vertreter jener Panslawismus-Richtung an, die sich weniger radikal, denn gemäßigt gebiert: „(...) having served its purpose, tough-minded Panslavism would have faded away, leaving the Slavs to an updated traditionalist, not a modern nationalist, existence.“³⁵ Auch wenn hier von einem gemäßigten Panslawismus die Rede ist, ist das wesentliche Merkmal des Traditionalismus, wie wir es auch von den Slawophilen kennen, weiterhin vorhanden.

5.1. Die Idee des „eigenständigen“ Panslawismus

Die Panslawismus-Bewegung wäre unzureichend beschrieben, würde man sie alleine als Behälter für einzelne nationalistische Tendenzen begreifen. Diese Beschreibung ist zu homogenisierend und vergisst, dass sich die panslawistischen Bewegungen in den einzelnen slawischen Ländern teilweise stark voneinander abgrenzten oder sogar gegenseitige Aversionen hegten. Robert MacMaster, der Verfasser der großen Danilevskij-Biographie, weist auf diese falsche Wahrnehmung hin: „Each national group saw Slavdom in a markedly particularist way. The Panslav idea, the idea of the nation as a sort of locality in a supranation, fed on their lingering doubts (über eine gemeinsame panslawistische Bewegung aller slawischen Völker; Anm. P.B.).“³⁶ Der Grund für diese Zweifel an einer transnationalen panslawistischen Bewegung lag auf der Hand: Russland als größter und bevölkerungsreichster Staat, so wurde befürchtet, würde sich die Führerrolle in einer panslawistischen Bewegung sofort unter den Nagel reißen. Statt eines Panslawismus fürchtete man einen Panrussismus: „Russian Panslavism was often indistinguishable from a kind of Panrussianism.“³⁷ Neben der Angst, Russland würde die panslawistische Bewegung zu sehr dominieren, hinderten sich die slawischen Völker auch selbst daran, eine Union zu bilden. So prägte jedes Volk seinen eigenen Nationalismus aus, wodurch weitere Annäherungen untereinander so gut wie unmöglich wurden. Kohn schreibt dazu: „Der vom Panslawismus bewirkte gegenseitige Kontakt stärkte die entstehenden Nationalbewegungen. Aber gerade ihr wachsender Nationalismus verhinderte die Realisierung der panslawistischen Idee.“³⁸

5.2. Die Idee des Antagonismus „Europa – Panslawistische Union“

Das Denken, (West-)Europa sei kulturell wie wirtschaftlich eine Bedrohung für die slawischen Länder, finden wir bereits als Kernelement innerhalb des Slawophilentums wieder. Der Lebensstil Europas (Industrialisierung, Materialismus, Individualitätsstreben, Verleugnung der eigenen Tradition usw.) war den Slawophilen ein Dorn im Auge. In der Tradition der Panslawisten fand diese Auffassung eine Fortsetzung. Wie schon die Slawophilen war es deswegen auch den Panslawisten ein Anliegen,

32 MacMaster: Danilevsky, 18.

33 MacMaster: Danilevsky, 183.

34 Kulešov: Slavjanofily i russkaja literatura, 21.

35 MacMaster: Danilevsky, 19.

36 Ebd., 116.

37 Ebd., 115.

38 Kohn: Die Slawen und der Westen, 88.

zu zeigen, worin sich der „wahre Geist“ des Lebens ausdrücke. Es ging ihnen um kulturelle Vielfalt statt deren Homogenität, um das Wertschätzen einfacher und kleiner Dinge, um die Hochhaltung gewisser Traditionen und um den gemeinsamen Glauben an einen Gott – es galt, kurz gesagt, sich vom überbordenden und ausufernden Lebensstil, den man dem Westen zuschrieb, mit aller Kraft abzugrenzen. Danilevskij wiederum brachte auch ein realpolitisches, um nicht zu sagen kriegerisches Element in die Debatte ein. „In Danilevsky’s theory, the Panslav Union would block European imperialism physically“, so MacMaster dazu.³⁹ Interessant sind auch die Ideen Michail Bakunins. Als russischer Revolutionär des 19. Jahrhunderts vertrat er eine panslawistische Position. Auch er forderte einen slawischen Bund, bei dem Russland an der Spitze stehen sollte. Peter der Große war als bekennender Pro-Europäer dafür bekannt, Russland Ende des 17. Jahrhunderts einem gewaltigen Modernisierungs- und damit auch Europäisierungsschub ausgesetzt zu haben. Seine Auffassungen von Politik, Kunst, Kultur, Gesellschaft usw. orientierten sich ausschließlich an Europa, jenem geographischen Raum, den er seiner Heimat Russland möglichst „nahe bringen“ wollte. Deshalb galt der Zar bei den strengen Panslawisten auch als rotes Tuch. In Bakunin aber reifte ein Wunsch heran: „(...), daß der Zar selbst ein wahrer Slawe werden und sich an die Spitze der anti-deutschen, anti-europäischen panslawistischen Bewegung stellen würde.“⁴⁰ Die Geschichte zeigte, dass ihm dieser Wunsch einer historischen Umdeutung Zar Peters des Großen nicht erfüllt wurde.

Wie groß die Angst vor den SlawInnen umgekehrt in Europa war, beschreibt Hans Kohn anhand der Worte des spanischen Diplomaten Donoso Cortés: „Sollte jedoch Europa durch soziale Konflikte und Mangel an Patriotismus geschwächt werden, dann könnte die Stunde für Rußlands Weltherrschaft schlagen.“⁴¹ Damit nahm er vielen seiner damaligen ZeitgenossInnen die Worte aus dem Mund.

6 Der Vergleich zwischen den Slawophilen und den Panslawisten

In diesem Abschnitt werden nun die beiden untersuchten Bewegungen miteinander verglichen. Wie unter „Einleitung und methodischer Zugang“ angeführt, wurden die konstituierenden Variablen (k. V.) beider Bewegungen herausgearbeitet und können nun mit den slawophilen Theorien verglichen werden. Zum einen kann ich mithilfe der k.V. der Slawophilen herausfinden, ob diese auch mit deren Theorien harmonieren. Wenn nicht, kann ich mithilfe der k. V. der Panslawisten überprüfen, ob diese vielleicht mit den slawophilen Theorien übereinstimmen. Das zeigt mir, welche der k. V. als die tatsächlichen Einflüsse für die Generierung der slawophilen Theorien gelten können.

6.1. Konstituierende Variablen und Theorien

Zuerst die wichtigsten k. V. der Slawophilen, welche zuvor als „Ideen“ bezeichnet wurden:

- k. V.: Die geistige Kultur
- k. V.: Das Leitprinzip der Gemeinschaft
- k. V.: Die Vereinigung aller RussInnen über die Religion (sobornost')
- k. V.: Das Hochhalten der Tradition (narodničestvo)

Folgend nun die wichtigsten Theorien der Slawophilen, gewonnen aus einer hermeneutischen Analyse der Literatur:

Theorie: Russland müsse sich vor der „Europäisierung“ aus dem Westen schützen und gleichzeitig dafür sorgen, dass sich die slawische Kultur ohne Einschränkungen ausbreiten könne.

Theorie: Die westliche Gesellschaft sei von einer Gier nach Individualität, Besitz und Fortschritt gekennzeichnet. Russland dagegen sei immer ein agrarisches Land mit starken gemeinschaftlichen

³⁹ MacMaster: Danilevsky, 186.

⁴⁰ Kohn: Die Slawen und der Westen, 86.

⁴¹ Ebd., 97.

Traditionen gewesen. Es liege an Russland, das „wahre Leben“, gekennzeichnet durch die Entsagung westlicher Einflüsse und dem Fokus auf die eigenen Werte und Normen, zu propagieren.

Theorie: Europa sei von hierarchischen Strukturen geprägt. Veränderungen würden stets nur über Konflikte passieren. Als Slawophiler dagegen müsse man jede Autorität ablehnen und das sozialen Leben ausschließlich in einer besitz- und gesetzeslosen Gemeinschaft (z.B. in Form der obščina) suchen.

Abschließend die wichtigsten k. V. der Panslawisten, vorangegangen ebenso als „Ideen“ bezeichnet:
k. V.: Der eigenständige Panslawismus

k. V.: Der Antagonismus zwischen Europa und der Panslawistischen Union

6.2. Der Vergleich durch die Methode der grounded theory

Nun werden die drei Haupttheorien der Slawophilen mit ihren eigenen k. V., als auch jenen der Panslawisten verglichen. Ziel dieses Prozesses ist es, herauszufinden, welche jeweils einzelne k. V. mit welcher jeweils einzelnen slawophilen Theorie harmoniert (und damit bewiesen werden könnte, dass bspw. Theorie XY, harmonierend mit allen slawophilen k. V., auch tatsächlich eine Theorie ist, die genuin von den Slawophilen stammt). Somit wird der Aufbau der slawophilen Theorien untersucht und es soll sich herausstellen, ob

1) die slawophilen Theorien k. V. der Slawophilen-Bewegung

2) die slawophilen Theorien k. V. der Panslawisten-Bewegung
oder

3) die slawophilen Theorien k. V. beider Bewegungen enthalten.

Die grounded theory (g. t.) wird zwar in den meisten Fällen für standardisierte Daten (Zahlen, geschlossene Fragebögen usw.) angewandt, kann aber auch zur Analyse nicht-standardisierter Daten (wie in meinem Fall) verwendet werden. Dass die g. t. naturgemäß nicht objektiv sein kann, liegt an einem ihrer zentralen Funktionsschritte: Im Zuge der Aufarbeitung von Daten kommt es zu einer subjektiven Interpretation derselben.

Ad 1) Theorie: Russland müsse sich vor der „Europäisierung“ aus dem Westen schützen und gleichzeitig dafür sorgen, dass sich die slawische Kultur ohne Einschränkungen ausbreiten könne.

grounding: Aus den mir zur Verfügung stehenden k. V. der Slawophilen passen Nr. 1) sowie Nr. 4) zur Aussage der Theorie. Von den k. V. der Panslawisten passt Nr. 2) zur Aussage.

Ad 2) Theorie: Die westliche Gesellschaft sei von einer Gier nach Individualität, Besitz und Fortschritt gekennzeichnet. Russland dagegen sei immer ein agrarisches Land mit starken gemeinschaftlichen Traditionen gewesen. Es liege an Russland, das „wahre Leben“, gekennzeichnet durch die Entsagung westlicher Einflüsse und dem Fokus auf die eigenen Werte und Normen, zu propagieren.

grounding: Aus den mir zur Verfügung stehenden k. V. der Slawophilen passen Nr. 1), Nr. 3) sowie Nr. 4) zur Aussage der Theorie. Von den k. V. der Panslawisten passt Nr. 2) zur Aussage.

Ad 3) Theorie: Europa sei von hierarchischen Strukturen geprägt. Veränderungen würden stets nur über Konflikte passieren. Als Slawophiler dagegen müsse man jede Autorität ablehnen und das sozialen Leben ausschließlich in einer besitz- und gesetzeslosen Gemeinschaft (z.B. in Form der obščina) suchen.

grounding: Aus den mir zur Verfügung stehenden k. V. der Slawophilen passt Nr. 2) zur Aussage der Theorie. Von den k. V. der Panslawisten passt Nr. 2) zur Aussage.

7 Ergebnisse und Resümee

Keine der drei Haupt-Theorien der Slawophilen kann als ausschließlich slawophil gelten. Alle drei

enthalten jeweils exakt eine k. V., die ich im Zuge meiner hermeneutischen Analyse als k. V. der Panslawisten identifiziert hatte. Erstaunlich ist, dass es immer dieselbe k. V. der Panslawisten war.⁴² Im Falle der ersten Theorie haben wir ein Verhältnis von 2:1, was bedeutet, dass sie zwei k. V. der Slawophilen und eine k. V. der Panslawisten enthält. Im Falle der zweiten Theorie liegt das Verhältnis bei 3:1. Und im Falle der dritten Theorie bei 1:1.

Somit scheint Theorie Nr. 2) die „slawophilste“ aller drei Theorien zu sein. Theorie Nr. 1) ist auch noch als mehrheitlich „slawophil“ zu bezeichnen. Allein bei Theorie Nr. 3) scheint es nicht angebracht, sie als „slawophil“ zu bezeichnen. Das Resultat zeigt ein ausgeglichenes Verhältnis zwischen „slawophil“ und „panslawistisch“.

Ich möchte noch einmal auf mein beabsichtigtes Forschungsziel zurückkommen. Ich habe versucht, zu untersuchen, bis zu welchem Grad die Theorien der Slawophilen-Bewegung auch wirklich genuin slawophil sind (vgl. Einleitung). Damit verknüpft war die Frage, ob die Slawophilen ihre Theorien nicht auch durch den Einfluss und damit aus Elementen, die eigentlich in den Theorien der Panslawisten vorkommen, generierten. Mein Ergebnis zeigt nun zwei Dinge:

Erstens: Alle drei slawophilen Haupt-Theorien weisen Bezug zu den panslawistischen Haupttheorien auf. Dabei ist erstaunlich, dass dieser Bezug immer über ein und dasselbe Element⁴³ passiert. So findet sich in allen drei Theorien ein Argumentationskern wieder, der, so zeigt meine Analyse, von den Panslawisten formuliert wurde und den nicht die Slawophilen selbst generierten.

Zweitens: Gleichzeitig jedoch weisen zwei der drei slawophilen Haupttheorien eine Mehrheit an slawophilen Elementen auf. Dies wiederum zeigt, dass der Einfluss der panslawistischen auf die slawophilen Theorien nur von ganz bestimmtem Ausmaß war. Es wäre nicht angebracht, von einer generellen Abhängigkeit slawophiler von panslawistischen Theorien zu sprechen. Vielmehr verlangt es die ideell enge Verflechtung dieser beiden historischen Bewegungen, mit großer Genauigkeit zu arbeiten und dabei jene Einzelfälle, die von einer Einflussnahme der Panslawisten auf die Slawophilen zeugen, zu erkennen. Nur so kann eine vorschnelle Beurteilung verhindert und diese beiden historisch einflussreichen Strömungen als das verstanden werden, was sie sind. Die Slawophilen und die Panslawisten waren dem Zeitgeist entsprechende nationalistisch-ideologische Strömungen, die sich durch ihren theoretischen Überbau in ihrer generellen Ausrichtung zwar deutlich unterschieden, um durch bestimmte gemeinsame Kernelemente dann aber doch wieder sehr eng aneinanderzurücken.

⁴² Es handelt sich um die k. V. Nr. 2) der Panslawisten (Der Antagonismus zwischen Europa und der Panslawistischen Union). Da die der k. V. vorangegangene Idee in etwas anderer Form auch eine Idee bei den Slawophilen war, könnte man eigentlich auch von einer womöglich genuin slawophilen Idee ausgehen. Ich bin jedoch der Meinung, dass die angesprochene Idee bei den Panslawisten viel vehementer vertreten wird als bei den Slawophilen. Allein wegen ihrer Formulierung und ihrer Kernargumente (es geht um den physischen Kampf zwischen Europa und den Slawen, welcher DAS zentrale Charakteristikum der Panslawismus-Bewegung ist. Zwar kommt dieser Gedanke auch bei den Slawophilen vor, doch wird er viel eher in kultureller, denn kriegerischer Hinsicht aufgegriffen), ist die Idee – so denke ich – als panslawistische Idee zu betrachten.

⁴³ „Element“ ist in diesem Fall mit „konstituierender Variable“ gleichzusetzen.

Literatur

- Barrios, Harald / Stefes, Christoph H. (Hrsg.): Einführung in die Comparative Politics, München, Wien 2006.
- Berdjaev, Nikolaj: Die russische Idee. Grundprobleme des russischen Denkens im 19. Jahrhundert und zu Beginn des 20. Jahrhunderts, Sankt Augustin 1983.
- Brind, N.: Die geschichtliche Mission Russlands: Ein Überblick über die slavophile Publizistik, Wien 1925.
- Charmatz, Richard: Zarismus, Panslawismus, Krieg!, Wien 1915.
- Cracraft, James: The Petrine Revolution in Russian Culture, Cambridge 2004.
- Danilevskij, N.: Russland und Europa. Eine Untersuchung über die kulturellen und politischen Beziehungen der slawischen zur germanisch-romanischen Welt, übersetzt und eingeleitet von Karl Nötzel, Stuttgart 1920.
- Fischel, Alfred: Der Panslawismus bis zum Weltkrieg. Ein geschichtlicher Überblick von Dr. Alfred Fischel, Stuttgart, Berlin 1919.
- Kegler, Dietrich: Nikolaj Berdjaev und die „russische Idee“, in: Berdjaev, Nikolaj: Die russische Idee. Grundprobleme des russischen Denkens im 19. Jahrhundert und zu Beginn des 20. Jahrhunderts, Sankt Augustin 1983, S.13.
- Kohn, Hans: Die Slawen und der Westen. Die Geschichte des Panslawismus, Wien 1956.
- Kulešov, V. I.: Slavjanofily i russkaja literatura, Chudožestvennaja literatura, Moskva 1976.
- Lebedewa, Jekatherina: Russische Träume. Die Slawophilen – ein Kulturphänomen, Berlin 2008.
- MacMaster, Robert E.: Danilevsky. A Russian Totalitarian Philosopher, Cambridge Massachusetts 1967.
- von Oertzen, Jürgen: Grounded Theory, in: Behnke, Joachim / Gschwend, Thomas / Schindler, Delia / Schnapp, Kai-Uwe (Hrsg.): Methoden der Politikwissenschaft. Neuere qualitative und quantitative Analyseverfahren, Baden-Baden 2006, S.145-154.

Russlandbilder im Nationalsozialismus: Hitler, Goebbels, Rosenberg

Martin Munke (Chemnitz)

1 Einführung

Das Verhältnis von nationalsozialistischem Deutschland und kommunistischem Russland stellt einen zentralen Bezugspunkt der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der Geschichte des „Dritten Reiches“ dar. An der Deutung der Beziehungen zwischen den beiden totalitären Diktaturen des 20. Jahrhunderts entzündete sich mit dem „Historikerstreit“ eine der öffentlichkeitswirksamsten publizistischen Debatten in der deutschen Nachkriegsgeschichte. Der Kommunismus bzw. Bolschewismus war in der Herrschaftspraxis – neben dem Judentum – eines der Hauptfeindbilder der Nationalsozialisten. Auch in ideologischer Hinsicht kann er als einer der zentralen Gegner aufgefasst werden. Die Entscheidung zum Angriff auf die Sowjetunion 1941 nach zeitweiliger Kooperation erscheint als primär ideologisch motiviert.

Trotz dieser zentralen Bedeutung für Theorie und Praxis des Nationalsozialismus lässt sich in den Schriften der führenden Protagonisten und in der NS-Propaganda kein einheitliches Bild von „Russland“ oder der Sowjetunion feststellen. Es handelt sich nach Manfred Weißbecker vielmehr um ein „Schüttelbild“¹ bzw. „Schüttelbilder“ aus verschiedenen Vorstellungen und Traditionen, die einander teilweise widersprachen und den jeweiligen aktuellen Erfordernissen angepasst werden konnten. Dieser von der Forschung weitgehend akzeptierte Befund soll im Folgenden auf der Grundlage der ideologischen Äußerungen der drei entscheidenden Protagonisten auf diesem Feld – des „Führers und Reichskanzlers“ Adolf Hitler (1889-1945), des „Reichsministers für Volksaufklärung und Propaganda“ Joseph Goebbels (1897-1945) und des „Reichsministers für die besetzten Ostgebiete“ und Leiter des Außenpolitischen Amtes der NSDAP (APA), Alfred Rosenberg (1893-1946) – dargestellt werden.

Bei der Analyse seines Gegenstands geht der vorliegende Beitrag von einer zentralen Bedeutung der ideologischen Ideenwelt für die verbrecherische Praxis der nationalsozialistischen Herrschaft aus. Die verschiedenen nationalsozialistischen Russlandbilder erscheinen als Konzepte, deren Untersuchung zum Verständnis der NS-Politik gegenüber der Sowjetunion unabdingbar ist. Die katastrophalen Folgen jener Politik mit bis zu 50 Millionen Toten² werfen die Frage nach ihrer ideologischen Begründung auf, sofern man nicht von einer „Eigendynamik der Gewalt“³ ausgehen möchte. Da die „politische und kulturelle Gegenwart [...] von Ideen geprägt [wird], spukhaft oft, doch mit enormer Wirksamkeit“,⁴ soll der Versuch unternommen werden, die Traditionslinien der nationalsozialistischen Russlandvorstellungen ideengeschichtlich zu verorten und zu deuten. Denn die indoktrinierende Wirksamkeit der ideologisch gefärbten Propaganda war es, aufgrund derer der „rassenideologische Vernichtungskrieg [...] führbar“⁵ wurde. Die einzelnen Leitgedanken dieser Ideologie sollen

1 Weißbecker, Manfred: „Wenn hier Deutsche wohnten...“. Beharrung und Veränderung im Russlandbild Hitlers und der NSDAP, in: Volkmann, Hans-Erich (Hg.): Das Russlandbild im Dritten Reich, 9-54, 53.

2 Nach Sokolov, Boris V.: Der Preis des Sieges. Anmerkungen zu den Menschenverlusten in der UdSSR (1941-1945), in: Jacobsen, Hans-Adolf u. a. (Hgg.): Deutsch-russische Zeitenwende. Krieg und Frieden 1941-1995, Baden-Baden 1995 (Schriften der Paul-Kleinewefers-Stiftung, 2), 521-537, 537.

3 Waldmann, Peter: Gesellschaften im Bürgerkrieg. Zur Eigendynamik entfesselter Gewalt, in: *Zeitschrift für Politik* 42 (1995), 343-368.

4 Raulff, Ulrich/Schmidt-Glintzer, Helwig/Seemann, Hellmut Th.: Einen Anfang machen. Warum wir eine Zeitschrift für Ideengeschichte gründen, in: *Zeitschrift für Ideengeschichte* 1 (2007), H. 1, 4 ff., 4.

5 Wette, Wolfgang: „Rassenfeind“. Die rassistischen Elemente in der deutschen Propaganda gegen die Sowjetunion, in: Jacobsen u. a. (Hgg.): Deutsch-russische Zeitenwende, 175-201, 201.

sowohl deskriptiv nachgezeichnet als auch analytisch gebündelt und in ihrer propagandistischen Umsetzung betrachtet werden.

Die auf diese Art entworfenen Gedankenwelten sind gleichwohl nicht zu trennen von den realpolitischen Strukturen. Die einander vielfach widersprechenden Russlandbilder im „Dritten Reich“ können teilweise auch auf die vielbeschriebene „Ämterivalität“ der Nationalsozialisten zurückgeführt werden; eine Berücksichtigung solcher Einflüsse und paralleler politischer Entwicklungen wird ergänzend erfolgen.

2 Grundlinien nationalsozialistischer Russlandbilder

Die Russlandbilder der Nationalsozialisten waren keine Neukreationen, sondern bestanden aus Versatzstücken traditioneller Vorstellungen. In ihnen verbanden sich antiasiatische und antislawistische, antisemitische und antikommunistische Elemente zu einer Melange, die propagandistisch den jeweiligen politischen Bedürfnissen angepasst werden konnte. Trotz dieser Vielgestalt existierte eine Reihe von relativ stabilen Grundkonstanten im Bild von „Russland“ bzw. „Sowjetrussland“, die in ihrer radikalen Zuspitzung die NS-Außenpolitik prägten. Diese Konstanten und ihre Variationen sollen im Folgenden skizziert werden.

2.1 Ideologische Konstanten

Zu den programmatischen „Säulen“ der NS-Weltanschauung gehörte die Forderung nach einer Erweiterung des „deutschen Lebensraums“. Die daraus resultierenden Gebietsansprüche sollten hauptsächlich im osteuropäischen Raum realisiert werden – ein Konzept, das bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts etwa durch Autoren wie den Schriftsteller Gustav Freytag (1816-1895) mit Bezug auf die mittelalterliche deutsche Ostsiedlung, den Zoologen und Geografen Friedrich Ratzel (1844-1904) und den Philologen und Archäologen Gustaf Kossinna (1858-1931) popularisiert worden war. Im nationalsozialistischen Kontext beruhte es begrifflich auf den Schriften des Geografen Karl Haushofer (1869-1946). Die vorurteilsbehafteten Fremdbilder von Russland wandelten sich in diesem Zusammenhang in von Hass geprägte, gewaltmobilisierende Feindbilder.⁶ Die ostpolitischen Vorstellungen waren zunächst mit einer allgemeinen revisionistischen Politik in Bezug auf den Versailler Vertrag verbunden. Ab 1922/23 traten dann antikommunistische und antisowjetische Einflüsse immer mehr in den Vordergrund. Die Sowjetunion erschien in einer Fortsetzung und Ausdehnung der von Friedrich Naumann (1860-1919) geprägten „Mitteleuropa“-Konzeption als eine reine „Verfügungsmasse“ deutscher Herrschafts- und Hegemonie-Ansprüche. Die demnach „unterentwickelten“ Völker im „Osten“ wären nicht in der Lage, selbständig sinnvolle Organisationsformen zu entwickeln. Diese Unfähigkeit sei historisch erwiesen und ethnologisch prädisponiert.⁷ Popularisierungen erfuhren solche Positionen etwa durch die Publikationen des Schriftstellers Edwin Erich Dwinger (1898-1981), die besonders nach 1933 in hohen Auflagen erschienen und die bereits

⁶ Trotz der wachsenden Wirksamkeit solcher Feindbilder existierten in der Zwischenkriegszeit ebenso umfassende positive Russlandkonzeptionen; vgl. Koenen, Gerd: Der deutsche Russland-Komplex. Zur Ambivalenz deutscher Ostorientierungen in der Weltkriegsphase, in: Thum, Gregor (Hg.): Traumland Osten. Deutsche Bilder vom östlichen Europa im 20. Jahrhundert, Göttingen 2006, 16-46.

⁷ Zur Entwicklung des deutschen Blicks auf Russland im 20. Jahrhundert siehe Hecker, Hans: Zwiespältige Projektionen. Varianten in der deutschen Sicht auf Russland 1917-2007, in: Deutsch-Russisches Museum Berlin-Karlshorst e.V. (Hg.): Unsere Russen, unsere Deutschen. Bilder vom Anderen 1800 bis 2000, Berlin 2007, 30-45, 35 f. Zum Mitteleuropagedanken vgl. ausführlich Elvert, Jürgen: Mitteleuropa! Deutsche Pläne zur europäischen Neuordnung (1918-1945), Stuttgart 1999 (Historische Mitteilungen, Beihefte, 35).

existierenden Russlandstereotypen zu verstärken halfen.⁸

Eine zweite Konstante der NS-Ideologie bildete die Annahme des „jüdischen“ Charakters des Bolschewismus. Als Grundlage dafür diente die Präsenz jüdischer Kommunisten in den Führungsschichten der Kommunistischen Partei Russlands (Bolschewiki) bzw. ab 1925 Kommunistischen Partei der Sowjetunion (Bolschewiki). Entsprechende Hassbilder wurden in Russland selbst schon in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg in Pamphleten wie den Protokollen der Weisen von Zion verbreitet. Über Vermittler wie Alfred Rosenberg oder den während des „Hitler-Ludendorff-Putsches“ umgekommenen Diplomaten Max Erwin von Scheubner-Richter (1884-1923) gelangten die Protokolle in den deutschen Sprachraum, wo sie einen wichtigen Einfluss besonders in der Frühphase der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei (NSDAP) ausübten. Autoren wie Dietrich Eckart (1868-1923)⁹ – Gründungsmitglied der NSDAP und ab August 1921 Chefredakteur des *Völkischen Beobachters* – sahen in der Zuspitzung solcher Konzepte den Bolschewismus dann gar als „Werkzeug“ des „Weltjudentums“ und stellten dem „falschen“ „jüdischen Bolschewismus“ sogar einen „echten“ „deutschen Bolschewismus“ gegenüber. Die Verachtung der politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen in der Sowjetunion richtete sich damit in der ideologischen Betrachtung durch den Nationalsozialismus häufig weniger gegen den realen Bolschewismus, als vielmehr gegen ein diffuses Hassbild in Bezug auf „die“ Juden.

Die Forderung nach „Lebensraum im Osten“ und der Judenhas verbanden sich weiterhin mit der rassistisch gefärbten Verachtung gegenüber den russisch-slawischen „Untermenschen“.¹⁰ Auch hier konnte die NS-Ideologie zumindest in Teilen an überlieferte Muster anknüpfen. Bereits im und nach dem Ersten Weltkrieg wurde die Auseinandersetzung zwischen Kaiser- und Zarenreich bisweilen zum schicksalhaften Kampf zwischen Germanen- und Slawentum stilisiert, etwa durch deutsche Freikorpskämpfer. „Russland“ erschien dabei als Verkörperung von Barbarei und Stagnation, seine Soldaten als „halbasiatische Horden“ von „asiatischer Rohheit“.¹¹ Entsprechende Bezüge wurden von den deutschen Militärs auch in der Planung des Angriffs auf die Sowjetunion 1941 hergestellt. Die Vorstellungen von Russland als einer „asiatischen Macht“ reichen bis ins 16. Jahrhundert zurück.¹² Englische und deutsche Autoren beurteilten das „Moskauer Reich“ jener Zeit als außereu-

8 Dazu ausführlich Wurzer, Georg: Das Russlandbild Edwin Erich Dwingers, in Eimermacher, Karl/Volpert, Astrid/Bordjugow, Gennadij (Hgg.): *Stürmische Aufbrüche und enttäuschte Hoffnungen. Russen und Deutsche in der Zwischenkriegszeit*, Paderborn 2006 (West-östliche Spiegelungen, Neue Folge, 2), 715-747.

9 Wichtig erscheint in Bezug auf Eckart vor allem die Übernahme des auch von Arthur Moeller van den Bruck (1876-1925) zu Beginn der 1920er popularisierten Begriffs „Drittes Reich“; zu Moeller van den Bruck vgl. in diesem Kontext Schlüter, André: Moeller van den Bruck. Leben und Werk, Köln, Weimar, Wien 2010, bes. 347-364. Auf den Ursprung der Moeller'schen Konzeptionen bei russischen Autoren wie Dmitri Sergejewitsch Mereschkowski (1865-1941) und Fjodor Michailowitsch Dostojewski (1821-1881) hat unlängst der russische Ideenhistoriker Sergej G. Allenov neu und pointiert hingewiesen; Allenov, Sergej G.: Das Echo der „Russischen Idee“ in der Ideologie der deutschen „Konservativen Revolution“, in: Knyazeva, Irina I./Munke, Martin (Hgg.): *Konservatismus in Russland und Deutschland. Ideengeschichtliche Perspektiven aus drei Jahrhunderten*, Berlin 2013 (Studien und Texte zur Erforschung des Konservatismus, 7) (im Erscheinen).

10 Zur rassistischen Komponente vgl. Luks, Leonid: Anmerkungen zum nationalsozialistischen Russlandbild am Vorabend und zu Beginn des deutsch-sowjetischen Krieges, in: *Forum für osteuropäische Ideen- und Zeitgeschichte* 12 (2008), H. 2, 85-93, 85 f.

11 Zit. nach Jahn, Peter: „Zarendreck, Barbarendreck“. Die russische Besetzung Ostpreußens 1914 in der deutschen Öffentlichkeit, in: Eimermacher, Karl/Volpert, Astrid/Bordjugow, Gennadij (Hgg.): *Verführungen der Gewalt. Russen und Deutsche im Ersten und Zweiten Weltkrieg*, Paderborn 2005 (West-östliche Spiegelungen, Neue Folge, 1), 223-241, 230; vgl. auch ders.: „Russenfurcht“ und Antibolschewismus. Zur Entstehung und Wirkung von Feindbildern, in: ders./Rürup, Bernd (Hg.): *Erobern und Vernichten. Der Krieg gegen die Sowjetunion. Essays*, Berlin 1991, 47-64, 51-54. Ähnliche stereotype Bedrohungsszenarien mit Zuschreibungen wie „asiatische Dumpfheit“ oder „rote Flut“ wurden auch im Umfeld der Revolution von 1905 im Kaiserreich verbreitet; vgl. Meyer, Klaus: Die russische Revolution von 1905 im deutschen Urteil. Überlegungen zur Änderung des „Russlandbildes“ in Deutschland, in: Liszkowski, Uwe (Hg.): *Russland und Deutschland. Aufsätze*, Stuttgart 1974 (Kieler historische Studien, 22), 265-277, 273-276.

12 Vgl. dazu instruktiv Klug, Ekkehard: Das „asiatische“ Russland. Über die Entstehung eines europäischen Vorurteils, in: *Historische Zeitschrift* 245 (1987), 265-289. Zu den Elementen und Kontexten früher englischer Russlandbilder jetzt auch Lehmann, Stefan: „... a true and strange face of a tyrannical state“. Das Russlandbild des englischen Gesandten Giles Fletcher (1548-1611),

ropäische Macht und besetzten es mit Negativklischees wie „fremdartig, barbarisch und unchristlich“,¹³ die eine erstaunliche Langlebigkeit aufweisen sollten.

Die skizzierten Grundkonstanten – schlagwortartig kann man sie als Antibolschewismus, Antisemitismus und Antislawismus zusammenfassen¹⁴ – verbanden sich mit zahlreichen variablen Elementen zu einem „zwar zentral vorgegebenen und gelenkten, tatsächlich aber doch recht diffusen Gemenge“,¹⁵ dessen Schwerpunktsetzungen gerade in den 1920er Jahren innerhalb der NSDAP noch höchst umstritten waren. So wurde die „bolschewistische Revolution“ bisweilen gar als Vorbild für die eigene Bewegung wahrgenommen, wie beispielsweise von der „linken“ Fraktion der „nationalen Sozialisten“ um die Brüder Gregor (1892-1934) und Otto Strasser (1897-1974), die von „nationalbolschewistischen“ Konzeptionen wie etwa bei Ernst Niekisch (1889-1967)¹⁶ beeinflusst war. Zunächst wurde diese Auffassung auch von Joseph Goebbels geteilt. Durchsetzen sollten sich jedoch jeweils die Positionen Adolf Hitlers, die freilich mehreren Neubewertungen und zahlreichen Schwankungen unterworfen waren.¹⁷ Ihre Entwicklungen sind nun darzustellen.

2.2 Adolf Hitler und Russland

Erste Äußerungen von Hitler zu Russland und dem Bolschewismus bewegten sich –entsprechend der Agitation zeitgenössischer völkischer Publizisten wie Ludwig Müller von Hausen (1851-1929), Gründer des 1919 im Deutschvölkischen Schutz- und Trutzbund aufgegangenen antisemitischen Verbands gegen die Überhebung des Judentums – im Rahmen „traditioneller“ antisemitischer Muster.¹⁸ Mit der Entfesselung des Ersten Weltkriegs zwischen den einander eigentlich nicht feindlich gesinnten Mächten Kaiser- und Zarenreich habe das „internationale Judentum“ seinen „Griff nach der Weltherrschaft“ begonnen. Pläne einer eventuellen Kooperation mit dem „revolutionären Russland“ stießen aber bei Hitler – wie auch bei Alfred Rosenberg – von Beginn an auf Ablehnung: nur mit einem von der „jüdischen Herrschaft“ befreiten, „nationalem Russland“ sei eine Zusammenarbeit möglich. Etwaige Ansprüche auf „Lebensraum im Osten“ ließen sich gegenüber einem solchen potentiellen Partner natürlich nicht erheben, und so beschränkten sich entsprechende knappe Überlegungen zunächst auf tschechische und polnische Territorien.

Eine Revision solcher Gedanken stellte Hitler in den Monaten nach dem gescheiterten Putschversuch im November 1923 an und veröffentlichte sie erstmals publizistisch in einem wenig beachteten Beitrag für die alldeutsche Zeitschrift *Deutschlands Erneuerung*. Hatte er in außenpolitischer Hinsicht zuvor das Zusammengehen mit Russland gegen die westliche Großmacht England favorisiert, kehrte er nun unter dem Einfluss der weltpolitischen Ereignisse die Bündnispartner um: mit Eng-

in: Kroll, Frank-Lothar/Munke, Martin (Hgg.): Die Reise nach Russland. Wahrnehmungen und Erfahrungsberichte aus fünf Jahrhunderten, Berlin 2012 (Chemnitzer Europastudien, 15) (im Erscheinen).

13 Ruffmann, Karl-Heinz: Das Russlandbild im England Shakespeares, Göttingen 1952 (Göttinger Bausteine zur Geschichtswissenschaft, 6), 82; zit. nach Klug: Das „asiatische“ Russland, 266.

14 Vgl. etwa Rauch, Georg von: Wandlungen des deutschen Russlandbildes, in: ders.: Zarenreich und Sowjetstaat im Spiegel der Geschichte. Aufsätze und Vorträge. Zum 75. Geburtstag hg. v. Michael Garleff u. Uwe Liszkowski, Göttingen, Frankfurt am Main, Zürich 1980, 322-335, 334; Waschik, Klaus: Metamorphosen des Bösen. Semiotische Grundlagen deutsch-russischer Feindbilder in der Plakatpropaganda der 1930er bis 1950er Jahre, in: Eimermacher/Volpert/Bordjugow (Hgg.): Verführungen der Gewalt, 297-339, 309-313.

15 Weißbecker: „Wenn hier Deutsche wohnten...“, 53.

16 Vgl. im vorliegenden Zusammenhang Taschka, Sylvia: Das Russlandbild von Ernst Niekisch, Erlangen, Jena 1999 (Erlanger Studien zur Geschichte, 5), 19-41.

17 So Weißbecker: „Wenn hier Deutsche wohnten...“, 19.

18 Dazu jetzt Kroll, Frank-Lothar: Der Weg in den Holocaust. Rassismus und Antisemitismus in der nationalsozialistischen Ideologie, in: ders./Zehnpfennig, Barbara (Hgg.): Ideologie und Verbrechen. Nationalsozialismus und Kommunismus im Vergleich, Paderborn 2012 (im Erscheinen).

land gegen Russland. Denn in der Sowjetunion zeichnete sich eine Stabilisierung der bolschewistischen Herrschaft ab, ein „nationales Russland“ schien kaum wiederherstellbar. In Italien erwuchs mit Benito Mussolini (1883-1945) ein neuer potentieller Alliiertes, und Großbritannien hatte sich in der „Ruhrkrise“ des Jahres 1923 vom deutschen „Erbfeind“ Frankreich distanziert.

Die „Wendung nach Osten“ manifestierte sich programmatisch in jenem berühmt-berüchtigten Zitat aus dem 1925 verfassten zweiten Band von *Mein Kampf*: „Damit ziehen wir Nationalsozialisten bewusst einen Strich unter die außenpolitische Richtung unserer Vorkriegszeit. Wir setzen dort an, wo man vor sechs Jahrhunderten endete. Wir stoppen den ewigen Germanenzug nach dem Süden und Westen Europas und weisen den Blick nach dem Land im Osten. Wir schließen endlich ab die Kolonial- und Handelspolitik der Vorkriegszeit und gehen über zur Bodenpolitik der Zukunft.“¹⁹ Diese Gedanken stehen in einem engen Zusammenhang mit Hitlers rasseideologischen Äußerungen. Der Glaube an die Überlegenheit der kulturschaffenden „arischen Rasse“, die diese vor allem im Kampf gegen die „jüdische Rasse“ behaupten müsse, bildete einen unumstößlichen Kern der Hitler'schen Ideologie.²⁰ Der Kampfesgedanke erscheint dabei auch im Geschichts- und Politikbild Hitlers als zentral. Politik bedeute demnach die Durchführung des „Lebenskampfes“ eines Volkes.²¹ Grundformeln wie das „Recht des Stärkeren“ und der „Untergang des Schwachen“ wurden in zahlreichen Reden und in *Mein Kampf*²² immer wieder betont.

Hitler wandte sich hiermit auch gegen zeitgenössische Überlegungen wie diejenigen von Oswald Spengler (1880-1936). Dieser der rechtskonservativen Strömung der „Konservativen Revolution“²³ zuzurechnende Geschichtsphilosoph und Publizist prophezeite einen „Untergang des Abendlandes“ und sah das russische Volk als aufstrebende, neue Macht im Gegensatz zum niedergehenden Europa an, wobei er sich gegen rassenideologisches Denken entschieden verwehrte.²⁴ In seiner Rede am 1. Mai 1933 zum „Tag der nationalen Arbeit“ auf dem Flughafen Tempelhof bezog sich Hitler direkt auf Spengler, als er statt des „Untergangs“ eine „Wiederauferstehung“²⁵ der abendländischen Völker propagierte. Denn es sei gerade das rassische, „germanische Element“ der (Balten-)Deutschen gewesen, das die einstige Macht des russischen Zarenreiches begründet habe: „Er [= „der Russe“] ist nicht in der Lage, sich selbst zu organisieren, er ist lediglich organisierbar; der Tropfen arischen Blutes in einzelnen Adern [ist] es, was dem russischen Volke Erfindungen und Staatsorganisation

19 Hitler, Adolf: *Mein Kampf*. Zwei Bände in einem Band, ungekürzte Ausg., 60. Aufl., München 1933, 742; sic!.

20 Vgl. Zehnpeffnig, Barbara: *Hitlers Mein Kampf. Eine Interpretation*, 3. Aufl., München 2006, 127-152. Zur Abgrenzung dieser Überlegungen von anderen zeitgenössischen rasseideologischen Konzeptionen vgl. Kroll, Frank-Lothar: *Nationalsozialistische Rasseutopien in der Deutungskultur der Zwischenkriegszeit*, in: Hardtwig, Wolfgang/Cassier, Philip (Hgg.): *Utopie und politische Herrschaft im Europa der Zwischenkriegszeit*, München 2003 (Schriften des Historischen Kollegs, Kolloquien, 56), 257-268, bes. 259-264.

21 Dazu. Kroll, Frank-Lothar: *Geschichte und Politik im Weltbild Hitlers*, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 44 (1996), 327-353, bes. 329-333.

22 Vgl. Hitler, Adolf: *Reden, Schriften, Anordnungen. Februar 1925 bis Januar 1933*, 6 Bde., hrsg. vom Institut für Zeitgeschichte, München 1991-2000, hier: Bd. 2, 530, 669, 815 und ders.: *Mein Kampf*, 66, 316, 372, 769.

23 Zur Systematisierung und Kritik vgl. Breuer, Stefan: *Anatomie der Konservativen Revolution*, 2., durchges. und korrig. Aufl., Darmstadt 1995.

24 Ähnlich wie Moeller van den Bruck bezog auch Spengler viele seiner positiven Russlandvorstellungen aus der Lektüre russischer Schriftsteller des 19. Jahrhunderts wie Dostojewski, Lew Nikolajewitsch Tolstoi (1828-1920) oder Iwan Sergejewitsch Turgenew (1818-1883); vgl. Kraus, Hans-Christof: „Untergang des Abendlandes“. Russland im Geschichtsdenken Oswald Spenglers, in: Koenen, Gerd/Kopelew, Lew (Hgg.): *Deutschland und die russische Revolution 1917-1924*, München 1998 (West-östliche Spiegelungen, Reihe A, Bd. 5), 277-312, hier: 295-298, 306-310; im Zusammenhang auch Groh, Dieter: *Russland im Blick Europas. 300 Jahre historische Perspektiven* [erw. Ausg. von *Russland und das Selbstverständnis Europas. Ein Beitrag zur europäischen Geistesgeschichte* (Neuwied 1961)], Frankfurt am Main 1988, 373-379.

25 Vgl. Hitler, Adolf: *Monologe im Führerhauptquartier 1941-1944. Die Aufzeichnungen Heinrich Heims*, hg. von Werner Jochmann, genehmigte Sonderausg., München 2000, 457.

gegeben hat“,²⁶ führte Hitler in diesem Sinne noch im Juli 1941 aus.

Die neue Konzeption sollte fortan zu einem der wichtigsten Gedanken in der Politik Hitlers gehören. Zunächst jedoch kulminierte sie in einem internen Konflikt, besonders mit der „Strasser-Fraktion“ in der NSDAP, der erst zu Beginn des Jahres 1926 im Sinne Hitlers gelöst wurde. Denn dieser betonte nun gerade die Gefahr eines möglichen deutsch-russischen Bündnisses, wie er es doch selber zuvor in Betracht gezogen hatte. Er befürchtete eine „Infektion“ Deutschlands mit dem „bolschewistischen Gift“, die zu einer jüdischen Herrschaft auch im Deutschen Reich führen würde. Selbst ein „national befreites“ Russland erschien nicht mehr als potentieller Alliierter: „Allein auch dann wäre ein Bündnis Deutschlands mit diesem Russland ein voller Wahnsinn“,²⁷ da Hitler in diesem Fall eine Bedrohung durch das als imperiales Vorbild betrachtete England befürchtete und das Deutsche Reich zum Schlachtfeld werden würde.

Diese abwehrende Haltung wird in *Mein Kampf* an den Bezeichnungen für die sowjetischen Führer deutlich, die als „blutbefleckte gemeine Verbrecher“, „Abschaum der Erde“ und „grausamste Tyrannen aller Zeiten“²⁸ bezeichnet werden. Vereinzelte Versuche etwa Otto Strassers im Herbst 1927, Russland erneut als Bündnispartner ins Gespräch zu bringen, wehrte Hitler – bei vereinzelt anererkennenden Äußerungen zur Fähigkeit der sowjetischen Machthaber, große Menschenmassen zu kontrollieren – entschieden ab. Und er gab im Zweiten Bucherneut das Ziel der nationalsozialistischen Außenpolitik vor: es sei „dort zu suchen, wo es einzig und allein liegen kann: Raum im Osten“.²⁹

Hier lassen sich Verbindungen zu den Äußerungen hauptsächlich baltendeutscher Russlandgegner aus der Vorkriegszeit ziehen, die an das Stereotyp eines „asiatischen Charakters“ des russischen Volkes anknüpften und in der Zerschlagung des Zarenreiches die Möglichkeit sahen, einen Raum für deutsche koloniale Aktivitäten zu erschließen. Paul Rohrbach (1869-1956) etwa, ein baltendeutscher Beamter und Schriftsteller, trat gemeinsam mit Theodor Schiemann (1847-1921) in der so genannten „Osteuropäischen Schule“ für eine staatliche Eigenständigkeit der mittel- und osteuropäischen „Randvölker“ ein.³⁰ Ähnliche Überlegungen, die eine Autonomie dieser Völker entgegen der durch Schiemann popularisierten Konzeption aber ablehnten, stellte innerhalb der NSDAP vor allem Alfred Rosenberg an, wie später zu zeigen sein wird.

In der öffentlichen Selbstdarstellung und Propaganda der Partei spielte das „Lebensraum-Konzept“ bisweilen kaum eine Rolle – war doch das Bild, dass man sich in der Weimarer Republik von der Sowjetunion machte, ähnlichen Schwankungen unterworfen wie die Vorstellungen Hitlers. Die Verfolgung der Anhänger Leo Trotzki (1879-1940) im Zuge der Herrschaftskonsolidierung Josef Stalins (1878-1953) galt gemeinhin als eine Beseitigung des „jüdischen Elements“ innerhalb des Bolschewismus, was natürlich in für Hitler wichtigen Wählerschichten wie den nationalistischen und völkischen Kreisen Anerkennung und Zustimmung, teilweise gar eine Art zwiespältige Bewunderung fand. Unter Berücksichtigung dieser Stimmungen und der Notwendigkeit finanzieller Zuwendungen für die NSDAP gestaltete sich auch die Rede Hitlers im Januar 1932 vor dem Industrie-Club Düssel-

26 Hitler: Monologe im Führerhauptquartier, 38.

27 Weinberg, Gerhard L. (Hg.): Hitlers Zweites Buch. Ein Dokument aus dem Jahr 1928, mit e. Geleitw. von Hans Rothfels, Stuttgart 1961, 133.

28 Hitler: Mein Kampf, 750.

29 Weinberg: Hitlers Zweites Buch, 159.

30 Dazu Meyer, Klaus: Russland, Theodor Schiemann und Victor Hehn (2005), in: ders.: Russland – Vertraute Fremde. Neues und Bleibendes in historischer Perspektive. Ausgewählte Beiträge, hg. von Dittmar Schorkowitz, Frankfurt am Main u. a. 2008 (Gesellschaften und Staaten im Epochenwandel, 17), 283-305; ausführlich ders.: Theodor Schiemann als politischer Publizist, Frankfurt am Main, Hamburg 1956 (Nord- und osteuropäische Geschichtsstudien, 1); Camphausen, Gabriele: Die wissenschaftliche historische Russlandforschung in Deutschland 1892-1933, in: *Forschungen zur osteuropäischen Geschichte* 42 (1989), 7-108, bes. 16-24.

dorf.³¹ Die Sowjetunion wurde hier nicht als ein vom Judentum „ausgehöhlter“ „Koloss auf tönernen Füßen“ dargestellt, sondern zu einer starken Bedrohung für das Deutsche Reich stilisiert, die „die ganze Welt langsam erschüttern und zum Einsturz bringen“³² könne – eine entscheidende Umwertung im Vergleich zu entsprechenden Passagen in *Mein Kampf*, in denen Hitler den gegenwärtigen Zustand des Sowjetreiches noch als „Wink des Schicksals“ bezeichnet hatte.³³

Nach der „Machtergreifung“ mussten sich die bis dahin hauptsächlich intern debattierten Russlandvorstellungen Hitlers und der Nationalsozialisten an der Herrschaftspraxis messen lassen. Diskrepanzen zwischen ideologischem Anspruch und realpolitischen Erfordernissen waren unvermeidbar, zumal das „Dritte Reich“ auch wirtschaftliche Interessen in Bezug auf die Sowjetunion verfolgte. Eine gewisse Pragmatik bestimmte nun Hitlers öffentliche Äußerungen und sein Handeln. So ratifizierte er beispielsweise im Mai 1933 die Verlängerung des Berliner Vertrags von 1926, der als „Freundschaftsvertrag“ den Rapallo-Vertrag von 1922 abgelöst hatte – der Status quo sollte zunächst so lange nicht radikal verändert werden, bis sich Hitler machtpolitisch dazu in der Lage fühlte.

Die Bevölkerung jedoch wurde weiterhin antisowjetisch indoktriniert, was zur allmählichen Verschlechterung der deutsch-sowjetischen Beziehungen beitrug. Die These des „jüdischen Bolschewismus“ feierte ihre „Auferstehung“ in der Phase der Antikomintern-Politik³⁴ und wurde besonders auf den Reichsparteitagen der Jahre 1935 bis 1937 neu verbreitet. Hitler stilisierte das „Dritte Reich“ damit zu einem „Bollwerk“ gegen den Bolschewismus. Diese Haltung diente auch dazu, die eigentlich antiwestliche Stoßrichtung des als Antikomintern-Pakt bezeichneten Bündnisses mit Japan und Italien zu verschleiern. Antijüdische Maßnahmen oder die Besetzung der entmilitarisierten Zone im Rheinland zur „Befreiung“ von den „Fesseln von Versailles“ konnten so ebenfalls legitimiert werden. Konkrete antisowjetische Aktionen blieben jedoch – abgesehen von der Intervention in den Spanischen Bürgerkrieg – weitgehend aus. Das Thema verschwand mit den Krisen des Jahres 1938 weitgehend aus den öffentlichen Verlautbarungen, auch die wirtschaftlichen Beziehungen verloren an Bedeutung.

Umso größer war dann die Wirkung des am 23./24. August abgeschlossenen Nichtangriffsvertrags, der als „Hitler-Stalin-Pakt“ bzw. aus sowjetischer Perspektive als „Molotow-Ribbentrop-Pakt“ bekannt werden sollte, und der scheinbar den aktuellen ideologischen Konzepten widersprach. Der Großteil der im Rahmen der Antikomintern verwendeten Propagandaschriften durfte nun auch tatsächlich nicht weiterverwendet werden.³⁵ Und doch boten sich Anknüpfungspunkte zur bisherigen weltanschaulichen Linie, indem das Abkommen als Mittel zum Kampf gegen das „internationale Finanzkapital“ gepriesen wurde. Entsprechend hatte Hitler bereits im Vorfeld Anschuldigungen gegen die amerikanische Regierung erhoben, mit dem „internationalen Finanzjudentum“ zusammenzuarbeiten.

Begünstigt wurde das für die internationale und heimische Öffentlichkeit gleichermaßen übertra-

31 Vgl. zur in der Forschung umstrittenen Bedeutung dieser Rede Turner, Henry Ashby: *Legende und Wirklichkeit. Hitlers Rede vor dem Düsseldorfer Industrieclub am 26. Januar 1932*, Sonderdruck, Düsseldorf 2001.

32 Zit. nach Koenen: *Der Russland-Komplex*, 414.

33 In *Mein Kampf* heißt es: „Indem [das Schicksal] Russland dem Bolschewismus überantwortete, raubte es dem russischen Volk jene Intelligenz, die bisher dessen staatlichen Bestand herbeiführte und garantierte. [...] So unmöglich es dem Russen an sich ist, aus eigener Kraft das Joch des Juden abzuschütteln, so unmöglich ist es dem Juden, das mächtige Reich auf Dauer zu erhalten. Er selbst ist kein Element der Organisation, sondern ein Ferment der Dekomposition. Das Riesenreich im Osten ist reif zum Zusammenbruch.“ (Hitler: *Mein Kampf*, S. 742 f.).

34 Der im Oktober 1933 gegründete und von Goebbels' Propagandaministerium finanzierte Gesamtverband Deutscher antikomunistischer Vereinigungen e.V., kurz Antikomintern unter der Leitung von Adolf Ehrt (1902-1975) sollte die antikomunistische Propaganda der Nationalsozialisten koordinieren; dazu direkt Waddington, Lorna L.: *The Anti-Komintern and Nazi Anti-Bolshevik Propaganda in the 1930s*, in: *Journal of Contemporary History* 42 (2007), 573-594; im Zusammenhang ausführlich dies.: *Hitler's Crusade*, 79-140.

35 Dazu ausführlich Vagts, Elke: *Die nationalsozialistische Pressepolitik gegenüber der Sowjetunion in der Zeit des Hitler-Stalin-Paktes von 1939 bis 1941*, Berlin, Humboldt-Univ., Diss., 1994.

schende, machtpolitische motivierte Zusammengehen³⁶ durch Hitlers freimütig geäußerte, wenn gleich zwiespältige Anerkennung für das Handeln Stalins. Deutlich wird diese später auch an den zahlreichen Bemerkungen im Rahmen der „Tischgespräche“ der Jahre 1941 bis 1944. Über den sowjetischen Diktator heißt es hier Anfang August 1942 bewundernd: „Der Stalin ist auf der einen Seite eine Bestie, auf der anderen ein Gigant“,³⁷ und gut zwei Wochen später: „Wenn Stalin noch zehn bis fünfzehn Jahre an der Arbeit geblieben wäre, wäre Sowjetrußland der gewaltigste Staat der Erde geworden, da können 150, 200, 300 Jahre vergehen; das ist eine so einmalige Erscheinung!“³⁸

In der politischen Bündnispraxis jedoch ergaben sich alsbald Schwierigkeiten. Zwar verlief die kriegswirtschaftliche und militärische Kooperation³⁹ vergleichsweise reibungslos. Doch die direkte territoriale Nachbarschaft nach der Zerschlagung Polens, die wachsende materielle Abhängigkeit aufgrund mangelnder anderer Bündnisperspektiven und die nach wie vor bestehende machtpolitische Konkurrenzsituation – spürbar etwa an der sowjetischen Annexion der Balkanstaaten und dem Widerstand Stalins gegen deutsche Einflussbemühungen auf dem Balkan – führten zu wachsenden Problemen im gegenseitigen Verhältnis. An der grundsätzlichen antisowjetischen Stoßrichtung der nationalsozialistischen Außenpolitik sollte sich auch nichts ändern. Intern stand der rein taktische Charakter des Paktes fest. So betonte Hitler etwa gegenüber Außenminister Joachim von Ribbentrop (1883-1946) noch vor Vertragsabschluss seine Entschlossenheit, nach der Beendigung des zunächst zu führenden Kriegs im Westen „auf einen großen und entscheidenden Zusammenstoß mit der Sowjetunion“ hinzuarbeiten, um schließlich „den Zusammenbruch der Sowjets“ zu erreichen.⁴⁰

Der Überfall des „Dritten Reiches“ auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941 wurde ideologisch von Hitler also zu keinem Zeitpunkt in Frage gestellt. Der Glaube an die eigene Überlegenheit führte hier allerdings zu gewaltigen Fehleinschätzungen der militärischen Lage, was freilich auf Gegenseitigkeit beruhte. So bemerkte Hitler Anfang Juli vor dem Wehrmachtführungsstab: „Praktisch hat er – der Russe – den Krieg schon verloren.“⁴¹ Und doch waren es nicht diese Fehltritte, die die Radikalität der Kriegführung begründeten. Die Auslöschung des „jüdischen Bolschewismus“ war von Beginn an einer der Kerninhalte des militärischen Feldzuges, wie an zahllosen Äußerungen Hitlers im Jahr 1941 deutlich wird. So heißt es im März in den Richtlinien für den geplanten Feldzug: „Die jüdisch-bolschewistische Intelligenz [...] muss beseitigt werden.“ Und auch die in der Frühzeit der Hitler'schen Russlandvorstellungen nicht ausgeschlossene Option eines „nationalen Russland“ wird nochmals eindeutig widerlegt: „Außerdem müssen wir unter allen Umständen vermeiden, an Stelle des bolschewistischen nunmehr ein nationales Russland treten zu lassen, das, wie die Geschichte beweist, letzten Endes wieder deutsch-feindlich sein wird.“⁴²

36 Hitler bevorzugte eigentlich ein Bündnis mit England; dazu Graml, Hermann: Hitler und England. Ein Essay zur nationalsozialistischen Außenpolitik 1920 bis 1940, München 2009 (Zeitgeschichte im Gespräch, 7). In Bezug auf die „polnische Frage“, die im „geheimen Zusatzprotokoll“ des Vertrags behandelt wurde, erschien das Bündnis mit der Sowjetunion allerdings gewinnbringender; vgl. ausführlich Lipinsky, Jan: Das Geheime Zusatzprotokoll zum deutsch-sowjetischen Nichtangriffsvertrag vom 23. August 1939 und seine Entstehungs- und Rezeptionsgeschichte von 1939 bis 1999, Frankfurt am Main u. a. 2004 (Europäische Hochschulschriften, Reihe 3: Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, 991).

37 Hitler: Monologe im Führerhauptquartier, 336.

38 Ebd., 366.

39 Vgl. zu diesem Themenkomplex ausführlich Schwendemann, Heinrich: Die wirtschaftliche Zusammenarbeit zwischen dem Deutschen Reich und der Sowjetunion von 1939 bis 1941. Alternative zu Hitlers Ostprogramm?, Berlin 1991 (Quellen und Studien zur Geschichte Osteuropas, Neue Folge, 31).

40 Zit. nach Wischljew, Oleg: Am Vorabend des 22. Juni 1941, in: Jacobsen u. a. (Hgg.): Deutsch-russische Zeitenwende, 91-149, 93. Siehe im Zusammenhang Waddington: Hitler's Crusade, 173-186, die hier vom „Vorrang der Ideologie“ spricht (173).

41 Zit. nach Toland, John: Adolf Hitler, Bd. 2: 1889-1938. Werden und Weg – Führer und Reichskanzler, aus dem Amerik. v. Uwe Bahnsen, 7. Aufl., Bergisch Gladbach 2004, 846.

42 Beide Zitate in Schramm, Percy E. (Hg.): Kriegstagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht (Wehrmachtführungsstab), Bd. 1, erster Halbband: 1. August 1940-31. Dezember 1941, zusammengestellt und erläutert v. Hans-Adolf Jacobsen, Studienausg.,

Die Anfangserfolge schienen Hitlers Russlandbilder vom „tönernen Koloss“ zu bestätigen. Die konkreten Herrschaftsideen und -planungen wurden vor allem in den Tischgesprächen erläutert und fanden ihren Eingang in den „Generalplan Ost“, der in verschiedenen Varianten vom Planungsamt des Reichskommissariates für die Festigung deutschen Volkstums (RKF), von der Planungsgruppe Gr. III B beim Sicherheitsdienst des Reichssicherheitshauptamtes der SS (RSHA) und vom Institut für Agrarwesen und Agrarpolitik der Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin erstellt wurde.⁴³ Vor allem wirtschaftliche Aspekte wurden dabei betont: die Völker in den eroberten Gebieten hätten „in erster Linie die Aufgabe [...], uns wirtschaftlich zu dienen. Es müsse daher unser Bestreben sein, mit allen Mitteln wirtschaftlich aus den besetzten russischen Gebieten herauszuholen, was sich herausholen lasse.“⁴⁴ Hitler verfolgte damit das Ziel einer „brutalen und hemmungslosen Kolonialisierung“.⁴⁵ Je länger der Krieg im Osten andauerte, umso mehr trat die Formel vom „jüdischen Bolschewismus“ in den internen Debatten zurück und wurde zusehends widersprüchlicher. Einerseits betont Hitler die „ungeheure Gefahr“, die vom sowjetischen Diktator ausgehen würde, denn „hinter Stalin steh[t] der Jude“.⁴⁶ Andererseits wird die Stalin-Bewunderung fortgeführt und hervorgehoben, dass jener „aus dieser slawischen Kaninchenfamilie einen Staat“ geschmiedet habe, auch wenn er sich dabei „zwangsläufig der Juden [habe] bedienen“⁴⁷ müssen. Diese Ambivalenz lässt sich bis in die letzten Kriegsmonate fortführen, wenn intern Stalins Liquidierung der „jüdischen Intelligenz“ gelobt, nach außen weiter zur Vernichtung des „jüdisch-bolschewistischen Todfeindes“ aufgerufen wird.⁴⁸ Die ideologischen Versatzstücke der Russlandvorstellungen blieben bei Hitler also seit Mitte der 1920er zwar konstant, wurden aber jeweils neu montiert und wiesen damit jeweils Bezüge zur konkreten politischen Situation auf. Ihnen kam als „Negativbild“ eine wichtige machtpolitische Funktion in der Herausstellung der eigenen Errungenschaften zu. Sie bildeten damit ein wirksames inneres Integrationsmittel. Verantwortlich für die Umsetzung dieser Funktion zeichnete Hitlers „Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda“, Joseph Goebbels.

2.3 Joseph Goebbels und Russland

Zuvor musste der „nationale Sozialist“⁴⁹ jedoch eigene Anpassungen und Überarbeitungen seiner Positionen vornehmen, hatte er doch ursprünglich ein Russlandbild vertreten, das dem des Diktators diametral entgegengesetzt schien. Es speiste sich aus Quellen wie marxistischem Klassendenken und der Revolutionstheorie nach Lenin, dem „preußischen Sozialismus“⁵⁰ eines Oswald Spengler

Augsburg 2005, 341.

43 Siehe grundlegend Heiber, Helmut: Der Generalplan Ost, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 6 (1958), 281-325; ausführlich Rössler, Mechthild/Schleiermacher, Sabine/Tollmien, Cordula (Hgg.): Der „Generalplan Ost“. Hauptlinien der nationalsozialistischen Planungs- und Vernichtungspolitik, Berlin 1993 (Schriften der Hamburger Stiftung für Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts, 10); für die Herrschaftspraxis zuletzt Pohl, Dieter: Die Herrschaft der Wehrmacht. Deutsche Militärbesatzung und einheimische Bevölkerung in der Sowjetunion 1941-1944, München 2008 (Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte, 71).

44 Picker, Henry: Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier. Entstehung, Struktur und Folgen des Nationalsozialismus, ungekürzte Ausg., 2. Aufl., Berlin 1997, 302.

45 Weißbecker: „Wenn hier Deutsche wohnten...“, 35.

46 Picker: Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier, 643.

47 Zit. nach Zitelmann, Rainer: Hitler. Selbstverständnis eines Revolutionärs, 4., erw. Neuaufl., München 1998, 48.

48 Zit. nach Koenen: Der Russland-Komplex, 430.

49 Vgl. Höver, Ulrich: Ein nationaler Sozialist. Der junge Goebbels und sein Propagandakonzept, in: Studt, Christoph (Hg.): „Diener des Staates“ oder „Widerstand zwischen den Zeilen“? Die Rolle der Presse im „Dritten Reich“. Berlin, Münster 2007 (Schriftenreihe der Forschungsgemeinschaft 20. Juli 1944 e.V., 8), 39-48; so auch der Titel der sich auf die 1920er und frühen 1930er Jahre konzentrierenden biografischen Studie desselben Autors: Joseph Goebbels, ein nationaler Sozialist, Bonn, Berlin 1992.

50 So der Titel des 1919 erstmals erschienenen, neben Untergang des Abendlandes zweiten Hauptwerks Spenglers.

und der „Ostideologie“⁵¹ Arthur Moeller van den Brucks, der „antikapitalistischen Sehnsucht“⁵² Gregor Strassers und der Warnung des Wirtschaftstheoretikers Gottfried Feder (1883-1941) vor den „jüdischen Finanzmächten“.⁵³ Diese Einflüsse wurden zu einer „kollektivistischen Utopie“ verschmolzen und standen dem Rassengedanken als einer Hauptströmung der nationalsozialistischen Ideologie nicht selten entgegen.⁵⁴

Die Goebbels'sche Faszination von Russland ist – wie so bei so vielen seiner Zeitgenossen⁵⁵ – in ihren Anfängen auf eine intensive Beschäftigung mit dem Werk Dostojewskis zurückzuführen.⁵⁶ Zwischen 1918 und 1924 erschienen vom bzw. über den russischen Schriftsteller auf dem deutschen Büchermarkt insgesamt vier Gesamtausgaben, 22 Sammelwerke, 120 Einzelausgaben sowie zahlreiche Biografien. Am bedeutendsten ist dabei die 1905 von Moeller van den Bruck gemeinsam mit Dmitri Mereschkowski begonnene Ausgabe der *Sämtlichen Werke*, die es bis 1922 auf eine Auflage von fast 180.000 Exemplaren brachte. Allein zwischen 1920 und 1922 wurden 400.000⁵⁷ deutsche Dostojewski-Übersetzungen verkauft.

Ausgehend von seiner Lektüre entwickelte Goebbels die beinahe religiös gefärbte Hoffnung, alle Probleme der Zeit, die er vor allem mit dem Kapitalismus verband, könnten durch und aus Russland heraus gelöst werden: „Ex oriente lux. Im Geiste, im Staate, im Geschäft und in der großen Politik. [...] In Russland liegt der Schlüssel der europäischen Frage.“⁵⁸ Diese vor allem auf das „alte Russland“ projizierte Erwartung entsprach einer Messias-Erwartung, wie sie Goebbels auch Hitler innerhalb der nationalsozialistischen Bewegung zuschrieb:⁵⁹ „Russland, wann wirst Du erwachen? Die alte Welt sehnt sich nach deiner erlösenden Tat! Russland, du Hoffnung einer sterbenden Welt! Wann wird es Tag werden?“⁶⁰ Goebbels' eigene literarische Versuche wie der autobiografische, nicht veröffentlichte Roman *Michael Voormann* (1929) weisen ebenfalls entsprechende Vorstellungen auf, wenn der Protagonist meint: „In der russischen Erde brütet die Lösung des großen Rätsels Europa.“

51 Zu Russland als – ebenso wie das deutsche – „jungem Volk“ und „Gegengewicht“ zum verkommenen „Westlertum“ siehe Koenen: Der Russland-Komplex, 324-327; Schlüter: Moeller van den Bruck, 267-272, 322 ff.

52 So Strasser in einer Rede vor dem Reichstag im Mai 1932; vgl. im Zusammenhang Tooze, Adam: Ökonomie der Zerstörung. Die Geschichte der Wirtschaft im Nationalsozialismus, aus dem Engl. v. Yvonne Badal, München, Bonn 2007, 61-72.

53 Hoever: Ein nationaler Sozialist, 40.

54 Vgl. Kroll, Frank-Lothar: Mythos und Utopie im Nationalsozialismus, in: Stamm-Kuhlmann, Thomas u. a. (Hgg.): Geschichtsbilder. Festschrift für Michael Salewski zum 65. Geburtstag, Stuttgart 2003 (Historische Mitteilungen, Beihefte, 47), 259-268, 260 f.

55 Nicht nur Gerd Koenen bezeichnet die weitverbreitete Begeisterung für den russischen Schriftsteller in den 1920er Jahren als „deutsche Dostojewschina“; vgl. Koenen: Der Russland-Komplex, 348-371. Siehe zur Rezeptionsgeschichte auch Vollmer, Michael: Wider die Mésalliance. Das Russlandbild Thomas Manns in den „Betrachtungen eines Unpolitischen“, Berlin, Münster 2009 (Chemnitzer Beiträge zur Politik und Geschichte, 5), 53-65; Dodd, William J.: Ein Gottträgervolk, ein geistiger Führer. Die Dostojewski-Rezeption von der Jahrhundertwende bis zu den zwanziger Jahren als Paradigma des deutschen Russlandbilds, in: Keller, Mechthild/Korn, Karl-Heinz (Hgg.): Russen und Russland aus deutscher Sicht. 19. / 20. Jahrhundert: Von der Bismarckzeit bis zum Ersten Weltkrieg, München 2000 (West-östliche Spiegelungen, Reihe A, 4), 853-865.

56 Allgemein lässt sich für deutsche Russlandbilder auch jenseits des hier behandelten Zeitraums häufig eine solche Prägung durch literarische Werke feststellen; siehe dazu auch Mehnert, Elke: Literarische Bilder von der Sowjetunion, in: dies.: Ost-westliche Spiegelungen. Beiträge zur deutschen Literatur des 20. Jahrhunderts, hg. v. Frank-Lothar Kroll, Berlin 2005 (Literarische Landschaften, 7), 129-135; dies.: Menschen im Krieg – ein imagologischer Sonderfall? Gegenseitige Wahrnehmung von Deutschen und „Sowjetbürgern“, in: ebd., 137-147.

57 Vgl. Schmid, Ulrich: Die Dostojewski-Rezeption im deutschen Nationalsozialismus, in: *Jahrbuch der Deutschen Dostojewski-Gesellschaft* 14 (2007), 47-58, 52.

58 Tagebucheintrag vom 30. Juli 1924; zit. nach der „Fragmente“-Ausgabe Goebbels, Joseph: Die Tagebücher. Sämtliche Fragmente, 4 Bd., hg. v. Elke Fröhlich, München 1987, hier: Bd. 1: 27.6.1924-31.12.1930, 53 f.

59 Siehe dazu Bärsch, Claus-Ekkehard: Der junge Goebbels. Erlösung und Vernichtung, 3., veränd. Neuaufl., Paderborn, München 2004, 73-82; ders.: Die politische Religion des Nationalsozialismus. Die religiöse Dimension der NS-Ideologie in den Schriften von Dietrich Eckart, Joseph Goebbels, Alfred Rosenberg und Adolf Hitler, 2., vollst. überarb. Aufl., München 2002, 172-178.

60 Tagebucheintrag vom 15. Juli 1924; Goebbels: Tagebücher, Bd. 1, 42 f.

Wenn Russland erwacht, dann wird die Welt ein nationales Wunder sehen.“⁶¹

Solche Bekenntnisse äußerte Goebbels nicht nur im privaten, sondern in fast wörtlicher Übereinstimmung auch im offiziell-publizistischen Rahmen. Im September 1925 wurde er Schriftleiter der halbmonatlich erscheinenden, von Gregor Strasser herausgegebenen *Nationalsozialistischen Briefe*. In ihnen betonte er, etwa im Artikel *Das russische Problem*, einerseits die Hoffnung auf eine „nationale Befreiung“ Russlands: „Russland ist Vergangenheit und Zukunft, nur keine Gegenwart. [...] In der braunen Schollenerde des Ostens ruht die gestaltende Zukunftskraft dieses Riesenreiches des roten Zaren. Wenn Russland endgültig erwacht, dann wird die Welt ein nationales Wunder erleben.“⁶² Und andererseits stellte er beide Bewegungen, die eine ähnliche „völkische Reinigung“ vollziehen würden und „von Natur gegebene Bundesgenosse[n] gegen die teuflische Versuchung und Korruption des Westens“⁶³ seien, in eine Reihe.

Seine Hoffnung richtete Goebbels also auf eine „nationale“ Strömung innerhalb des russischen Bolschewismus, die sich zunächst gegen die „jüdisch-internationale“ Richtung, wie sie etwa durch Trotzki vertreten werde, durchsetzen müsse. Am radikalsten wurde eine solche „nationalrevolutionäre“ Auffassung von deutscher Seite aus wohl von Ernst Niekisch vertreten. Stark beeinflusst durch die Fronterlebnisse und den „Kriegssozialismus“⁶⁴ des Ersten Weltkriegs sowie die Schriften Ernst Jüngers (1895-1998)⁶⁵, träumte Niekisch von der Erschaffung einer „nationalen Volksgemeinschaft“⁶⁶. Diese sollte nach sowjetischem Vorbild gebildet, die deutsche Außenpolitik unter einer Rückbesinnung auf alte „preußische Werte“ entsprechend nach Osten ausgerichtet werden. Auf dieser Basis könne dann ein „germanisch-slavisches Weltreich“ als „sozialistische[s] Gemeinwesen“ entstehen. Die größte Herausforderung dabei sei es, das noch „halbasiatische“ Russland auf die eigene Seite zu ziehen.

Ähnliche Bündnisgedanken lassen sich auch bei Goebbels finden, wenn er meinte, dass „aus dem Osten [...] der neue Staatsgedanke der individuellen Gebundenheit und verantwortlichen Zucht dem Staat gegenüber“⁶⁷ übernommen werden solle.⁶⁸ Von einem baldigen „Zusammenbruch“ des „Rie-

61 Zit. nach Höver: Joseph Goebbels, 181. Zu Goebbels' schriftstellerischer Tätigkeit siehe ausführlich Michel, Kai: Vom Poeten zum Demagogen. Die schriftstellerischen Versuche Joseph Goebbels', Köln, Weimar, Wien 1999 (Literatur in der Geschichte, Geschichte in der Literatur, 47).

62 Nationalsozialistische Briefe vom 15. November 1925; zit. nach Höver: Joseph Goebbels, 181.

63 Nationalsozialistische Briefe vom 15. Oktober 1925; zit. nach Koenen, Gerd: Ambivalenzen im deutschen „Drang nach Osten“, in: *Kommune. Forum für Politik, Ökonomie, Kultur* 9 (2003), H. 1, 65-78, 72 f.

64 Siehe Krüger, Dieter: Kriegssozialismus. Die Auseinandersetzung der Nationalökonomien mit der Kriegswirtschaft 1914-1918, in: Michalka, Wolfgang (Hg.): *Der Erste Weltkrieg. Wirkung, Wahrnehmung, Analyse*, München, Zürich 1994, 506-529.

65 Vgl. dazu Suhr, Elke: Frontgeneration und Bolschewismus. Ernst Niekisch und Ernst Jünger, in: Eimermacher/Volpert/Bordjow (Hgg.): *Stürmische Aufbrüche und enttäuschte Hoffnungen*, 53-89.

66 Eine detaillierte Analyse der entsprechenden Schriften von Niekisch, wie sie etwa in der 1934 verbotenen Zeitschrift *Widerstand* veröffentlicht wurden, findet sich zuletzt bei Pittwald, Michael: Ernst Niekisch. Völkischer Sozialismus, nationale Revolution, deutsches Endimperium, Köln 2002 (PapyRossa-Hochschulschriften, 37). Zur jüngsten fachwissenschaftlichen Debatte um den Begriff der „Volksgemeinschaft“ – angestoßen von Wildt, Michael: Volksgemeinschaft als Selbstermächtigung. Gewalt gegen Juden in der deutschen Provinz 1919 bis 1939, Hamburg 2007 – vgl. aus der reichhaltigen Literatur zuletzt Schmichen-Ackermann, Detlef (Hg.): *Volksgemeinschaft. Mythos, wirkungsmächtige soziale Verheißung oder soziale Realität im Dritten Reich? Zwischenbilanz einer kontroversen Debatte*, Paderborn u. a. 2012 (Nationalsozialistische „Volksgemeinschaft“, 1) sowie direkt aufeinander bezogen Kershaw, Ian: „Volksgemeinschaft“. Potenzial und Grenzen eines neuen Forschungskonzepts, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 59 (2011), 1-17 und Wildt, Michael: „Volksgemeinschaft“. Eine Antwort auf Ian Kershaw, in: *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History* (Online-Ausgabe) 8 (2011), H. 1, unter <<http://www.zeithistorische-forschungen.de/16126041-Wildt-1-2011>>, 19.7.2012.

67 Tagebucheintrag vom 30. Juli 1924; Goebbels: *Tagebücher*, Bd. 1, 53.

68 Rein semantisch lassen sich hier Ähnlichkeiten zur „preußischen Idee“ eines elitebezogenen, dem Grundsatz der Autorität verpflichteten Staatsmodells finden; vgl. knapp Kroll, Frank-Lothar: *Geschichtswissenschaft in politischer Absicht*. Hans-Joachim Schoeps und Preußen, Berlin 2010 (Wissenschaftliche Abhandlungen und Reden zur Philosophie, Politik und Geistesgeschichte, 61), 70-73. Zur propagandistisch verzerrten Preußen-Wahrnehmung im „Dritten Reich“ vgl. ders.: *Preußenbild und Preußenfor-*

senreichs im Osten“, wie ihn Hitler nahezu zeitgleich in *Mein Kampf* prophezeite, kann bei Goebbels also keine Rede sein. Differenzierter betrachtete er in dieser Hinsicht auch die „Judenfrage“, wie bereits seine Unterscheidung zwischen „national-russischen“ und „international-jüdischen“ Elementen innerhalb des Bolschewismus zeigt. Denn gerade der genuin „jüdische Charakter“ des Bolschewismus war ja zumindest ab Mitte der 1920er Jahre eine der Grundkonstanten des Hitler'schen Denkens. Goebbels hingegen hatte seine Zweifel daran, ob denn „der kapitalistische oder der bolschewistische Jude ein- und dasselbe [seien]. Vielleicht im Endeffekt, niemals aber in der heutigen Praxis“.⁶⁹

Als Ausgangspunkt seiner bündnispolitischen Überlegungen diente Goebbels zudem die von Spengler und besonders Moeller van den Bruck geprägte Konzeption der „alten“ und der „jungen“ Völker. Die Entwicklung menschlicher Kulturen verlaufe demnach ähnlich zu biologischen Wachstumsvorgängen. Es gäbe „alte“ Völker, deren Zeit abgelaufen sei, und „junge“, deren Aufstieg erst bevorstünde. Als dem Untergang geweiht erschienen dabei besonders Großbritannien und Frankreich, als aufstrebende Mächte Deutschland, Italien, die Vereinigten Staaten und eben Russland. Goebbels verband diese Zuschreibung zusätzlich mit den Größen „arm / proletarisch“ und „reich / kapitalistisch“. Die Sowjetunion werde zwar durch die „jüdische Herrschaft“ noch an die westlichen Mächte gebunden – ein vom „jüdischen Bolschewismus“ befreites Russland jedoch könne den ihm zustehenden Platz in der Reihe der „jungen“, aufsteigenden Staaten an der Seite Deutschlands einnehmen. Trotz der von ihm favorisierten „Bündnisoption“ war Goebbels nicht blind für die Tatsache, dass Russland gleichwohl eine Gefahr darstellen und es zum Krieg mit Deutschland kommen könne. Den Grund dafür sah er in der in der möglichen Verbindung des Bolschewismus mit panslawistischen Tendenzen.⁷⁰ Aufgrund der Übernahme dieser Tendenzen aus der vorrevolutionären russischen Geschichte erschien es ihm als offen, ob ein neues „nationales Russland“ ein Feind oder ein Bundesgenosse werden würde. Entgegen der Hitler'schen Auffassung könne sich zwar „ein national-sozialistisches Deutschland [...] selbst mit dem Teufel verbinden, ohne Schaden an seiner Seele zu nehmen“⁷¹. Doch obwohl er in jenen Jahren entschieden für ein solches Bündnis optierte, sah Goebbels eine „naturgegebene Feindschaft“ zwischen beiden Völkern. Diese Gegnerschaft ließe sich aber durch einen gemeinsamen Feind neutralisieren: den westlichen, bürgerlich geprägten, „jüdischen“ Kapitalismus als ideologischem Hauptfeindbild in Goebbels' Denken.⁷² Russland erschien ihm also in jedem Fall als bevorzugter Partner. Für ihn war klar: „Und wenn's dann zum Letzten kommt, dann lieber mit dem Bolschewismus den Untergang als mit dem Kapitalismus ewige Sklaverei.“⁷³

Diese Auffassung musste natürlich mit derjenigen Hitlers kollidieren. Dessen Rede auf der „Führertagung“ in Bamberg am 14. Februar 1926 löste bei Goebbels großes Unverständnis aus. Nach einem persönlichen Gespräch zwei Monate später konnte er Hitlers Positionen insgesamt schon eher zustimmen und unterstützte ihn nach der Ernennung zum Gauleiter von Berlin gegen den „linken“ Parteiflügel. Die ostpolitische Konzeption jedoch nahm er nicht endgültig für sich an – Russland

schung im Dritten Reich, in: Neugebauer, Wolfgang (Hg.): Das Thema „Preußen“ in Wissenschaft und Wissenschaftspolitik des 19. und 20. Jahrhunderts, Berlin 2006 (Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte, Beihefte, 8), 305-327.

69 So Goebbels in einem Wiederabdruck eines Aufsatzes aus den *Nationalsozialistischen Briefen* in seiner 1926 veröffentlichten Schrift *Die zweite Revolution*. Briefe an Zeitgenossen; zit. nach Höver: Joseph Goebbels, 186.

70 Zum Panslawismus als politische Bewegung besonders in den Revolutionen von 1848/49 vgl. Moritsch, Andreas (Hg.): Der Prager Slavenkongress 1848, Wien, Köln, Weimar 2000 (Buchreihe des Institutes für den Donauraum und Mitteleuropa, 7). Zum Panslawismus als Hegemoniekonzept aus russischer Perspektive siehe Groh: Russland im Blick Europas, 247-288; Schelting, Alexander von: Russland und Europa im russischen Geschichtsdenken. Auf der Suche nach der historischen Identität, neu hg. und mit einem Nachw. von Christiane Uhlig, Ostfildern vor Stuttgart 1997 (Russland-Bibliothek) (erstmalig 1948), 246-265, 308-322.

71 Nationalsozialistische Briefe vom 15. Januar 1926; zit. nach Höver: Joseph Goebbels, 195.

72 Vgl. ebd., 189-198.

73 Tagebucheintrag vom 23. Oktober 1925; Goebbels: Tagebücher, Bd. 1, 137.

blieb ihm ein „ewiges Rätsel“.⁷⁴ Interessiert verfolgte er daher den Machtkampf zwischen Stalin und Trotzki, den er als Konflikt zwischen „nationalem“ und „jüdische[m] Bolschewismus“ wertete. In der 1927 als Gegengewicht zum Strasser-Blatt *Berliner Arbeiterzeitung* gegründeten Zeitschrift *Der Angriff* befasste er sich als Herausgeber wiederholt mit der russischen Bündnisoption.

Zu Beginn der frühen 1930er Jahre erschienen darin mehrere Beiträge, die sich mit alternativen Lösungen der deutschen „Raumfrage“ befassten. Zwar betonte Goebbels, dass man heraus müsse „aus der Enge des Bodens“;⁷⁵ in welche Richtung das deutsche Volk jedoch ziehen solle, wurde zunächst offengelassen. Der im Februar 1931 im *Angriff* erschienene, in späteren Aufsatzsammlungen nicht wieder veröffentlichte Leitartikel *Der Neger als Kollege* gab eine Antwort: Frankreich sei nämlich – in Anklang an die Unterscheidung von „alten“ und „jungen“ Völkern – dem Niedergang geweiht. Hier böten sich Möglichkeiten für das aufstrebende „Dritte Reich“, das Raumproblem jenseits von Russland zu lösen. Für ihn untypisch verwendete Goebbels dabei das rassische Argument der angeblichen Vermischung des französischen Volkes mit „Negern und Mongolen“. Was bei Hitler nur Mittel gewesen war, um die Möglichkeit zum Eroberungsfeldzug im Osten zu erhalten – die Sicherung der westlichen Grenze durch die Vernichtung Frankreichs – wurde von Goebbels als eigenwertiges Ziel zumindest gedanklich ins Spiel gebracht, um die russische Bündnisoption zu erhalten.

Von solchen Gedanken musste er nach der Machtübernahme der NSDAP und seiner Ernennung zum Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda zumindest in der offiziellen Diktion Abschied nehmen. Praktisch hatte ihn die Bewunderung für Russland schon vorher nicht davon abgehalten, die deutschen Kommunisten erbittert zu bekämpfen und gewaltsam gegen die Berliner Juden vorzugehen. Und eben die antisemitischen Tendenzen waren es, die die nationalsozialistische Propaganda unter seiner Leitung jetzt herausstellte, besonders in den Jahren zwischen 1935 und 1938.⁷⁶ Seine frühere Hoffnung auf ein „nationalbolschewistisches Russland“ musste Goebbels nun in den propagandistischen Anweisungen ad acta legen: Jeder Gegner des „Dritten Reiches“ sei ein „Bundesgenosse des Bolschewismus“, und der Bolschewismus wiederum müsse als „Werk und Waffe des Judentums“ dargestellt werden. Falsch seien demgegenüber die folgenden Auffassungen: „1. Der Bolschewismus in der Sowjet-Union sei eine ‚russische‘ Angelegenheit; er entwickle sich zu einer ‚Art Nationalsozialismus‘; Stalin sei der ‚Führer Russlands‘ [...] 2. Der Bolschewismus habe die ‚Weltrevolution aufgegeben‘ [...] 3. Der Bolschewismus sei abzulehnen, weil er asiatisch sei“⁷⁷. Den vom *Völkischen Beobachter* als „Wiederherstellung eines natürlichen Zustandes“ gefeierten Abschluss des Nichtangriffspakts kommentierte er lapidar: Man fresse „des Teufels Fliegen“, und überhaupt sei die bolschewistische Frage „im Augenblick von untergeordneter Bedeutung“.⁷⁸ Entsprechend verschwand diese Frage auch zunächst von der propagandistischen Agenda. Noch im unmittelbaren Vorfeld des Angriffs auf die Sowjetunion wurde von Goebbels ein Verbot herausgegeben, das Russland-Thema überhaupt zu behandeln.⁷⁹

Die propagandistischen Vorbereitungen für den Überfall liefen im Stillen jedoch bereits seit Frühjahr 1941 bis in die letzten Tage vor dem Angriff: „Es müssen zuerst mal 800.000 Flugblätter für unsere Soldaten gedruckt werden. Ich lasse das unter allen Vorsichtsmaßnahmen bewerkstelligen. [...] Das ganze Verfahren ist sehr umständlich, aber so allein ist die Gewähr gegeben, dass die Ge-

74 Tagebucheintrag vom 30. Juni 1925; ebd., 189.

75 Zit nach Höver: Joseph Goebbels, 217.

76 Dazu ausführlich Michels, Helmut: Ideologie und Propaganda. Die Rolle von Joseph Goebbels in der nationalsozialistischen Außenpolitik bis 1939, Frankfurt am Main u. a. 1992 (Europäische Hochschulschriften, Reihe 3: Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, 527), 109-247, bes. 109-144.

77 Zit. nach Weißbecker: „Wenn hier Deutsche wohnten...“, 26.

78 Zit. nach ebd., 30.

79 Zur Goebbels'schen Propagandatätigkeit im Vorfeld des Zweiten Weltkriegs vgl. ausführlich Michels: Ideologie und Propaganda, 248-412.

heimhaltung gesichert ist.“⁸⁰ Mit der Eröffnung des Krieges gegen die Sowjetunion wurde die Propaganda auch öffentlich sofort wieder „aalglatt“ und „unbekümmert“⁸¹ aufgenommen, Goebbels legte die „antibolschewistische Walze“⁸² neu auf. Dazu schuf er in seinem Ministerium im Juli 1941 ein Generalreferat Ostraum unter Leitung von Eberhard Taubert (1907-1967) in bewusster Konkurrenz zu Rosenbergs Reichsministerium für die besetzten Ostgebiete, dem von Hitler eigentlich die alleinigen Kompetenzen für entsprechende Aktivitäten zugesprochen worden waren.⁸³

Die Verbindung von Bolschewismus und Judentum stand dabei wieder im Mittelpunkt. Besonders nach der verlorenen Schlacht um Stalingrad wurde dieser Zusammenhang zentral herausgestellt, so etwa in Goebbels' Rede am 30. Januar 1943 im Berliner Sportpalast, in der er auf einer streng durchkalkulierten Veranstaltung zum „totalen Krieg“ aufrief: „In der Stunde der augenblicklichen schweren Kämpfe im Osten glaubt der Gegner wieder einmal über und triumphieren zu können. [...] Das internationale Judentum frohlockt, wie es so oft schon frohlockt hat. [...] Wie im Kampf um die innere Macht stürmt auch in diesem gigantischen Ringen das Judentum von zwei Seiten gegen uns an.“⁸⁴

In Verbindung damit wurden die *Protokolle der Weisen von Zion* von Goebbels für die propagandistische Nutzung neu entdeckt. Der Propagandaminister betonte die „außerordentliche Konsequenz, mit der hier das jüdische Weltherrschaftsstreben charakterisiert [wird]“⁸⁵. Ab Sommer 1943 erschienen in der nationalsozialistischen Presse zahllose Artikel, die das angeblich jüdische Streben nach der Weltherrschaft herausstellten und eine enge Zusammenarbeit zwischen den jüdischen Machthabern der Vereinigten Staaten und der Sowjetunion, den „Kapitolsjuden“ und den „Kremljuden“⁸⁶ behaupteten. Auch die sowjetische Propaganda erschien Goebbels als „wohl von Juden gemacht“⁸⁷. Die privaten Äußerungen des Propagandaministers zeigen demgegenüber in Übereinstimmung mit der Hitler'schen Linie auch den wirtschaftlich begründeten Hintergrund der militärischen Auseinandersetzung. Der Krieg erscheint dabei als ein „Krieg für Getreide und Brot, für einen voll gedeckten Frühstück-, Mittags- und Abendtisch, [...] um die Rohstoffe, um Gummi, um Eisen und Erze“.⁸⁸ Mit der sich immer deutlicher abzeichnenden Niederlage wurden solche Gedanken allerdings zusehends obsolet. Besonders seit Juni 1941 hatten sich Goebbels zuvor konträre Russlandvorstellungen insgesamt enger an die von Hitler vorgegebene „Hauptlinie“ anpassen müssen.⁸⁹ Äußerungen über die „asiatisch-bolschewistische Gefahr“ gehörten nun ebenso zum „Standardrepertoire“, wie gelegentliche Bezüge auf den vor allem vom „Reichsführer-SS“, Heinrich Himmler (1900-1945),⁹⁰ vorgetra-

80 Tagebucheintrag vom 18. Juni 1941; Goebbels: Tagebücher, Bd. 4: 1.1.1940-8.7.1941, 703.

81 Weißbecker: „Wenn hier Deutsche wohnten...“, 33.

82 Koenen: Der Russland-Komplex, 424.

83 Zur Rivalität der Dienststellen vgl. Zellhuber, Andreas: „Unsere Verwaltung treibt einer Katastrophe zu...“. Das Reichsministerium für die besetzten Ostgebiete und die deutsche Besatzungsherrschaft in der Sowjetunion 1941-1945, Stamsried 2006 (Schriften der Philosophischen Fakultäten der Universität Augsburg, Historisch-sozialwissenschaftliche Reihe, 71), 255-316, bes. 300-310.

84 Zit. nach Meyer zu Uptrup, Wolfram: Kampf gegen die „jüdische Weltverschwörung“. Propaganda und Antisemitismus der Nationalsozialisten 1919-1945, Berlin 2003 (Zentrum für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin, Reihe Dokumente, Texte, Materialien, 46), 380.

85 Zit. nach ebd., 389.

86 Ebd., 390.

87 Tagebucheintrag vom 21. Juni 1941; Goebbels: Tagebücher, Bd. 4, 706.

88 Zit. nach ebd., 427.

89 Dabei werden in den Tagebüchern immer wieder ambivalente Einschätzungen deutlich, von denen in der Propagandaarbeit freilich nichts zu merken war; vgl. Zelle, Karl-Günther: Joseph Goebbels. Außen- und Innenansichten eines Propagandisten, in: Heidenreich, Bernd/Neitzel, Sönke (Hgg.): Medien im Nationalsozialismus, Paderborn 2010, 31-52, 51 f.

90 Für den „Reichsführer-SS“ war die Frage des „Ostraums“ eine der „Rückgewinnung“ alter germanischer Besitzungen. Die jetzt

genen Gedanken vom „Reich“ als Bollwerk des bedrohten Abendlandes.⁹¹ Die so lange bevorzugte, weltanschaulich begründete „Bündnisoption“ war nicht durchsetzbar gewesen. Mit ihr hatte Goebels in besonderem Gegensatz zu den Russland-bezogenen Gedanken des nationalsozialistischen „Chefideologen“⁹² Alfred Rosenberg gestanden, wie nun zu zeigen sein wird.

2.4 Alfred Rosenberg und Russland

Die entsprechenden Konzepte von „einem [der], wenn nicht dem Ostexperten der ‚Bewegung‘“⁹³, der mit seinem konsequenten Bemühen um eine umfassende Bündelung der NS-Weltanschauung eine „bemerkenswerte Sonderstellung“⁹⁴ unter den Führungskräften der Diktatur einnahm, standen in einem engen Zusammenhang mit Rosenbergs baltisch-deutscher Herkunft.⁹⁵ Die Russlandvorstellungen der in den seit dem Nordischen Krieg 1710 bzw. der dritten Teilung Polens 1785 unter russischer Oberhoheit lebenden Deutschen im Baltikum⁹⁶ schwankten – abhängig von den jeweiligen politischen und gesellschaftlichen Strukturen – zwischen den beiden Polen „Russophobie“ und „Russophilie“. In der Zeit unter polnischer bzw. schwedischer Herrschaft ist „Russland“ negativ konnotiert gewesen, zwischen 1700 und 1850 positiv, anschließend entwickelte sich das Verhältnis eher ambivalent. Besonders die staatlichen und bürokratischen Herrschaftsmethoden wurden aber abgelehnt. Die subjektiven Ängste vor der russischen, auf dem panslawistischen Nationalismus beruhenden Unifizierungspolitik mit strenger Pressezensur und der Vereinheitlichung von Verwaltung und Bildungswesen führten besonders im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts zu einer immer negativeren Einschätzung Russlands, von der auch Rosenberg geprägt wurde.

Im Umfeld der russischen Revolutionen von 1917 – die Oktoberrevolution hatte er in Moskau miterlebt – und der Gründung eines unabhängigen estnischen Staates verließ dieser im Dezember 1918 seine Heimatstadt Reval / Tallinn und siedelte sich nach einem kurzen Aufenthalt in der Reichshauptstadt Berlin in München, dem ersten Zentrum der nationalsozialistischen Bewegung an. Dort bewegte er sich im Umfeld der Thule-Gesellschaft, begann eine redaktionelle Tätigkeit beim im August 1919 aus dem *Münchener Beobachter* hervorgegangenen *Völkischen Beobachter* und trat im Herbst desselben Jahres – nachdem er Bekanntschaft mit Dietrich Eckart und Anton Drexler (1884-1942) geschlossen hatte – in die Deutsche Arbeiterpartei (DAP) als Vorgängerin der NSDAP ein. Bereits am Titel seines ersten Beitrags für die Eckart-Zeitschrift *Auf gut Deutsch – Die russisch-jüdische*

dort siedelnden Slawen seien „Untermenschen“ ohne jegliche eigene zivilisatorische Leistungen, die im „Lebenskampf“ zwischen „Europa“ und „Asien“ allenfalls als Arbeitskräfte dienstbar zu machen, ansonsten aber zu sterilisieren und zu vertreiben seien; vgl. Kroll: Utopie als Ideologie, 212-222; Schaller, Helmut: Der Nationalsozialismus und die slawische Welt, Regensburg 2002, 123 ff.

91 Dazu knapp Kroll: Mythos und Utopie im Nationalsozialismus, 263 ff.; ausführlicher ders.: Die Reichsidee im Nationalsozialismus, in: Bosbach, Franz/Hiery, Hermann/Kampmann, Christoph (Hgg.): Imperium – Empire – Reich. Ein Konzept politischer Herrschaft im deutsch-britischen Vergleich, München 1999 (Prinz-Albert-Studien, 17), 179-196.

92 So die lange umstrittene Bedeutung von Rosenberg im „Dritten Reich“ herausstellend der Titel der biografischen Studie von Piper, Ernst: Alfred Rosenberg. Hitlers Chefideologe, München 2007 im Gegensatz zu den diese Bedeutung anzweifeln und relativierenden Skizzen von Fest, Joachim: Alfred Rosenberg. Der vergessene Erfolgsman, in: ders.: Das Gesicht des Dritten Reiches. Profile einer totalitären Herrschaft, im Text unveränd. Taschenbuchausg., 3. Aufl., München, Zürich 1996, 225-240 und Bollmus, Reinhard: Alfred Rosenberg. „Chefideologe“ des Nationalsozialismus?, in: Smelser, Ronald/Zitellmann, Rainer (Hgg.): Die braune Elite. 22 biographische Skizzen, 3., unveränd. Aufl., Darmstadt 1994, 223-235.

93 Zellhuber: „Unsere Verwaltung treibt einer Katastrophe zu....“, 62.

94 Kroll: Utopie als Ideologie, 101.

95 Im Zusammenhang Garleff, Michael: Russen und Russland in deutschbaltischen Erinnerungen, in: Keller/Korn (Hgg.): Russen und Russland aus deutscher Sicht. 19. / 20. Jahrhundert, 482-512 und ders.: Deutschbalten zwischen den Kulturen, in: ebd., 427-481.

96 Der Begriff bezieht sich hier auf die historischen Provinzen Estland, Livland und Kurland; vgl. Tuchtenhagen, Ralph: Geschichte der baltischen Länder, 2., akt. Aufl., München 2009 (Beck'sche Reihe, C.-H.-Beck-Wissen, 2355), 45-68; Garleff, Michael: Die baltischen Länder. Estland, Lettland, Litauen vom Mittelalter bis zur Gegenwart, Regensburg 2001 (Ost- und Südosteuropa: Geschichte der Länder und Völker), 53-86.

Revolution – ließ sich die Verknüpfung von Antisemitismus und Antibolschewismus erkennen, die, verbunden mit einer zunehmend stärker werdenden Ablehnung des Christentums, zum Grundthema von Rosenbergs publizistischen und politischen Wirken werden sollte.⁹⁷

Eine der schillerndsten Quellen zu Rosenbergs Russlandvorstellungen jener Jahre bildet seine Hetzschrift *Pest in Russland! Der Bolschewismus, seine Häupter, Handlanger und Opfer*⁹⁸, die 1922 mit umfangreichem Bildmaterial versehen im *Deutschen Volksverlag* erschien und 17 Jahre später in von Georg Leibbrandt (1899-1982) überarbeiteter Form den Auftakt zur Schriftenreihe *Bolschewismus* bildete, die den nationalsozialistischen Blick auf Russland aus der Sicht Rosenbergs systematisieren sollte.⁹⁹ Hierin stellte er einerseits den angeblichen jüdischen Einfluss auf das revolutionäre Geschehen in Russland heraus, andererseits die Brutalität dieses Geschehens, wie anhand der beige-fügten Bilddokumente bewiesen werden sollte. Die Revolution als weder europäische noch russische Bewegung wurde von Rosenberg in eine Linie gestellt mit einer Reihe von historischen „Angriffen“ auf das „Abendland“ durch Mongolen, Araber oder Osmanen:¹⁰⁰ „Schürfen wir nun etwas tiefer und vergegenwärtigen uns, was der heutige Kampf welthistorisch bedeutet, so werden wir ihn als einen neuen Aufmarsch des vorderasiatischen Geistes gegen Europa erkennen. [...] Als eigentlicher Führer aber dieses asiatisch-nomadischen Geistes tritt naturgemäß dasjenige Element hervor, welches den syrischen Geist am zähesten erhalten hat: Das Judentum.“¹⁰¹

Auch in seinen anderen Schriften jener Zeit, etwa *Die Spur des Juden im Wandel der Zeiten* (1920) oder *Der staatsfeindliche Zionismus* (1922) sowie *Die Protokolle der Weisen von Zion und die jüdische Weltpolitik* (1923) wurde Rosenbergs Besessenheit von der angeblichen Existenz eines zerstörerischen „jüdischen Weltgeistes“ deutlich, der die ganze Welt bedrohe.¹⁰² Diese Annahme stand in engem Zusammenhang mit dem Begriff der „Rassenseele“, den er wohl von Houston Stewart Chamberlain (1855-1927)¹⁰³ übernommen hatte. Für Rosenberg umfasste dieses – im Gegensatz zu den biologistischen Rassekonzeptionen anderer führender NS-Protagonisten wie Richard Walther Darré

97 Zur propagandistischen Ausgestaltung der NS-Blätter siehe Frei, Norbert: Nationalsozialistische Presse und Propaganda, in: Broszat, Martin/Möller, Horst (Hg.): Das Dritte Reich. Herrschaftsstruktur und Geschichte. Vorträge aus dem Institut für Zeitgeschichte, 2., durchges. Aufl., München 1986 (Beck'sche Schwarze Reihe, 280), 152-175. Zur Pressegeschichte des „Dritten Reiches“ einführend ders./Schmitz, Johannes: Journalismus im Dritten Reich, 3., überarb. Aufl., München 1999 (Beck'sche Reihe, 376).

98 Rosenberg, Alfred: *Pest in Russland! Der Bolschewismus, seine Häupter, Handlanger und Opfer*. Mit 75 Originallichtbildern aus Sowjetrußland, München 1922. Bibliografien zu Rosenbergs umfangreicher publizistischer Tätigkeit liefern Piper: Alfred Rosenberg, 768-785 und Bollmus, Reinhard: Das Amt Rosenberg und seine Gegner. Studien zum Machtkampf im nationalsozialistischen Herrschaftssystem, mit einem bibliographischen Essay v. Stephan Lehnstaedt, 2. Aufl., München 2006 (Studien zur Zeitgeschichte) (erstmalig 1970), 337 ff.

99 Mit Leibbrandt im Allgemeinen und seinen russland-politischen Konzeptionen im Besonderen befasst sich gegenwärtig das von der Hanns-Seidel-Stiftung geförderte Promotionsvorhaben des Verfassers.

100 Dazu und zum Folgenden Piper, Ernst: Alfred Rosenberg. Ideologie des Rassenkriegs gegen die Slawen, Vortrag im Rahmen der Tagung Menschen zwischen den Völkern. Akteure der Deutsch-Russischen Beziehungen des 20. Jahrhunderts. Deutsch-Russische Historikerkonferenz, Akademie für Politische Bildung Tutzing, 25. bis 29. April 2009. Der Verfasser dankt dem Vortragenden für die Zurverfügungstellung des in deutscher Sprache bisher ungedruckten Manuskripts. Für eine russische Fassung siehe ders.: Al'fred Rozenberg. Rasovaja ideologija vojny protiv slavjanskich narodov, in: Vatlin, Aleksandr Ju. (Hg.): Ljudi meždu narodami. Dejstvujuščie lica rossijsko-germanskoj istorii XX v.; Materialy konferencii rossijskich i nemeckich istorikov, 25 - 29 aprlja 2009 g., Tutzing, FRG, Moskva 2010, 87-96.

101 Rosenberg: *Pest in Russland!*, 94 f.

102 Diese „Internationalisierung“ der „jüdischen Gefahr“ durfte einen erheblichen Einfluss auf Hitler ausgeübt haben, der die „Judenfrage“ zuvor eher im nationalen Rahmen behandelt hatte; vgl. Piper: Alfred Rosenberg, 70-75, bes. 74.

103 Der britische Schriftsteller Chamberlain schuf mit den *Grundlagen des 19. Jahrhunderts* (1899) eines der wichtigsten Standardwerke für den modernen deutschen Antisemitismus. Er traf in der zweiten Hälfte der 1920er Jahre persönlich mit Rosenberg zusammen, die Titelwahl von dessen Hauptwerk *Mythus des 20. Jahrhunderts* (1930) scheint ebenfalls durch Chamberlain motiviert; dazu zuletzt Lobenstein-Reichmann, Anja: Houston Stewart Chamberlain. Zur textlichen Konstruktion einer Weltanschauung. Eine sprach-, diskurs- und ideologiegeschichtliche Analyse, Berlin, New York, NY 2008 (Studia linguistica Germanica, 95).

(1895-1953)¹⁰⁴ – metaphysische Konzept von „Rasse“ die kulturbildenden und somit geschichtsbestimmenden Fähigkeiten eines Volkes. Damit einher ging eine Ranggliederung in der jeweils unterschiedlichen Qualität der kulturschöpferischen Leistungen. Prinzipiell war diese Ideologie eine kulturpluralistische, die ein Nebeneinander verschiedener Kulturen erlaubte und es Rosenberg auch ermöglichte, in seinen ostpolitischen Konzeptionen eine Zusammenarbeit mit den nicht-russischen Nationalitäten in Erwägung zu ziehen.

Die „jüdische Rasse“ jedoch wurde von solchen Überlegungen dezidiert ausgenommen. Aufgrund ihres Auserwähltheits- und Überlegenheitsanspruchs sowie der streng materialistischen Ausrichtung ihrer Ethik sprach Rosenberg „den Juden“ jegliches Existenzrecht ab, da diese systematisch andere Völker „zersetzen“ würden. Indem er ihre Theologie in den Mittelpunkt seiner antijüdischen Überlegungen stellte, und eben nicht ihre „rassischen Eigenschaften“, knüpfte Rosenberg an klassische „antijudaistische“ Interpretationsmuster an und nahm inmitten des sonst vorherrschenden „rassischen Antisemitismus“ innerhalb der NS-Bewegung eine Sonderstellung ein.¹⁰⁵

In der Auseinandersetzung mit dem „Strasser-Flügel“ um das Verhältnis zu Russland stand Rosenberg fest an der Seite Hitlers und gegen Goebbels. Seine weltanschaulichen Überlegungen wurden von ihm in der Folge auch in praktische außenpolitische Handlungsanweisungen übersetzt. In seiner 1927 erschienenen Schrift *Zukunftsweg einer deutschen Außenpolitik* – der einzigen maßgeblichen, außenpolitisch orientierten Publikation eines führenden Nationalsozialisten zu jener Zeit – verknüpfte er frühere antisemitisch-antibolschewistische Gedanken mit dem „Lebensraum“-Konzept.¹⁰⁶ In Anlehnung an die expansionistischen Kolonisationsgedanken eines Paul de Lagarde (1827-1891)¹⁰⁷ führte er aus: „Das deutsche Erwachen muss den völkischen Imperialismus für das deutsche Volk soweit bejahen, als Lebensraum notwendig ist, um dem deutschen Volk ein gesundes, ein starkes Dasein zu ermöglichen. [...] Mit dieser Erkenntnis, dass das deutsche Volk, will es nicht in des Wortes wahrster Bedeutung untergehen, eigenen Grund und Boden für sich und seine Nachkommen braucht, und mit der zweiten nüchternen Einsicht, dass dieser Boden nicht mehr in Afrika erobert werden kann, sondern in Europa, in allererster Linie im Osten erschlossen werden muss, mit dieser Erkenntnis ist die organische Einstellung einer deutschen Außenpolitik für Jahrhunderte gegeben.“¹⁰⁸

Überzeugt von der Überlegenheit der „nordischen Rasse“, von der angeblich alle Weltkulturen abstammten,¹⁰⁹ sollte die Sowjetunion als „Manifestation der jüdisch-bolschewistischen Weltverschwörung“ „in ihre einzelnen ethnischen Bestandteile“¹¹⁰ zerlegt werden. Einzelne Völker wie etwa die

104 Darré zeichnete als „Reichsbauernführer“ für das Begriffspaar „Blut und Boden“ als Zentralbegriff der NS-Ideologie verantwortlich; dazu ausführlich Eidenbenz, Mathias: „Blut und Boden“. Zu Funktion und Genese der Metaphern des Agrarismus und Biologismus in der nationalsozialistischen Bauernpropaganda R. W. Darrés, Bern u. a. 1993 (Europäische Hochschulschriften, Reihe 3: Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, 580).

105 Vgl. Kroll, Frank-Lothar: Alfred Rosenberg. Der Ideologe als Politiker, in: Garleff, Michael (Hg.): Deutschbalten, Weimarer Republik und Drittes Reich, Bd. 1, 2., durchges. und erg. Aufl., Köln, Weimar, Wien 2008 (Das Baltikum in Geschichte und Gegenwart, 1/1), 147-166, 153-155.

106 Zu dieser Verknüpfung siehe Weißbecker, Manfred: „Die antisemitische Bewegung war nur eine Schutzmaßnahme...“. Alfred Rosenberg, in: Pätzold, Kurt/Weißbecker, Manfred (Hgg.): Stufen zum Galgen. Lebenswege vor den Nürnberger Urteilen, Leipzig 1996, 150-185 u. 418-423, 156 f.

107 Der Orientwissenschaftler und Kulturphilosoph Lagarde gehörte mit seiner radikalen Zivilisationskritik zu den „Gründervätern“ eines völkischen Antisemitismus; überblickshaft Paul, Ina Ulrike: Paul Anton de Lagarde, in: Puschner, Uwe/Schmitz, Walter/Ulbricht, Justus H. (Hgg.): Handbuch zur „Völkischen Bewegung“ 1871-1918, München 1996, 45-93; ausführlich Sieg, Ulrich: Deutschlands Prophet. Paul de Lagarde und die Ursprünge des modernen Antisemitismus, München 2007.

108 Rosenberg, Alfred: Der Zukunftsweg einer deutschen Außenpolitik, München 1927, 18 ff.

109 Vgl. zu dieser Konzeption, die auch Russland als ursprünglich von den „nordisch-germanischen Warägern“ besiedeltem Raum eine „arische“ Qualität zusprach Kroll: Utopie als Ideologie, 124-127.

110 Zellhuber: „Unsere Verwaltung treibt einer Katastrophe zu...“, 43.

Esten, die als „Ruthenier“ bezeichneten Weißrussen und besonders die Ukrainer konnten dabei zu wichtigen Bundesgenossen der Deutschen im Osten werden. Insgesamt solle eine Zusammenarbeit der „arischen“ Staaten Deutschland, Italien, England und eben der „zukünftigen“ Ukraine den Schutz der „weißen“ Rasse garantieren. Eine Kooperation mit der Sowjetunion war jedoch in keinem Fall anzustreben: „Ein Bündnis mit Sowjetrußland bedeutet heute wie 1922 [...] eine Stützung des alles vernichtenden Bolschewismus in Deutschland selbst. Die Aufmerksamkeit Deutschlands hat sich vielmehr, was die Ostfrage anbetrifft, nah einer anderen Richtung hinzuwenden, d. h. die starken separatistischen Bewegungen in der Ukraine und im Kaukasus in Betracht zu ziehen.“¹¹¹

Entsprechende Gedanken führte Rosenberg auch in seinem Hauptwerk aus: *Der Mythos des 20. Jahrhunderts*. 1930 im Hoheneichen-Verlag veröffentlicht, erreichte es bis Kriegsende eine Auflage von über 1.000.000 Exemplaren. Von der Parteiführung um Hitler wurde es zwar nur zurückhaltend aufgenommen – gleichwohl wurde Rosenbergs Weltanschauung zeitgenössisch sehr stark rezipiert und ab 1933 durch Schulbücher, Unterrichtspläne, parteiinterne Leitbriefe und literarisch-populäre Geschichtswerke weit verbreitet. Die außenpolitisch relevanten Überlegungen hängen eng mit der Rosenberg'schen Geschichtsauffassung als „Auseinandersetzung zwischen Blut und Blut, Rasse und Rasse, Volk und Volk, [...] Ringen von Seelenwert gegen Seelenwert“¹¹² zusammen. Gemeinsam mit England und den skandinavischen Staaten müsse man den „nordischen Menschen“ vor der „jüdisch-bolschewistischen Zersetzung“ schützen. Und zu den „rassischen Bedingtheiten“ Russlands führte er aus: „[U]nter der gesittungstragenden Oberschicht schlummerte in Russland stets die Sehnsucht nach grenzenloser Ausbreitung [...]. Der Bolschewismus bedeutet die Empörung des Mongoliden gegen nordische Kulturformen, ist der Wunsch nach der Steppe, ist der Hass des Nomaden gegen Persönlichkeitswurzel, bedeutet den Versuch, Europa überhaupt abzuwerfen. [...] Wenn irgendwo, so zeigt sich im Osten die tiefe Wahrheit heutiger rassistisch gebundener Geschichtsbetrachtung, aber zugleich die große Stunde der Gefahr, an der sich bereits die Substanz der nordischen Rasse befindet.“¹¹³

Nach 1933 konnte Rosenberg solche Überlegungen im Rahmen des Außenpolitischen Amts der NSDAP in Konkurrenz zum Auswärtigen Amt weiterentwickeln.¹¹⁴ Eine besondere finanzielle und personelle Ausstattung kam dabei dem für die Ostpolitik zuständigen Referat „Naher Osten“ unter der Leitung von Georg Leibbrandt zu Gute. Neben dem aus dem von deutschen Auswanderern gegründeten Hoffnungsthal / Zebrykowie in der Ukraine stammenden Leibbrandt beschäftigte Rosenberg auch zahlreiche Baltendeutsche wie seinen Jugendfreund Arno Schickedanz (1882-1945) und Thilo von Trotha (1904-1938), wobei vor allem letzter als persönlicher Referent die Zusammenarbeit mit dem noch 1934 aufgelösten Kampfbund für deutsche Kultur (KfDK) und der Nordischen Gesellschaft¹¹⁵ koordinierte und vertiefte. Es wurde eine umfangreiche Forschungstätigkeit entfaltet, die zahlreiche Memoranden, Berichte und Pläne hervorbrachte und die Arbeit der Antikomintern ergänzte.

Ein wichtiges Forum dafür bildeten die von Rosenberg herausgegebenen *Nationalsozialistischen*

111 Rosenberg: *Der Zukunftsweg einer deutschen Außenpolitik*, 93.

112 Ders: *Der Mythos des 20. Jahrhunderts*. Eine Wertung der seelisch-geistigen Gestaltenkämpfe unserer Zeit, München 1930, 1 f.

113 Ebd., 112 f.

114 Auf die zahlreichen Rivalitäten innerhalb des ausufernden nationalsozialistischen Partei- und Ämterapparats soll hier nicht weiter eingegangen werden; vgl. im Zusammenhang ausführlich Piper: Alfred Rosenberg, 285-322 sowie Bollmus: *Das Amt Rosenberg und seine Gegner*.

115 Der KfDK wurde von Rosenberg 1928 gegründet und sollte das deutsche Kulturleben im völkischen und antisemitischen Sinne prägen. Die Nordische Gesellschaft, die die kulturelle Überlegenheit der „nordischen Rasse“ propagierte, bestand bereits seit 1921 und wurde 1934 dem APA unterstellt. Über die später als Nordischer Ring firmierende Gesellschaft hatte Rosenberg auch Kontakt zum Eugeniker und „Rasseforscher“ Hans F. K. Günther (1891-1968); dazu Almgren, Birgitta/Hecker-Stampehl, Jan/Piper, Ernst: Alfred Rosenberg und die Nordische Gesellschaft. Der „nordische Gedanke“ in Theorie und Praxis, in: *NORDEUROPAforum* 11 (2008), H. 2, 7-51.

Monatshefte. Dabei kam es jedoch unweigerlich zu Widersprüchen, etwa wenn Goebbels' Propagandaministerium einen vorgeblich „asiatischen Charakter“ des Bolschewismus nicht mehr herausgestellt haben wollte, Leibbrandt aber in einem Leitartikel eben jene „rassisch-völkische Bedingtheit“ betonte.¹¹⁶ Die nicht nur weltanschauliche Rivalität von Rosenberg und seinem „Intimfeind“ Goebbels wurde durch solche Divergenzen – wie sie in vielen Fragen auftauchte, für die sich beide zuständig fühlten – weiter verstärkt.

Für die Rosenberg'schen Konzepte erwies sich in der Folge der „Hitler-Stalin-Pakt“, den er als taktische Handlung aus einer Zwangslage heraus auffasste, als große ideologische Herausforderung. Die scheinbar völlige Umkehrung seiner Überzeugungen konnte er, der von der Richtigkeit seiner Weltanschauung überzeugt war, nicht ohne weiteres teilen. Goebbels' entsprechende Propaganda, die „Umarmelung“ der Sowjetunion erschien ihm „mehr als peinlich“, der Vertragsschluss werde sich „irgendwann an uns rächen“¹¹⁷. Die Aktivitäten seiner Behörden ließ er daher zunächst unvermindert fortsetzen, zumal das ideologische begründete Ziel eines Angriffs auf den momentanen Bundesgenossen – wie bereits geschildert – stets aufrechterhalten wurde.

Weiterhin bot der Überfall auf Polen genügend Möglichkeiten für eine publizistische Tätigkeit zu „Ostfragen“, besonders im Rahmen des Amts Schrifttumspflege. Die Broschüre *Der Kampf im Osten bis zur Errichtung des deutschen Interessensgebietes* etwa versammelte Beiträge von Ostforschern wie Hermann Aubin (1885-1969) oder Theodor Oberländer (1905-1998). Die staatlich massiv unterstützten Forschungsaktivitäten, etwa im Rahmen der Nord- und Ostdeutschen Forschungsgemeinschaft (NODFG) unter Beteiligung von Wissenschaftlern wie Theodor Schieder (1908-1984) und Werner Conze (1910-1986), sollte die „Landnahme“ historisch legitimieren und die einsetzende „Volkstumspolitik“ grundieren.¹¹⁸

Spätestens mit dem Frühjahr 1941 war Rosenberg über die Pläne des Angriffs auf die Sowjetunion informiert und erhielt von Hitler die Mitteilung, er solle als „politischer Berater“ in die zukünftigen Entwicklungen mit eingebunden werden. An der militärischen Planung für den Angriff war er zwar nicht beteiligt, sollte aber bei den weitreichenden bevölkerungspolitischen Konzeptionen eine wichtige Rolle spielen. Ausgangspunkt war die Vorstellung einer Denkschrift bei Hitler am 2. April 1941, in der Rosenberg vor allem die wirtschaftlichen Möglichkeiten der zu erobernden Gebiete herausstrich,¹¹⁹ gleichzeitig aber auch seine politischen Neuordnungskonzepte – Zerschlagung („Dekomposition“) der Sowjetunion, damit Schaffung eines Siedlungsraums für die Deutschen sowie eines „Restrusslands“ als „Abschubraum“ für „unerwünschte Elemente“ – mit einband. Die darin zum Ausdruck kommende Übereinstimmung mit den Vorstellungen Hitlers ermöglichte die am 17. Juli folgende Ernennung Rosenbergs zum „Reichsminister für die besetzten Ostgebiete“.

Seine Vorstellungen über die zukünftige Gestaltung des „Ostraums“ entwickelte er in zahlreichen Reden, etwa am 20. Juni vor Vertretern aus Wehrmacht und Partei oder auf einem Schulungslehr-

116 Leibbrandt, Georg: Rassisch-völkische Bedingtheit der bolschewistischen Revolution, in: *Nationalsozialistische Monatshefte* (1937), H. 8, 1021-1024.

117 Tagebucheintrag vom 22. August 1939; Rosenberg, Alfred: Das politische Tagebuch Alfred Rosenbergs aus den Jahren 1934/1935 und 1939/1940, nach der photographischen Wiedergabe der Handschrift aus den Nürnberger Akten Hg. u. erl. von Hans-Günther Seraphim, Göttingen, Berlin, Frankfurt am Main 1956, 90, 92.

118 Siehe im Zusammenhang Kleßmann, Christoph: Osteuropaforschung und Lebensraumpolitik im Dritten Reich, in: Lundgreen, Peter (Hgg.): *Wissenschaft im Dritten Reich*, Frankfurt am Main 1985 (Edition Suhrkamp, Neue Folge, 306), 350-383, bes. 358-370 sowie sehr pointiert Haar, Ingo: *Historiker im Nationalsozialismus. Deutsche Geschichtswissenschaft und der „Volkstumskampf“ im Osten*, 2. Aufl., Göttingen 2002 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, 143). Der Verstrickung von nach 1945 weiter aktiven Wissenschaftlern in die „Volkstumspolitik“ hat in den vergangenen Jahren eine reiche Forschungsliteratur hervorgebracht, der sich hier nicht weiter gewidmet werden kann.

119 Vgl. im Zusammenhang Kay, Alex J.: *Exploitation, Resettlement, Mass Murder. Political and Economic Planning for German Occupation Policy in the Soviet Union, 1940-1941*, New York 2006 (Studies on War and Genocide, 10), bes. 120-157.

gang für Parteivertreter am 27. Oktober.¹²⁰ Die Möglichkeit eines Bündnisses mit einem „Nationalrussland“ wurde dabei erneut entschieden abgelehnt, die Bedeutung der zu erobernden Räume für die zukünftige deutsche „Volksernährung“ betont – unter beiläufiger Erwähnung der daraus resultierenden Tatsache, dass „dem Russentum [...] sicher sehr schwere Jahre bevorstehen“¹²¹ würden. Zudem könne man die nationalen Unterschiede innerhalb der Sowjetunion pragmatisch für die eigenen Zwecke ausnutzen – eine Konzeption, mit der sich Rosenberg freilich nicht durchsetzen konnte.¹²² Der Feldzug sei nicht nur gegen den Bolschewismus gerichtet, sondern böte auch die Möglichkeit, den „historischen Kampf“ gegen das östliche „Problem“ für das Deutsche Reich als „Verkörperung Europas“ zu entscheiden.¹²³

Die „Ostfrage“ verband Rosenberg zudem mit der „Judenfrage“, wie in einer Rede am 11. November vor leitenden Angestellten nationalsozialistischer Presseorgane ausführte.¹²⁴ Der Osten sei demnach „berufen, eine Frage zu lösen, die den Völkern Europas gestellt ist: das ist die Judenfrage. Im Osten leben noch etwa sechs Millionen Juden, und diese Frage kann nur gelöst werden in einer biologischen Ausmerzung des gesamten Judentums in Europa“¹²⁵. Ähnliches Vokabular verwendete der Rosenberg auch in Bezug auf die „slawischen Untermenschen“ bzw. „Sowjetuntermenschen“ als minderwertige, gefährliche Rasse.

Mögliche praktische Anwendungsmöglichkeiten dieser Konzeptionen wurden vor allem an der Arbeit von Georg Leibbrandt, seit Juli 1941 Leiter der Hauptabteilung I (Politik) im „Ostministerium“, deutlich. Bereits in den 1930er Jahren war unter seiner Leitung umfangreiches Kartenmaterial zum „Ostraum“ entstanden, das nun für konkrete bevölkerungspolitische Planungen genutzt wurde. In der von Emil Meynen (1902-1994) verantworteten Sammlung Georg Leibbrandt – später Publikationsstelle Ost – wurden völkerkundliche und geografische Informationen zur Sowjetunion publiziert.¹²⁶ Zudem unterhielt Leibbrandt Kontakte zu verschiedenen ukrainischen Exilorganisationen wie der Organisation Ukrainischer Nationalisten (OUN), über die Ideen und Möglichkeiten einer potentiellen Zusammenarbeit gegen den „Sowjetbolschewismus“ erörtert wurden.

Von Erfolg gekrönt waren solche durchaus in konkrete Aktionspläne umgesetzte Vorstellungen wie die auf einer Tagung im März 1942 diskutierte Einrichtung einer „Zentrale für Ostforschung“ freilich nicht. Zwar versuchte Rosenberg vor allem nach der Schlacht um Stalingrad, die Möglichkeit der begrenzten Zusammenarbeit mit den „vom Bolschewismus befreiten“ Nationalitäten im Rahmen der

¹²⁰ Vgl. auch für das Folgende Pajouh, Christine: Die Ostpolitik Alfred Rosenbergs 1941-1944, in: Garleff (Hg.): *Deutschbalten, Weimarer Republik und Drittes Reich*, Bd. 1, 167-195.

¹²¹ Zit. nach Piper: Alfred Rosenberg, 521.

¹²² Die Debatten um die Praxis der Kriegsführung äußerten sich in einem „Denkschriftenkrieg“ vor allem dann, wenn militärische Erfolge ausblieben oder nachließen; dazu ausführlich Dallin, Alexander: *Deutsche Herrschaft in Russland 1941-1945. Eine Studie über Besatzungspolitik*, aus d. Amerikan. übertr. von Wilhelm u. Modeste Pferdekamp, Königstein im Taunus, Düsseldorf 1981.

¹²³ Begriffe bei Piper: Alfred Rosenberg, 518-531 und Weißbecker: Alfred Rosenberg, 171-176.

¹²⁴ Zur Rolle des „Ostministeriums“ bei der „Endlösung der Judenfrage“ siehe Zellhuber: „Unsere Verwaltung treibt einer Katastrophe zu...“, 217-254. Siehe im Zusammenhang auch Gerlach, Christian: *Kalkulierte Morde. Die deutsche Wirtschafts- und Vernichtungspolitik in Weißrussland 1941 bis 1944*, 2. Aufl., Hamburg 2000.

¹²⁵ Zit. nach Weißbecker: Alfred Rosenberg, 178.

¹²⁶ Dazu Fahlbusch, Michael: Im Dienste des Deutschtums in Südosteuropa. Ethnopolitische Berater als Tathelfer für Verbrechen gegen die Menschlichkeit, in: Beer, Mathias/Seewann, Gerhard (Hgg.): *Südostforschung im Schatten des Dritten Reiches. Institutionen – Inhalte – Personen*, München 2004 (Südosteuropäische Arbeiten, 119), 175-214, 176-180; ders.: *The Role and Impact of Ethnopolitical Experts in the SS Reich Security Main Office*, in: ders./Haar, Ingo (Hgg.): *German Scholars and Ethnic Cleansing 1920-1945*, New York, Oxford 2004, 28-50. Zu den entsprechenden ethnologischen Forschungen Leibbrandts siehe Schmaltz, Eric J./Sinner, Samuel D.: *The Nazi Ethnographic Research of Georg Leibbrandt and Karl Stumpp in Ukraine, and Its North American Legacy*, in: *Holocaust and Genocide Studies* 14 (2000), 28-64, hier: 31-36. Zur Publikationsstelle Ost vgl. den Artikel des Verfassers in: *Online-Lexikon zur Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa*, unter: <<http://ome-lexikon.uni-oldenburg.de/53902.html>>, 10.10.2012.

vom „Ostministerium“ geleiteten „Reichskommissariate“ wieder ins Gespräch zu bringen. Doch seine entsprechenden Handlungen und Äußerungen blieben widersprüchlich. Einerseits kritisierte er allzu ausschweifende „Herrenmenschenallüren“, andererseits forderte er selber ein „selbstverständliches Herrentum in Haltung und Handlung“¹²⁷. Und pragmatischere, den militärischen Zwangslagen geschuldete Vorhaben wie die Bildung der „Wlassow-Armee“ stießen dann auf den Widerstand des „Chefideologen“ – eben aus ideologischen Gründen.

Sein Ministerium und die zugeordneten Stellen wie der Einsatzstab Reichsleiter Rosenberg (ERR) sorgten auch in den Kriegsjahren für eine nahezu unüberschaubare Flut an Publikationen und Materialsammlungen mit „wissenschaftlichem Anspruch“ zu Russland und dem „Ostraum“.¹²⁸ Eines der umfangreichsten Projekte in diesem Zusammenhang war die von Georg Leibbrandt herausgegebene Reihe *Bücherei des Ostraumes*, an der unter anderem auch Otto Bräutigam als Autor beteiligt war. In ihr wurden von 1941 bis 1943 zahlreiche Abhandlungen zu den Völkern der Besatzungsgebiete in der Sowjetunion in historischer und zeitgenössischer Perspektive sowie Kartenmaterial versammelt. Mehrere Bände waren als „Nur für den Dienstgebrauch“ klassifiziert. Die Rosenberg'schen bevölkerungspolitischen Überlegungen wurden hier einmal mehr in ihrer ganzen Breite entfaltet und begründet.

Die Realität des Kriegsgeschehens allerdings widersprach den in solchen Vorhaben ausgebreiteten Vorstellungen immer mehr. Die Ambivalenzen, die die Russlandbilder und -konzepte Rosenbergs und der führenden NS-Protagonisten aufwiesen, sollten in der propagandistischen Umsetzung der ideologischen Vorgaben unter Beibehaltung der skizzierten Grundlinienerneuerung zu Tage treten, wie nun kurz zu zeigen ist.

2.5 Propagandistische Variationen

Eines der wichtigsten Medien nationalsozialistischer Propaganda bildeten Zeitungen wie der *Völkische Beobachter* als auflagenstärkste Tageszeitung im „Dritten Reich“. Im Gegensatz zu „sachlicher“ gestalteten Publikationen wie der seit Mai 1940 erscheinenden Wochenzeitung *Das Reich* als bald zweitgrößtem nationalsozialistischen Presseorgan blieb der *Beobachter* das, was er bereits zu Zeiten der Weimarer Republik gewesen war: ein Kampfblatt.¹²⁹

Deutlich wird die Widersprüchlichkeit der propagandistischen Berichterstattung zur Sowjetunion im *Völkischen Beobachter* besonders in der Analyse der Beiträge im Umfeld des „Hitler-Stalin-Pakts“ 1939. Autoren, die sich vorher regelmäßig zu entsprechenden Themen geäußert hatten, lieferten nun kaum noch Beiträge. Alfred Rosenberg etwa hatte bis einschließlich Mai 1939 – mit einem Höhepunkt im April – sieben Artikel veröffentlicht. Von Juni bis September erschien dann kein einziger aus seiner Feder, von Oktober bis Dezember lediglich drei, in denen nicht direkt auf die Sowjetunion eingegangen wurde.¹³⁰ Andere Autoren wie Theodor Seibert (geb. 1896), Leiter des Auslandsressorts und zwischen 1926 und 1929 Moskau-Korrespondent für verschiedene deutsche Zeitungen, versuchten hingegen nahezu begeistert, die politische Entwicklung weltanschaulich zu begründen. Seibert hatte sich bereits zuvor mit antibolschewistischer Agitation eher zurückgehalten und trat nun mit insgesamt 82 (!) Aufsätzen hervor, davon allein 49 ab August 1939. In Anknüpfung an nationalbolschewistische Positionen und im Sinne der alten Goebbels'schen Konzeption wurde die Sowjetunion als das „Jungrussland“ geschildert, mit dem ein nationalsozialistisches Deutschland bedenkenlos

¹²⁷ Zit. nach Weißbecker: Alfred Rosenberg, 180.

¹²⁸ Zu den entsprechenden Aktivitäten über das „Ostministerium“ hinaus siehe Herb, Guntram H.: *Under the Map of Germany. Nationalism and Propaganda 1918-1945*, London 1997, 151-177.

¹²⁹ Vgl. allgemein Frei/Schmitz: *Journalismus im Dritten Reich*, 96-107. Zu *Das Reich* siehe ebd., S. 108-120 sowie zuletzt Plank, Victoria: *Die Wochenzeitung Das Reich. Offenbarungseid oder Herrschaftsinstrument?*, in: Heidenreich/Neitzel: *Medien im Nationalsozialismus*, 309-328.

¹³⁰ Vgl. Florin, Moritz: *Der Hitler-Stalin-Pakt in der Propaganda des Leitmediums. Der „Völkische Beobachter“ über die UdSSR im Jahre 1939*, Berlin, Münster 2009 (Osteuropa: Geschichte, Wirtschaft, Politik, 45), 45 ff. u. 169.

zusammenarbeiten könne.¹³¹

Die sprunghaft betriebene Pressepolitik verdeutlicht die eigentlichen Unvereinbarkeiten der einander widersprechenden weltanschaulichen Elemente. Mit den Novemberprogromen des Jahres 1938 hatte im *Völkischen Beobachter* eine scharfe antisemitische Kampagne begonnen, die mit antibolschewistischen Tendenzen verknüpft und bis Februar des folgenden Jahres betrieben wurde. Anschließend wurde gegen angebliche „Einkreisungsversuche“ Großbritanniens und der Sowjetunion polemisiert. Mit der Entlassung des sowjetischen Volkskommissars für Auswärtige Angelegenheiten, Maxim Maximowitsch Litwinow (1876-1951)¹³², sollten dann zwar antisowjetische Ausfälle eingestellt werden. Der Bolschewismus allgemein aber blieb weiterhin Ziel der Propaganda.¹³³

An eine begrenztere Zielgruppe richtete sich dabei die von Reichswehr bzw. später Wehrmacht herausgegebene Schulungsliteratur.¹³⁴ Auch hier lassen sich vielfach Veränderungen und Widersprüche in der inhaltlichen Ausrichtung feststellen. Insbesondere zwischen 1933 und 1936 kam es in der offiziellen Schulungsliteratur für die Soldaten zu unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen. Beschränkte man sich zunächst auf innenpolitische Aspekte der „bolschewistischen Gefahr“, wurde später der internationale Charakter der „jüdisch-bolschewistischen Weltverschwörung“ stärker hervorgehoben. In den Militärzeitschriften wie dem *Militärwochenblatt* und der *Deutschen Wehr* bemühte man sich demgegenüber um eine pragmatischere, auf militärwissenschaftliche Aspekte konzentrierte, von einer ideologisch begründeten Gegnerschaft unabhängige Einschätzung der Sowjetunion. Auch wurde die Möglichkeit einer Kooperation, anknüpfend an die militärische Zusammenarbeit in den 1930er Jahren, nicht ausgeschlossen.¹³⁵

Zu zahlreichen Umschwüngen in der Darstellung der Sowjetunion kam es auch während des Krieges ab Juni 1941. In den Mitteilungen für die Truppe wurde der militärische Gegner zunächst als ein „Reich des Satans“ dargestellt und die Auseinandersetzung als „apokalyptischer Endkampf“ geschildert.¹³⁶ Ein weiteres propagandistisches Muster bildete die Diffamierung der sowjetischen Soldaten und Bevölkerung als „Untermenschen“, die es durch das „edle Blut“ der deutschen Truppen zu besiegen gelte. Der Gegner wurde dabei gleichsam „entmenslicht“ und als „Mörder ohne Seele“ dargestellt. Im Zuge der ersten militärischen Rückschläge wurden diese pauschalen Diffamierungen allmählich differenziert, vor einer allzu großen eigenen Überheblichkeit gewarnt und zwischen „einfachen Russen“ und wirklichen „Bolschewiken“ unterschieden. Ab Anfang 1943 zersplitterte das geschilderte Bild von der Sowjetunion immer mehr. Einerseits wurde vermehrt für eine Zusammenarbeit mit der lokalen Bevölkerung geworben. Andererseits ist ein Wiederaufgreifen von antibolschewistischen Motiven aus dem ersten Kriegsjahr zu verzeichnen, ebenso wie die Schilderung der

131 Vgl. ebd., 48-51.

132 Litwinow trat für eine Zusammenarbeit mit den Westmächten ein, unter seinem Nachfolger Wjatscheslaw Michailowitsch Molotow (1890-1986) wurden in zeitweiliger Umkehrung dieser Zielsetzung die Verhandlungen für den deutsch-sowjetischen Nichtangriffspakt vorangetrieben.

133 Siehe im Zusammenhang auch Pappert, Lars: Die Leitartikel des *Völkischen Beobachters* an den Wendepunkten des Zweiten Weltkrieges. Ein Beitrag über die Presse-Propaganda des Dritten Reiches, in: Blessing, Werner K. (Hg.): *Region - Nation - Vision. Festschrift für Karl Möckl zum 65. Geburtstag*, Bamberg 2005, 285-314.

134 Vgl. Janssen, Jochen: Das Feindbild „Bolschewismus“ in der Schulungsliteratur von Reichswehr und Wehrmacht zwischen 1933 und 1945 - Entwicklungen und Widersprüche, in: Eimermacher/Volpert/Bordjugow (Hgg.): *Verführungen der Gewalt*, 341-383. Siehe im Zusammenhang auch Zeidler, Manfred: Feindbild „Untermensch“. NS-Propaganda innerhalb der Wehrmacht und gegenüber der Roten Armee, in: Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland (Hg.): *Kriegsgefangene - Voennoplennye. Sowjetische Kriegsgefangene in Deutschland, deutsche Kriegsgefangene in der Sowjetunion*, Düsseldorf 1995, 36-43.

135 Zur Kooperation zwischen Reichswehr und „Roter Armee“ in den Weimarer Jahren siehe umfassend Zeidler, Manfred: *Reichswehr und Rote Armee 1920-1933. Wege und Stationen einer ungewöhnlichen Zusammenarbeit*, 2. Aufl., München 1994.

136 Dazu Stenzel, Thilo: *Das Russlandbild des „kleinen Mannes“. Gesellschaftliche Prägung und Fremdwahrnehmung in Feldpostbriefen aus dem Ostfeldzug (1941-1944/45)*, München 1998 (Mitteilungen des Osteuropa-Instituts München, 27), 129-133.

„Roten Armee“ als „asiatische Flut“ aus „roten Bestien“.¹³⁷

Neben der textlichen Komponente kam in der Propaganda auch visuellen Darstellungen, wie sie etwa in den Wochenschauen verbreitet wurden, eine wichtige Rolle zu.¹³⁸ Ausgehend von einem ersten, auf die Sowjetunion bezogenen Bericht am 7. August 1935 wurde hierbei das Bild einer „roten Gefahr“ gezeichnet, die aufgrund der angeblichen „rassischen Minderwertigkeit“ des russischen Volkes durch eine „jüdische Intrige“ heraufbeschworen wurde. Dazu wurden Filmszenen aus unterschiedlichen historischen Zusammenhängen zu einer scheinbaren Einheit verbunden und die angebliche „Zivilisationsfeindlichkeit“ und chaotische Bedrohung durch die Sowjetunion herausgestellt. Zwischen 1939 und 1941 wurde demgegenüber das Bild zweier befreundeter Staaten gezeichnet, die gerade in wirtschaftlicher Hinsicht eng zusammenarbeiteten. Mit filmischen Mitteln gelang es jedoch, den östlichen Partner dabei als unterlegen darzustellen. Ab Juli 1941 standen dann wieder der „jüdische Bolschewismus“ sowie die vorgebliche, „asiatische“ Bestialität und Wildheit der sowjetischen Soldaten im Zentrum der filmischen Beiträge. Kriegsgefangene wurde als erschöpfte, abgerissene Verbrecher dargestellt.¹³⁹

Die „Existenzbedrohung“ durch die „östlichen Untermenschen“ erschien also mit einer Ausnahme zwischen 1939 und 1941 als konstantes Element der visuellen Propaganda. Dies wird auch an der Darstellung des sowjetischen Kriegsgegners auf Propagandaplakaten deutlich, wobei drei Muster besonders häufig erschienen. Erstens werden traditionelle „asiatische“, slawisch-rassistische Merkmale aufgegriffen und der Gegner als nicht- bzw. „untermenschliche“, grausame, blutrünstige und dämonische Figur zur existentiellen Bedrohung stilisiert. Ein zweites Muster übernimmt starke antisemitische Elemente und wendet die „den Juden“ zugeschriebenen Stereotypen, u. a. in der Form des Kopfes und der Nase, beispielsweise auf Stalin an. In Verbindung damit erscheint als dritte wichtige Variante ein antibolschewistischer und antisowjetischer Typ, der auf die Umwälzungen und negativen Veränderungen durch Industrialisierung und Kollektivierung abzielte.¹⁴⁰

3 Zusammenfassung

Die ideologischen Grundmuster Antislawismus, Antisemitismus und Antibolschewismus in Bezug auf die nationalsozialistischen Vorstellungen von „Russland“ und der Sowjetunion erschienen in unterschiedlichen Ausprägungen und Gewichtungen also sowohl in den ideologischen Äußerungen als auch in deren propagandistischer Umsetzung, in textlicher wie in visueller Hinsicht. Bei aller Widersprüchlichkeit und Gegensätzlichkeit vom Beginn der 1920er Jahre bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges erscheint auffällig, dass zumindest die antisemitische Ausrichtung stets beibehalten, wenn auch gelegentlich zurückgefahren wurde. Der Antisemitismus bildet mithin das Verbindungselement, der bei allen ideologischen Unterschieden zwischen Adolf Hitler und den anderen führenden

¹³⁷ Begriffe bei Janssen: Das Feindbild „Bolschewismus“, 359-383. Zur Wirksamkeit und Aufnahme der propagandistischen Tätigkeit bei den Soldaten siehe am Beispiel der Auswertung von Feldpostbriefen Stenzel: Das Russlandbild des „kleinen Mannes“, 133-139, am Beispiel der Auswertung literarischer Verarbeitungen Kortschagina, Marianna: Russen und Deutsche – Zwei Feindbilder, in: Drabkin, Jakob (Hg.): Annäherungen an die russische und die deutsche Geschichte. Berichte des Forschungszentrums für deutsche Geschichte in Moskau, Köln 1996, 117-128.

¹³⁸ Vgl. dazu jetzt einführend Bartels, Ulrike: Zwischen Anspruch und Wirklichkeit. Die Wochenschau als Propagandainstrument im Dritten Reich, in: Heidenreich/Neitzel (Hgg.): Medien im Nationalsozialismus, 161-202; ausführlich dies.: Die Wochenschau im Dritten Reich. Entwicklung und Funktion eines Massenmediums unter besonderer Berücksichtigung völkisch-nationaler Inhalte, Frankfurt am Main u. a. 2004 (Europäische Hochschulschriften, Reihe 3: Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, 995).

¹³⁹ Vgl. Pietrow-Ennker, Bianka: Das Feindbild im Wandel. Die Sowjetunion in den nationalsozialistischen Wochenschauen 1935-1941, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 41 (1990), 37-351, bes. 337-341 sowie als Materialsammlung dies.: Die Sowjetunion in der Propaganda des Dritten Reiches. Das Beispiel der Wochenschau, in: *Militärhistorische Mitteilungen* 46 (1989), H. 2, 79-120.

¹⁴⁰ Vgl. Waschik: Metamorphosen des Bösen, 313-324. Siehe zusammenfassend auch Wette: „Rassenfeind“, 191-198.

Nationalsozialisten stets ein einigendes Zentrum der Weltanschauung und bereits seit den frühesten Tagen der „Bewegung“ den Kern ihrer Propaganda darstellte.¹⁴¹

Insofern erscheinen die verschiedenen nationalsozialistischen Russlandvorstellungen vielleicht oft als „diffus“ und „variabel“¹⁴² – in allen ihren unterschiedlichen, ideologischen wie propagandistischen Ausprägungsformen lassen sie sich jedoch stets auf die drei Grundmuster zurückführen. Zwar werden dabei jeweils unterschiedliche Schwerpunkte gesetzt, bestimmte Elemente ausgespart, neu kombiniert und wieder eingefügt. Man kann also durchaus von einem „Schüttelbild“ sprechen, das je nach Bedarf nach außen vertreten wurde. Nach innen jedoch schien zumindest ab 1923 bzw. 1926 und spätestens ab 1933 ein solches „Schütteln“ nicht mehr nötig: der allumfassende Vernichtungs- und Endkampf gegen das Judentum war auch in Bezug auf Russland das entscheidende weltanschauliche Zentrum des Nationalsozialismus.

141 Koenen: Der Russland-Komplex, 434 f.

142 So Weißbecker: „Wenn hier Deutsche wohnten...“, 53.

Zur Kriminalisierung und Verfolgung der Kontakte zwischen Polen, Ostarbeitern und Deutschen während des II. Weltkrieges.

Urszula Lang (Erlangen/Nürnberg)

1 Einleitung

Die „Zwangsarbeit“ bzw. „Fremdarbeit“¹ in der Zeit des Nationalsozialismus ist ein gut erforschtes Thema. Die neusten Publikationen wecken immer wieder Kontroversen, wie das vor kurzem erschienene Werk „200 Jahre Krupp. Ein Mythos wird besichtigt“.² Das Buch enthüllt unter anderem, wie das bekannte deutsche Unternehmen Krupp während des Krieges von der Beschäftigung von „Fremdarbeitern“ profitierte. In ganz Deutschland wurden durch verschiedene Museen, Archive und Stiftungen Ausstellungen organisiert, die dem Thema „Zwangsarbeit“ gewidmet wurden. Auch in den Schulen laufen Projekte, bei denen die Schüler sich durch archivalische Recherche und durch Interviews mit Zeitzeugen mit der Materie befassen können. Dieses Thema ist für die Forschung besonders interessant, da auf Grund der rechtlichen Schutzfristen viele Unterlagen aus der Zeit des Dritten Reiches erst jetzt ausgewertet werden können.³

Im Zeitraum 1939-1945 haben ca. 12 Millionen⁴ Frauen und Männer aus allen Teilen Europas im Deutschen Reich gearbeitet. Die meisten stammten aus „ehemals sowjetischen Gebieten“⁵ (sogenannte „Ostarbeiter“) und aus Polen.⁶ Die Kriegswirtschaft des Deutschen Reiches war wirtschaftlich auf Arbeitskräfte aus dem Ausland angewiesen.⁷ Der Ausländereinsatz war jedoch für Nationalsozialisten ideologisch unerwünscht. Sie befürchteten, dass die Isolierung der Ausländer von den Deutschen scheitern würde. Damit drohte die Gefahr der „Blutmischung“. Die Nationalsozialisten versuchten einen Abstand zwischen deutscher Bevölkerung und Fremdarbeitern zu schaffen, indem sie ein feindliches Bild des Fremdarbeiters verbreiteten und unter Deutschen eine „Herrenmentalität“ erzeugten. Dabei wurden die Kontakte mit Kriegsgefangenen per Gesetz (§ 4 des Wehrkraftschutzgesetzes) reguliert und meistens durch Sondergerichte sowie Militärgerichte verfolgt. Durch polizeiliche Erlasse (hier vor allem die so genannten „Polen- und Ostarbeitererlasse“) wurde der engere Umgang mit ausländischen Zivilarbeitern verboten. Dabei lag die Verfolgung von solchem in den Händen der Geheimstaatspolizei. Trotz dieser rigiden Verbote kam es häufig zu unerwünschten Annäherungen zwischen Deutschen und Ausländern und diese beunruhigten die Nationalsozialisten bis Ende des Krieges.

1 Zu Begriffen der Zwangsarbeit, Fremdarbeit und dessen Verwendung vgl. Herbert, Ulrich: Fremdarbeiter. Politik und Praxis des Ausländer-Einsatzes in der Kriegswirtschaft des Dritten Reiches, Bonn 1985, 359. Der Begriff Zwangsarbeit betont die Umstände der Rekrutierung sowie Lebensbedingungen der Arbeiter im Dritten Reich. Gemeint werden hier sowohl die zivilen Personen als auch die Kriegsgefangenen. Die Bezeichnung „Fremdarbeit“ bezieht sich in der folgenden Arbeit auf alle ausländischen Arbeitskräfte, ohne Rücksicht auf den rechtlichen Status sowie ihre Lebensbedingungen. Die Unterscheidung zwischen Kriegsgefangenen und ausländischen Zivilarbeiter war für den Strafvollzug ausschlaggebender, somit werden die Bezeichnungen folgend als primär verwendet.

2 Grütter, Heinrich Theodor (Hrsg.): 200 Jahre Krupp. Ein Mythos wird besichtigt, Essen, 2012.

3 Die personenbezogenen Unterlagen unterliegen den Sperrfristen. Laut dem Landesarchivgesetz dürfen diese frühestens 10 Jahre nach dem Tod, oder falls das Todesdatum nicht feststellbar ist, 90 Jahre nach der Geburt der betreffenden Person eingesehen werden.

4 <http://www.bundesarchiv.de/zwangsarbeit/> (Stand:14.09.2012).

5 Ca. 2,75 Mio. Ostarbeiter; ebd.

6 Ca. 1,6 Mio. polnische Zivilisten und ca. 300.000 polnische Kriegsgefangene; ebd.

7 Herbert: Fremdarbeiter, 11.

Im folgenden Aufsatz werden die verbotenen Kontakte zwischen Deutschen und polnischen sowie sowjetischen Arbeitern skizziert. Es soll analysiert werden, zu welchen Mitteln die Nationalsozialisten gegriffen haben, um diese Kontakte zu verhindern und zu bekämpfen. Letztendlich soll ein knapper Überblick der Reaktionen der deutschen Gesellschaft auf die Verbote und Strafen geschaffen werden.

2 Quellen. Forschung

Die einfachste Möglichkeit der Informationssuche sind die Interviews mit Zeitzeugen. Jedoch sind 67 Jahre seit Ende des Zweiten Weltkrieges vergangen und nur wenige Zeitzeugen noch am Leben. Das nächste Problem ist natürlich das Thema selbst, das oft schmerzhaft, traumatische Erinnerungen hervorruft. Letztendlich stellt sich auch die Frage: wie glaubwürdig sind die Aussagen? Es bleibt dennoch eine zweite Möglichkeit: sich in Archive zu begeben und dort zu recherchieren. Die nordbayerischen Staatsarchive in Würzburg, Bamberg und Nürnberg verfügen über eine Vielzahl von informativen Unterlagen zum Thema. Hervorheben möchte ich dabei die fast vollständig erhaltenen Sondergerichts-Akten (außer Würzburg). Weiterhin liegen im Staatsarchiv Würzburg insgesamt über 13.000 Gestapo-Akten vor, die für die Erforschung des Themas sehr wertvoll sind.

Der Schwerpunkt meiner Dissertation liegt in der Untersuchung der Fälle des verbotenen Umgangs in Nordbayern. Dabei wird stets der Bezug auf Dokumente und Vorschriften genommen, die im gesamten Dritten Reich in Kraft waren. Aus diesem Grund waren auch Recherchen in den Bundesarchiven unabdingbar.

3 Das Konzept der nationalen Differenzierung

Die Lebensbedingungen der im Dritten Reich beschäftigten Ausländer waren sehr unterschiedlich. Die Behandlung der verschiedenen Ausländergruppen wurde nach rassepolitischen Gesichtspunkten differenziert. Am 7. Dezember 1942⁸ gab das Reichssicherheitshauptamt (RSHA) einen zusammenfassenden Erlass heraus, nach dem die Ausländer in vier Gruppen aufgeteilt waren: zur Gruppe A gehörten die Italiener; zur Gruppe B Angehörige der germanischen Völker (Flamen, Dänen, Norweger, Holländer); zur Gruppe C gehörten die Angehörigen nicht-germanischer Völker, „mit denen wir verbündet sind oder mit denen wir aufgrund der kulturellen und gesamteuropäischen Bedeutung verbunden sind“ (Slowaken, Kroaten, Rumänen, Bulgaren, Ungarn, Spanier, Franzosen); und die Gruppe D bildeten alle Angehörigen „slawischer Völker, die mehr oder weniger unter der unmittelbaren Hoheitsgewalt des Deutschen Reiches leben“ (Polen, fremdvölkische Arbeitskräfte nichtpolnischen Volkstums aus dem Generalgouvernement und den eingegliederten Ostgebieten und Ostarbeiter, Serben, Tschechen, Slowenen).

Obwohl im Laufe des Krieges die Abstufung einem Wandel unterlag, blieben die Angehörigen der Gruppe D am stärksten diskriminiert.⁹ Im Fall des verbotenen Umgangs und des entsprechenden polizeilichen bzw. rechtlichen Verfahrens war diese Abstufung sowohl für ausländische als auch deutsche Beteiligte ausschlaggebend. Letztendlich erzwang die Hierarchisierung der ausländischen Kräfte von der deutschen Bevölkerung das entsprechende bzw. aufgeforderte Verhalten.

⁸ RdErl. Des RFSSuChdDP (SIV D), Gefahrenabwehr beim Ausländereinsatz, vom 7.12.1942, AES 2 AIII., S. 81 ff. zit. nach Herbert: Fremdarbeiter, 189.

⁹ Vgl. näher Spoerer, Mark: Zwangsarbeit unter dem Hakenkreuz, Stuttgart, München 2001, 116-143.

4 Zur Aufklärung der deutschen Bevölkerung. Antipolnische Propaganda als Beispiel des fremdenfeindlichen Bildes

Die Verbreitung eines fremdenfeindlichen Bildes sowie „ständige Aufklärung der Bevölkerung im Einzelnen und in Versammlungen“ sollte dafür sorgen, dass „der notwendige Abstand (zu Fremdarbeitern) gehalten wird“.¹⁰ Eine wichtige Rolle spielten dabei die weit verbreiteten Merkblätter, die an Arbeitgeber und Arbeitnehmer gerichtet waren.¹¹ Die Merkblätter, die ein antislawisches Feindbild vermittelten, sind in den archivalischen Beständen zahlreich präsent. Am 24. Oktober 1939 gab das Reichspropagandaministerium der Presse die Weisung über die Behandlung der polnischen Bevölkerung als „Untermenschen“ bekannt. Ein Ziel der Propaganda war unter anderem, dass „auch der letzten Kuhmagd in Deutschland klargemacht werden [müsse], dass das Polentum gleichwertig mit Untermenschentum ist“.¹² Der Schwerpunkt der Propaganda lag bei der Betonung der verbotenen Kontakte mit dem polnischen Arbeiter. Um dies zu begründen, wurde oft an die „Gräueltaten“ der polnischen Nation erinnert: „Der polnische Mob hat in den ersten Septembertagen 1939 60.000 deutsche Menschen bestialisch hingeschlachtet. Das „P“-Abzeichen wurde ihm deshalb als Brandmal an die Brust geheftet. Deutscher, vergiss diese Schandtat niemals!“¹³ Letztendlich wurde die rassische Minderwertigkeit der Polen ständig betont und wiederholt: „Der Pole ist dem Juden gleich gestellt, deshalb ist er auch wie dieser gezeichnet. So wie wir keinen anständigen Juden kennen, kennen wir auch keinen anständigen Polen.“¹⁴ Die Merkblätter warnten vor freundschaftlichen Kontakten zu Polen, die sich oft aufgrund der gemeinsamen Konfession entwickeln könnten: „Seine [des Polen] Frömmigkeit ist nur Maske und Heuchelei.“¹⁵ Ein wichtiger Punkt jedoch war die Warnung vor intimen Beziehungen mit Polen. Die „tierische Triebhaft dieser Rasse“¹⁶ brachte die deutsche Bevölkerung in Gefahr der Blutmischung. Die Drohung mit dem Verlust der „Ehre sowie der Ausstoßung aus der Gemeinschaft aller Deutschen“ sollte dies verhindern.¹⁷ Ähnlich wie mit Polen wurde auch mit sowjetischen Arbeitern vorgegangen.

5 Verordnung zur Ergänzung der Strafvorschriften zum Schutz der Wehrkraft des Deutschen Volkes

Das Verbot der Kontakte mit Kriegsgefangenen war im Deutschen Reich nichts Neues. Schon während des Ersten Weltkrieges wurde das Verbot vor allem aus Angst vor Sabotage auch in anderen Ländern praktiziert. Während des Zweiten Weltkrieges hat das Verbot bzw. die Verfolgung der Verstöße jedoch ein größeres Ausmaß angenommen, was sich auch mit der Verbreitung der nationalsozialistischen Rassenideologie deckte.

Für den verbotenen Umgang mit Kriegsgefangenen wurden deutsche Beteiligte¹⁸ gemäß §4 der

10 Rundschreiben des Gauleiters des bayerischen Ostmarks vom 27.3.1940 StaBa. M30.

11 Ein Muster für solche Merkblätter befand sich unter anderem in den „Polenerlassen“.

12 Reichspropagandaministerium der Presse, Nr. 1306 zit. nach Majdaczyk, Czeslaw: Die Okkupationspolitik Nazideutschlands in Polen 1939-1945, Köln 1988, 166.

13 Rundschreiben NSDAP Gauleitung Bayerische Ostmark Nr. 0024/42 vom 1.4.1942. Volkspolitische Aufklärungsarbeit. StaBa, M30 Nr. 1102.

14 Ebd.

15 Ebd.

16 Merkblatt der NSDAP-Stabsleitung vom März 1940: Wie verhalten wir uns gegenüber den Polen?, StaNü.

17 Ebd.

18 Die Bestimmungen galten auch für ausländische Zivilarbeiter, die Kontakte zu Kriegsgefangenen pflegten.

„Verordnung zur Ergänzung der Strafvorschriften zum Schutz der Wehrkraft des Deutschen Volkes vom 25.11.1939“ unter Strafe gestellt. Die Verordnung wurde sechs Monate später ergänzt (11.5.1940) bzw. verschärft: Sofern nicht ein Umgang mit Kriegsgefangenen durch die Ausübung einer Dienst- oder Berufspflicht oder durch ein Arbeitsverhältnis der Kriegsgefangenen zwangsläufig bedient war, war jedermann jeglicher Umgang mit Kriegsgefangenen und jede Beziehung zu ihnen untersagt.¹⁹ Der Geschlechtsverkehr mit dem Kriegsgefangenen und Beihilfe zur Flucht gehörten zu den „schwersten“ Verstößen gegen § 4 der Wehrkraftschutzes.²⁰ Die vorsätzlichen, schweren Fälle hatten Zuchthausstrafen zur Folge. Die „westlichen“ Kriegsgefangenen wurden wegen „Ungehorsams“ vor das Militärgericht gestellt. Meistens wurden sie zu drei Jahren Gefängnisstrafe verurteilt. Das Gesetz spielte jedoch keine Rolle im Fall von verbotenen Kontakten mit russischen Kriegsgefangenen. Die Differenz im Status zwischen Kriegsgefangenen und Zivilarbeitern aus dem „Osten“ wurde in solchen Fällen aufgehoben. Eine wichtige Tatsache beim Einsatz der polnischen Arbeiter war die Freilassung polnischer Kriegsgefangener durch Oberkommandos der Wehrmacht am 18. Mai 1940. Mit dieser Entscheidung wurden die Kriegsgefangenen zu Zivilarbeitern. Dementsprechend wurden die ehemaligen Kriegsgefangenen nach den für Zivilarbeiter geltenden Vorschriften („Polenerlasse“) behandelt. Somit ging ihre Beaufsichtigung von der Wehrmacht auf die Polizei über.

6 Polen und Ostarbeitererlasse

Gleich am Anfang des Einsatzes von polnischen Arbeitern merkte man jedoch, dass die Bevölkerung in zu engen Kontakt mit diesen trat und so rassenideologische Prinzipien verletzte.²¹ Es fehlte eine Grundlage, die die Kontakte und allgemein die Behandlung der Polen reglementierte, insbesondere, da auf dem Reichsgebiet immer mehr polnische Zivilarbeiter beschäftigt waren.

Das Ergebnis der Verhandlungen zwischen der Geschäftsgruppe Arbeitseinsatz bei der Vierjahresplanbehörde Görings und dem Reichssicherheitshauptamt erschien als Erlasspaket am 8. März 1940. Die sogenannten „Polenerlasse“ regulierten bis ins letzte Detail das Leben der Polen im Dritten Reich. Zu den wichtigsten Bestimmungen gehörten: das Tragen der „P“-Kennzeichnungspflicht, das Verbot der Benutzung von Verkehrsmitteln, des Besuchs von Gaststätten und der Teilnahme an deutschen Veranstaltungen. Die Polen sollten möglichst geschlossen untergebracht werden, somit waren die Bewegungsfreiheiten eingeschränkt. Die Vorschriften sollten zum einen „die engere Berührung mit der deutschen Bevölkerung weitgehend verhindern“²² und zum anderen den Untertanen-Status der Polen bestätigen. Letztendlich wollte man jede Gelegenheit zur Ausübung des Geschlechtsverkehrs mit Deutschen verhindern. Um sexuelle Kontakte mit deutschen Frauen zu verhindern, war die Errichtung von Bordellen mit polnischen Mädchen vorgesehen. Falls der Geschlechtsverkehr mit deutschen Frauen aufgedeckt wurde, drohte dem polnischen Arbeiter eine Sonderbehandlung, d. h. die Hinrichtung.²³ Die deutsche Frau wurde mit öffentlicher Anprangerung und einer Einweisung in ein Konzentrationslager bestraft.²⁴

Im Frühjahr 1942 trafen die ersten Massentransporte mit sowjetischen Arbeitskräften in Deutschland ein. Auch für den Russeneinsatz hatte das Reichssicherheitshauptamt entsprechende Richtlinien

19 Reichsgesetzblatt Nr. 86, 1940, 769.

20 Grau, Fritz / Krug, Karl / Rietzsch, Otto: Deutsches Strafrecht Bd. II. Erläuterungen zu den seit 1.9.1939 ergangenen strafrechtlichen und strafverfahrensrechtlichen Vorschriften, Berlin 1943, 180

21 Herbert: Fremdarbeiter, 75.

22 Polenerlasse in: Konieczny, Alfred / Szurgacz, Herbert (Hgg.): Praca przymusowa Polakow pod panowaniem hitlerowskim 1939-1945, Documenta Occupationis BD X, Poznan 1976, Dok.1-4., 7.

23 Ebd.

24 Mit Himmlers Erlass vom 31.1.40 wurde die öffentliche Anprangerung der deutschen Frauen angeordnet. Auf Befehl des Führers wurde jedoch die Verordnung zu Anprangerungen am 31.10.41 zurückgenommen.

vorbereitet, die als „Ostarbeitererlasse“ am 20. Februar 1942 herauskamen. Die Ostarbeitererlasse lehnten sich stark an die Polenerlasse an. Ziel war die Abwehr der Sicherheits- und volkspolitischen Gefahren, die der Ostarbeitereinsatz barg. Auch der Geschlechtsverkehr wurde als größte Gefahr angesehen und die Ostarbeiter sollten für intime Beziehungen ebenso mit dem Tode bestraft werden.

7 Ambivalente Stellung der Gesellschaft

Trotz der Verbote, der Propaganda und der Überwachungsmaßnahmen war die Realität oft anders, als es sich die nationalsozialistische Regierung gewünscht hätte. Es war unmöglich, die Deutschen von Fremdarbeitern strikt zu isolieren. Ob an der Arbeitsstelle, in der Fabrik oder auf dem Lande, es entwickelten sich oft freundschaftliche Verhältnisse. Man schätzt, dass von Juni bis Ende Dezember 1941 2.031 Deutsche, von Mai bis August 1942 4.962 und in den ersten neun Monaten des Jahres 1943 15.410 Reichsdeutsche eingesperrt wurden, die mit ausländischen Arbeitskräften privat verkehrt hatten.²⁵ Es handelte sich oft um harmlose Delikte. Zu ihnen gehörten: gemeinsames Essen und Feiern, Verschenken von Lebensmitteln, Postvermittlung, freundschaftliche Unterhaltung, Fahrradausleihen. Dafür musste sowohl der Deutsche wie auch der Fremdarbeiter mit kurzer Haft oder einer Geldstrafe rechnen. Das zu humane Verhalten der deutschen Bevölkerung gegenüber Polen und Ostarbeitern bereitete den Nationalsozialisten immer wieder Sorge, worüber sie sich wie im folgenden Bericht des Sicherheitsdienstes oft beklagten: „Eine Sonderstellung nehmen noch die Gebiete mit überwiegend katholischer Bevölkerung ein. Dort ist man unter dem Einfluss der Geistlichkeit geneigt, in dem katholischen Polen oder Franzosen den Glaubensgenossen zu sehen, dem man sich näher verbunden fühlt, als einem Menschen des eigenen Volkes, der sich nicht zur Kirche bekennt.“²⁶ In Bayern, wo der christliche Glaube traditionell tief verwurzelt ist, erregte das Verhalten der Gläubigen besonderes Ärgernis bei Nationalsozialisten. In der Stadt Ebern (Landkreis Haßberge) nahm zum Beispiel ein Teil der Bevölkerung an der Beerdigung einer Polin teil, die an den Folgen einer Abtreibung verstorben war.²⁷ Die Teilnahme wurde von „schwarzen Katholiken“²⁸ (laut Berichten) folgendermaßen begründet: „Die Polen sind ja auch Christen, wir haben ja einen Herrgott.“²⁹ Viele Würzburger Gestapo-Akten liefern ähnliche Berichte über gemeinsame Teilnahmen an Taufen, Begräbnissen oder an anderen kirchlichen Feiern. Neben dem Glauben war auch die Arbeitsleistung des Arbeiters viel wichtiger als die Rassenideologie. „Wenn wir mit den Polen nicht mehr trinken dürfen, dann können die Bauern ihre Arbeit selbst tun und können den Krieg führen mit wem sie wollen“,³⁰ verteidigte sich mit diesen Worten der Landarbeiter aus Fröhstockheim, der wegen gemeinsamen Geburtstagsfeiern mit Polen durch die Gestapo verhört wurde. Die Landarbeiter erlaubten den Fremdarbeitern gewisse Freiheiten und organisierten Veranstaltungen. Ein mit seinen Arbeitsbedingungen zufriedener Arbeiter war sicherlich effektiver, wie ein nach Vorstellung der Nationalsozialisten als Unmensch behandelter Arbeiter. Allerdings lassen sich die zahlreichen Misshandlungsfälle sowie die totale Ausbeutung der ausländischen Arbeitskräfte durch deutsche Arbeitgeber nicht verschweigen.

25 Nach Statistisches Reichsamt, Die Entwicklung der Kriminalität im Deutschen Reich von Kriegsbeginn bis Mitte 1943 (vertraulich), Berlin 1944, S. 13, Tab. 1; abgedr. in Deutschland im Zweiten Weltkrieg, Hass, Gerhart (Hrsg.), Köln 1973 Bd. 1, S. 375.

26 SD-Bericht zu Inlandfragen 15.11.43 zit. nach Hochhuth, Rolf: Eine Liebe in Deutschland, Reinbek 1983, S.43.

27 Gestapo-Akten Würzburg Nr. 11267.

28 Ebd.

29 Ebd.

30 Gestapo-Akten Würzburg Nr. 568.

8 „GV“-Delikte

Wie schon erwähnt, gehörten die sexuellen Beziehungen zwischen Deutschen und Arbeitern aus Osteuropa zu den „schwersten“ Umgangsdelikten. In den Gestapo- und Sondergerichts-Akten häufen sich Liebesgeschichten, wie sie im Roman von Rolf Hochhuth „Eine Liebe in Deutschland“ bzw. im gleichnamigen Film von Andrzej Wajda dargestellt wurden. Ein erschütternder Fall ereignete sich in Regensburg³¹: Eine junge, verheiratete Frau, dessen Ehemann sich an der Ostfront befand, wohnte in der Nähe eines Kriegsgefangenenlagers. Als sie einmal einen Spaziergang mit ihrem Kind machte, wurde sie von einem russischen Kriegsgefangenen angesprochen. Die Frau und der Kriegsgefangene verliebten sich ineinander. Die beiden trafen sich öfters in der Nähe des Lagers und es kam auch zum Geschlechtsverkehr. Eines Tages wurde jedoch das Paar von Wachleuten entdeckt. Der Kriegsgefangene wurde beim Fluchtversuch erschossen. Die Frau wurde verhaftet und durch das Sondergericht Nürnberg zur 5 Jahren Zuchthausstrafe verurteilt. Diese Liebesgeschichte aus Regensburg war kein tragischer Einzelfall. Obwohl man die Deutschen von Fremdarbeitern „isoliert“ sehen wollte, entwickelten sich die Liebesbeziehungen an der Arbeitsstelle in der Fabrik, auf dem Lande, auf dem Weg zur Arbeit oder, wie in diesem Fall, in der Nähe des Lagers. Sowohl die deutschen Frauen und Männer aus den unteren und oberen sozialen Schichten, die sich nicht politisch engagierten, als auch die bewussten NSDAP-Mitglieder gingen verbotene Beziehungen ein. Für die deutsche Frau endete eine aufgedeckte Beziehung mit einem Kriegsgefangenen entweder mit Gefängnis- oder Zuchthausstrafe.³² Wenn die Frau Geschlechtsverkehr mit einem Zivilarbeiter aus Polen oder aus der Sowjetunion ausgeübt hatte, musste sie mit Einweisung in ein Konzentrationslager rechnen. Dem polnischen und sowjetischen Arbeiter drohte die Einweisung in ein Lager oder die Hinrichtung. Die untersuchten Würzburger Gestapo-Akten belegen, dass der Antrag auf Sonderbehandlung (Hinrichtung) in solchen Fällen mindestens elfmal gestellt wurde³³. Die Akten belegen die Hinrichtung von 4 polnischen Männern. Man muss jedoch berücksichtigen, dass es sich um keine vollständige Zahl handelt, da erstens oft Informationen in den Akten fehlen und zweitens nicht jede Hinrichtung aktenkundig war. Am 5. Juli 1941 ließ Heinrich Himmler, der Reichsführer der SS und der Deutschen Polizei, im Reichsministerium des Inneren eine Anordnung zur Überprüfung der Eindeutschungsfähigkeit³⁴ der Polen, die wegen unerlaubten Geschlechtsverkehrs zur Sonderbehandlung vorgeschlagen wurden. Falls sie eindeutschungsfähig waren, wurden sie in das Lager Hinzert eingeliefert und nach Verbüßung der Haftzeit war sogar die Heirat mit der deutschen Frau möglich. Ähnliche Maßnahmen waren gegenüber den „eindeutschungsfähigen“ Ostarbeitern zu treffen.

Es stellt sich die Frage, wie die Frauen aus Osteuropa und die deutschen Männer für das gleiche Delikt bestraft und verfolgt wurden? In solchen Fällen war es ausschlaggebend, ob ein Abhängigkeitsverhältnis zwischen den beiden bestand. Im Fall, wenn die fremdvölkische Arbeiterin zur Ausübung des Geschlechtsverkehrs unter Ausnutzung eines Abhängigkeitsverhältnisses³⁵ durch den deutschen Mann veranlasst worden war, sollte sie kurzfristig (bis zu 21 Tage) in Schutzhaft genommen werden und nach Haftentlassung an eine andere Arbeitsstelle vermittelt werden. Wenn kein Abhängigkeitsverhältnis bestanden hat, war Einweisung in ein Frauenkonzentrationslager zu beantragen.³⁶ Auch für den deutschen Mann war grundsätzlich die Einweisung in ein Konzentrationslager zu beantra-

31 StaNü Sondergericht Nürnberg: Nr. 2423.

32 Die Strafe konnte jedoch durch die Gestapo „korrigiert“ werden, indem man die Frau nach der Abbüßung der Gefängnis- bzw. Zuchthausstrafe in ein Konzentrationslager einwies.

33 Insgesamt verfügt das Archiv über 400 Gestapo-Akten, die auf den verbotenen Umgang verweisen. Darunter beziehen sich über 150 auf sexuelle Kontakte zwischen Deutschen (Männer und Frauen) und Ausländern.

34 Im Prinzip untersuchte das rassische Amt, ob die Polen einen nordischen Rasseneinschlag aufwiesen, gut aussahen und charakterlich günstig zu beurteilen waren. Vgl. Konieczny / Szurgacz (Hgg.): *Praca przymusowa Polakow*, Dok.II.9.

35 In der Praxis zählte dazu auch die Vergewaltigung.

36 RdErl. des RFSSuChdDtPol. vom 10.2.1944 in Konieczny / Szurgacz (Hgg.): *Praca przymusowa Polakow*, 134

gen.³⁷ In der Praxis wurde gegenüber Männern jedoch nicht viel unternommen. Viele Betroffene waren Soldaten und konnten keinen staatspolizeilichen Maßnahmen unterworfen werden. Die Strafe konnte eventuell auf die Zeit nach dem Krieg verschoben werden. Manche meldeten sich freiwillig bei der Wehrmacht, um die Strafe zu vermeiden. Das öffentliche Lynchen von deutschen Männern wurde durch die Regierung nicht angeordnet, so wie im Fall von deutschen Frauen.

9 Schwangerschaften

Das Thema Schwangerschaft und Schicksale der Kinder der Fremdarbeiter wurde bis jetzt sehr wenig erforscht. Man schätzt, dass während des Zweiten Weltkriegs ca. 20.000³⁸ uneheliche Kinder durch Ausländer gezeugt oder geboren wurden. Die Nationalität bzw. Rasse des Vaters sowie der Mutter spielte wiederum eine große Rolle. War eine deutsche Frau von einem Ausländer schwanger, war sie gezwungen, das Kind auf die Welt zu bringen, sogar wenn es zur „Blutmischung“ kam. Die Abtreibung war für deutsche Frauen grundsätzlich verboten.³⁹ Das Kind blieb jedoch „unerwünscht“ und die Mutter wurde oft aus diesem Grund in ihrer Umgebung schikaniert. Die Säuglinge wurden häufig von der Mutter getrennt, da sie ihre Strafe noch verbüßen musste. Anders war das im Fall von schwangeren Polinnen und Ostarbeiterinnen. Hier war die deutsche Staatsangehörigkeit des Vaters selten von Belang. In den ersten Kriegsjahren wurden die meisten schwangeren Ausländerinnen in die Heimat geschickt. Als die nationalsozialistische Regierung bemerkte, dass dies zu großen Verlusten an Arbeitskräften führte, wurden 1943 Schwangerschaftsabbrüche für Polinnen und Ostarbeiterinnen offiziell erlaubt.⁴⁰ Die Geburt von „rassisch-minderwertigem“ Nachwuchs sollte verhindert werden. Es bleibt umstritten, ob sich die Frauen zur Abtreibung freiwillig meldeten oder sie dazu gezwungen wurden. Letztendlich waren die Schwangerschaftsabbrüche eine Gelegenheit zu medizinischen Experimenten. In der Erlanger Frauenklinik wurden in den Jahren 1943-1945 ca. 136 Abtreibungen bei Fremdarbeiterinnen vorgenommen. Dabei wurden neue, riskante Methoden ausprobiert.⁴¹ Einige der Eingriffe führten zum Tod.

10 Schlussbemerkungen. Ausblick

Der Artikel schafft einen Überblick über den verbotenen Umgang mit Polen und Ostarbeitern während des Zweiten Weltkrieges. Das Thema lässt sich ausführlich nur im Rahmen einer größeren wissenschaftlichen Arbeit präsentieren. Im Lauf der Recherche tauchen weitere interessante Fragestellungen und Aspekte auf. Es ist zu prüfen, unter welchen Bedingungen die Fremdarbeiter in Nordbayern arbeiteten und lebten. Weiterhin ist zu klären, wie das Überwachungssystem funktionierte und welche Unterschiede es zwischen Land und Stadt gab. Ferner ist zu untersuchen, wie das Strafsystem durch die nationalsozialistische Rassenideologie beeinflusst wurde. Einen weiteren interessanten Aspekt bilden die Denunziationen und die Rolle der deutschen Bevölkerung selbst bei der Verfolgung der Kontakte. Der Umgang mit allen ausländischen Arbeitern war nicht nur vom faschistischen Terror bestimmt, sondern lag meist in den Händen des einfachen „Volksgenossen“. Die Behandlung der Fremdarbeiter schwankt zwischen sentimentalem Mitleid, Freundschaft, Liebe

³⁷ Ebd.

³⁸ Herbert: Fremdarbeiter, 247.

³⁹ Vgl. http://www.alfa-ev.de/fileadmin/user_upload/Lebensforum/2004/lf_0304-5-ns-abtreibung.pdf (Stand: 14.09.2012).

⁴⁰ Anordnung des Reichsgesundheitsführers vom 11.3.1943: Abschrift Archiv der Universität Erlangen. Bericht der Untersuchungskommission der Universität Erlangen zu den Abtreibungen an Ostarbeiterinnen, Beilage I.

⁴¹ Vgl. Frobenius, Wolfgang: Abtreibungen an Ostarbeiterinnen 1943-1945 in Erlangen. Wie angesehene Hochschulmediziner zu Helfershelfern des NS-Regimes wurden, in: Friedrich, Christoph (Hrsg.): Zwangsarbeit in Erlangen während des Zweiten Weltkrieges, Erlangen 2007, 191.

auf der einen und brutaler Misshandlung auf der anderen Seite. Hier lagen unterschiedliche Motive zugrunde, die an dieser Stelle untersucht werden. Abschließend liefern die Gestapo- und Sondergerichts-Akten nicht nur Informationen über das Bestrafungssystem der „unerwünschten Kontakte“, sondern werfen auch einen Blick auf die Arbeit der bayerischen Sondergerichte und der Gestapo selbst. Dazu bliebe es zu überprüfen, ob die Zuständigkeit für ausländische Arbeiter zu einer Zusammenarbeit oder eher zu einer Konkurrenz zwischen den beiden „Instanzen“ führte. Letztendlich wirft die Arbeit einen Blick auf die unterschiedliche Bestrafung der Frauen und Männer wegen des verbotenen Umgangs. Somit leistet die Forschung über den verbotenen Umgang auch einen Beitrag zur Untersuchung der nationalsozialistischen Geschlechterpolitik.



*Gesellschaft im Umbruch
und sozialistischer Staat in Polen*

Verwaltete Staatlichkeit als soziale Praxis – Überlegungen zum Zusammenhang von Verwaltung und sozialistischer Staatlichkeit im Spannungsfeld von Herrschaft und Lebenswelten

Jonas Grygier (Frankfurt an der Oder)

1 Einleitung

Die kommunistischen Regime in Ost- und Ostmitteleuropa nach 1945 wollten, ihrem Anspruch nach, nicht nur über den staatlichen Bereich im engeren Sinne allein entscheiden, sondern sie beanspruchten auch das Entscheidungs- und Gewaltmonopol über alle anderen gesellschaftlichen Bereiche.¹ Ein Wesenszeichen „monozentrischer Systeme“² ist nämlich das Drängen auf eine vollkommene, restlose Durchherrschaft³ der gesellschaftlichen Verhältnisse und aller ihrer Lebenswelten.⁴ Gleichzeitig strebten diese Regime unter ihrer Bevölkerung nach einer massenwirksamen Mobilisierung, was einen hohen Legitimationsbedarf für das Regime produzierte.⁵ Das heißt, die Regime waren auf einen „Ethos der Mobilisierung“⁶ angewiesen.

In der Forschung ist man sich einig, dass diese Merkmalskombination auch auf das kommunistische Regime in Polen zutraf.⁷ Dieses verstaatlichte nicht nur die Wirtschaft, homogenisierte nicht nur die Sphäre des Politischen, uniformierte nicht nur die ideologische Welt, durchherrschte also alle oberflächigen Lebensformen in einer Gesellschaft. Ziel der neuen Machthaber war ebenfalls, die Lebenspraxis der Menschen selbst zu beherrschen, ihnen die Strukturen vorzugeben, in denen sie zu leben hatten und alte, gewachsene gesellschaftliche Bindungen aufzulösen. Mit anderen Worten:

1 Vgl. von Puttkamer, Joachim: Sozialistische Staatlichkeit. Eine historische Annäherung, in: Osterkamp, Jana/von Puttkamer, Joachim (Hgg.): Sozialistische Staatlichkeit, München 2012 (Bad Wiesseer Tagungen des Collegium Carolinum, 32), 1-18, 10-18; Rittersporn, Gábor/Behrends, Jan C./Rolf, Malte: Öffentliche Räume und Öffentlichkeit in Gesellschaften sowjetischen Typs, in: Rittersporn, Gábor/Behrends, Jan C./Rolf, Malte (Hgg.): Sphären von Öffentlichkeit in Gesellschaften sowjetischen Typs. Zwischen parteistaatlicher Selbstinszenierung und kirchlichen Gegenwelten, Frankfurt am Main 2003, 7-21.

2 Vgl. Zaremba, Marcin: Im nationalen Gewande. Strategien kommunistischer Herrschaftslegitimation in Polen 1944-1980, Osnabrück 2011, 28.

3 Zum Motive des „Durchherrschens“ vgl. Rittersporn: Öffentliche Räume, 8.

4 Vgl. Rittersporn: Öffentliche Räume, 7-21.

5 Vgl. Zaremba, Marcin: Komunizm jako system mobilizacyjny. Casus Polski, in: Szarota, Tomasz (Hgg.): Komunizm. Ideologie, system, ludzie, Warszawa 2001, 110-126.

6 Zaremba: Im nationalen Gewande, 28.

7 Vgl. Brodala, Marta/Lisiecka, Anna/Ruzikowski, Tadeusz/Kuli, Marcin: Przebudować człowieka. Komunistyczne wysiłki zmiany mentalności, Warszawa 2001 (W krainie PRL); Fleming, Michael: Communism, nationalism and ethnicity in Poland. 1944-50, London 2010; Głowiński, Michał: Nowomowa po polsku, Warszawa 1991 (Biblioteka tekstów, 2); Jarosz, Dariusz/Pasztor, Maria: W krzywym zwierciadle. Polityka władz komunistycznych w Polsce w świetle plotek i pogłosek z lat 1949-1956, Warszawa 1995; Kałuza, Andrzej: Der polnische Parteistaat und seine politischen Gegner 1944-1956, Frankfurt am Main 1998 (Ius commune, 110); Kenney, Pdraic: Rebuilding Poland. Workers and Communists (1945-1950), Ithaca, New York 1997; Kosiński, Krzysztof: O nową mentalność. Życie codzienne w szkołach 1945-1956, Warszawa 2000 (W krainie PRL); Mazur, Mariusz: O człowieku tendencyjnym. Obraz nowego człowieka w propagandzie komunistycznej w okresie Polskiej Ludowej i PRL (1944-1956), Lublin 2009; Reczek, Rafał: Życie społeczno-polityczne w Wielkopolsce w latach 1956-1970, Poznań 2008; Rzepliński, Andrzej: Die Justiz in der Volksrepublik Polen, Frankfurt am Main 1996 (Studien zur europäischen Rechtsgeschichte, 88); Szarota, Tomasz (Hgg.): Komunizm. Ideologie, system, ludzie, Warszawa 2001; Świda-Ziemia, Hanna: Człowiek wewnętrznie zniewolony. Problemy psychosocjologiczne minionej formacji, Warszawa 1998; Zaremba: Im nationalen Gewande.

die Lebenswelten zu kolonisieren.⁸

Diese vollständige Inbesitznahme der menschlichen und gesellschaftlichen Lebenswelt konnte aber nicht „nur“ befohlen, angewiesen, verordnet werden, sondern bedurfte einer im Alltag tätigen, ständig arbeitenden Institution, die im Kontakt mit den zu beherrschenden Bürgern ihnen die Anweisungen und Vorgaben als Angebote vermittelte und umsetzte. Diese Institution ist in allen modernen politischen Systemen ausnahmslos die staatliche Verwaltung. Diese hat die Aufgabe, den abstrakten Weisungen, Verordnungen, Erlassen, Anordnungen aus dem politischen Zentrum einen realen, objektivierten Gehalt zu verleihen. Verwaltung schafft dadurch erst Staatlichkeit als individuell erfahrbare Größe und tritt mit ihrem Handeln in das alltägliche Leben der Menschen vor Ort konkret ein. Verwaltung ist durch ihr wiederholtes Tätigsein im Leben der Menschen die vollzogene Seite von Staatlichkeit. Diesen Zusammenhang bezeichnet die Begrifflichkeit performative Staatlichkeit.⁹

Jedoch stießen die kommunistischen Regime sowjetischen Typs auf vorgegebene soziale Realitäten, auf „existierende soziale Dynamiken und Diskurse“¹⁰. Den Regimen war es entgegen ihrem Anspruch nicht möglich, alle Entwicklungen und jeden gesellschaftlichen Raum zu kontrollieren.¹¹

Nicht zuletzt konstituieren die konkreten staatlichen und nicht-staatlichen Akteure die verschiedenen gesellschaftlichen Räume, in denen Machtbeziehungen herrschen. Die Beherrschten oder die zu Beherrschenden sind aber keine reinen passiven Befehlsempfänger im Sinne des Gewaltmonopolisten. Auch Beamte als eine Gruppe staatlicher Akteure funktionieren nicht etwa wie ein Transmissionsriemen, sondern nehmen je nach konkreter Konstellation unterschiedliche Positionen in jenen gesellschaftlichen Raum ein, in welchem Machtbeziehungen herrschen. Die Position in diesem „Kräftefeld“¹² bestimmt die Motive, Möglichkeiten und Handlungsformen der Beamten und wird selbst wiederum von Interaktionen mit anderen Akteuren in diesem Kräftefeld bestimmt.¹³ Auch die lokale Verwaltung funktioniert gemäß dieser Logik von „Herrschaft als soziale Praxis“^{14, 15}

8 Im Umkehrschluss wäre es falsch, davon auszugehen und zu schlussfolgern, dass unter den Bedingungen demokratischer Regime die Lebenspraxis der Menschen nicht auch unter bestimmten Verfügungsdispositiven stünde. Zwar gibt es zwischen autoritären und demokratischen Regimen qualitative Unterschiede im Zugriff auf den Bürger, jedoch ist auch hier der Bürger nicht frei von Lebenspraktiken regulierenden Dispositiven. Siehe hierzu die Studien zur Gouvernamentalität der Gegenwart, die vor allem in der politologischen und soziologischen Forschung in Anlehnung an Foucaults Arbeiten zur Gouvernamentalität Anwendung finden. Vgl. Bröckling, Ulrich/Krasmann, Susanne/Lemke, Thomas (Hgg.): Gouvernamentalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen, Frankfurt am Main 2010; Frankenberger, Rolf: Gesellschaft - Individuum - Gouvernamentalität. Theoretische und empirische Beiträge zur Analyse der Postmoderne, Berlin 2007 (Politikwissenschaft, 147); Junge, Torsten: Gouvernamentalität der Wissensgesellschaft. Politik und Subjektivität unter dem Regime des Wissens, Bielefeld 2008 (Sozialtheorie); Krasmann, Susanne: Die Kriminalität der Gesellschaft. Zur Gouvernamentalität der Gegenwart, Konstanz 2003 (Theorie und Methode. Sozialwissenschaften).

9 Vgl. Ellwein, Thomas: Der Staat als Zufall und als Notwendigkeit. Die jüngere Verwaltungsentwicklung in Deutschland am Beispiel Ostwestfalen-Lippe. Band 1. Die öffentliche Verwaltung in der Monarchie 1815-1918, Opladen 1993, 52-80; Haas, Stefan: Die Kultur der Verwaltung. Die Umsetzung der preußischen Reformen 1800-1848, Frankfurt am Main, New York 2005, 12-15, 24-39.

10 Vgl. Brier, Robert: Der Nationalismus als Strategie kommunistischer Herrschaftslegitimation in Polen. Eine Einführung, in: Zaremba, Marcin: Im nationalen Gewande. Strategien kommunistischer Herrschaftslegitimation in Polen 1944-1980, Osnabrück 2011, 7-8.

11 Vgl. Kotkin, Stephen J.: Magnetic Mountain. Stalinism as a Civilization, Berkeley 1995; Neutatz, Dietmar: Der Stalinismus in der Neuen Kulturgeschichte, in: *Neue Politische Literatur* 48 (2003), 96-127; Balázs, Apór (Hgg.): The Sovietization of Eastern Europe. New Perspectives on the Postwar Period, Washington 2008; Balázs, Apór/Behrends, Jan C./Jones, Polly (Hgg.): The Leader Cult in Communist Dictatorships. Stalin and the Eastern Bloc, Basingstoke 2005; Rittersporn: Sphären.

12 Lüdtkke, Alf: Einleitung. Herrschaft als soziale Praxis, in: Lüdtkke, Alf (Hgg.): Herrschaft als soziale Praxis. Historische und sozial-anthropologische Studien, Göttingen 1991 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, 91), 9-63, 13.

13 Ebd., 9-18.

14 Ebd., 12.

15 Diese Perspektive soll nicht den Zwangscharakter von Herrschaft in kommunistischen Staaten sowjetischen Typs übergehen und damit verschleiern. Die Partei war in diesen Einparteienstaaten in der Regel die maßgebliche Macht und kann bei einer Rekonstruktion der lebensweltlichen Bedingungen nicht weggedacht werden. Sie gab mit ihrem Handeln vor allem die einmaligen

Im vorliegenden Aufsatz soll diese neue Perspektive auf Gesellschaften sowjetischen Typs am Beispiel der lokalen Verwaltung in den polnischen Westgebieten demonstriert werden. Mittels einer kursorischen Darstellung mehrerer Beispiele auf dem Feld des öffentlichen Lebens soll plausibel gemacht werden, weshalb sich eine genauere Betrachtung der Verwaltung als eigenständiger Akteur lohnt und gewinnbringend für die Forschung ist. Der Aufsatz wird sich aus pragmatischen Gründen stärker auf die ersten Jahre, also die Phase der territorialen Aneignung der Westgebiete, konzentrieren und anhand der verschiedenen, kursorisch aufgezeigten Beispiele die Konfliktpotentiale herausarbeiten.

2 Die Besiedlung der West- und Nordgebiete und das staatliche Westgebietsprogramm

Bereits im Mai 1945 formulierte Władysław Gomułka, erster Sekretär der kommunistischen Partei Polens (PPR – Polska Partia Robotnicza / Polnische Arbeiterpartei) und Minister für die „Wiedergewonnenen Gebiete“¹⁶, die Bedeutung der Westgebiete für das kommunistische Regime in Polen folgendermaßen: „Ein Grund, weswegen die Regierung Unterstützung in der Gesellschaft genießt, ist die Frage der Westgebiete. [...] Die Erweiterung des Landes nach Westen [...] binde[t] die Nation an das System. Jeder Rückzug wird unsere Position im Land schwächen.“¹⁷

Die Westgebiete sollten nicht nur den anderen, vor allen den westeuropäischen Staaten die Herrschaftsbefähigung der kommunistischen Partei beweisen¹⁸, sondern sie sollten für die polnische Bevölkerung ein Anreiz- und Substitutionsvehikel sein, dem kommunistischen Regime ihre Zustimmung zu geben. Mittels der Westgebiete konnte nämlich zum einen ein agrarisches Umverteilungsprogramm in Angriff genommen werden¹⁹, das zumindest programmatisch die Hoffnung auf mehr soziale Gerechtigkeit versprach. Zum anderen konnten mit den Westgebieten nationalistische Aspirationen befriedigt werden. Die kommunistische Partei konnte sich so gegenüber der Opposition als Garant nationaler Interessen in Szene setzen.²⁰

Diese Instrumentalisierung der Westgebiete war für die neuen politischen Machthaber auch unentbehrlich. Denn das kommunistische Regime litt an einem Legitimitätsdefizit in seiner Bevölkerung. Macht- und Zwangsverhältnisse in diesem System und in den Gesellschaften vor, nach denen sich die Menschen zu richten hatten. Zum methodologischen Potential, aber auch zur methodologischen Gefahr einer Kulturgeschichte des Politischen, die das Leben jenseits des staatlichen Zwangsapparates untersucht, vgl. die Diskussion bei von Puttkamer: Sozialistische Staatlichkeit, 2-3.

16 Der Begriff „Wiedergewonnene Gebiete“ war die zeitgenössische Bezeichnung für die Westgebiete und besitzt eine ideologische Konnotation. Er wurde vor allem von den Regierungsorganisationen als Propagandabegriff benutzt und sollte auf die Rechtmäßigkeit der Gebietsaneignung durch Polen verweisen. In ihm steckt nämlich die Vorstellung, dass diese Gebiete historisch gesehen schon einmal zu Polen gehört hätten. Die Aneignung wurde in dieser Lesart als rechtmäßige Rückkehr alter polnischer Gebiete aufgefasst. Da die Westgebiete in der historischen Dimension verschiedenen Fürstentümern unterstellt waren, bezog man sich gerne auf die am weitesten westlich reichende Herrschaftsausdehnung des piastischen Geschlechts unter König Bolesław III. Krzywousty (1086-1138). Aufgrund seiner ideologischen Verwendung werde ich auf diesen Quellenbegriff verzichten und anstatt dessen den analytisch klaren Begriff der Westgebiete verwenden. Vgl. zum Westgedanken die zeitgenössischen Werke Gruchmann, Bohdan (Hgg.): Die polnischen Westgebiete, Poznań 1960; Kwilecki, Andrzej (Hgg.): Polska myśl zachodnia w Poznaniu i Wielkopolsce. Jej rozwój i realizacja w wiekach XIX i XX, Warszawa 1980. Eine stärker kritische Auseinandersetzung mit der Entstehung und Tradition des Westgedankens findet sich bei den Autoren Krzoska, Markus: Für ein Polen an Oder und Ostsee. Zygmunt Wojciechowski (1900-1955), Osnabrück 2003 (Einzelveröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts Warschau, 8); Strauchold, Grzegorz: Myśl zachodnia i jej realizacja w Polsce Ludowej w latach 1945-1957, Toruń 2003.

17 Zitiert nach Thum, Gregor: Die fremde Stadt. Breslau 1945, Berlin 2003, 39.

18 Vgl. Siebel-Achenbach, Sebastian: Lower Silesia from Nazi-Germany to Communist Poland 1942-1949, New York 1994, 198-226.

19 Vgl. Kałuza: Polnische Parteistaat, 144-152.

20 Vgl. Siebel-Achenbach: Lower Silesia, 198-226; Łach, Stanisław: Osadnictwo wiejskie na ziemiach zachodnich i północnych Polski w latach 1945-1950, Słupsk 1983, 33-45.

Die kommunistische Partei verfügte weder über eine traditionelle Verwurzelung in der politischen Kultur Polens, noch fand es kurz nach dem Krieg breite Zustimmung. Im Gegenteil, das Regime wurde von der Bevölkerungsmehrheit als ein von der Sowjetunion oktroyiertes System empfunden. Die kommunistische Partei war während ihrer gesamten Herrschaftszeit nie in der Lage, dieses Legitimitätsdefizit aus sich heraus auszugleichen.²¹ Sie befand sich in einem dauerhaften Krisen- und Konfliktmanagement, mit einem schwankenden gesellschaftlichen Zuspruch. Neben gefälschten Wahlen²² und Einschüchterungen durch den Sicherheitsdienst waren es aber auch die militärischen Auseinandersetzungen mit Einheiten der „Polnischen Heimatarmee“ (Armia Krajowa – AK) auf dem Staatsgebiet Polens,²³ die die Labilität des Regimes anschaulich demonstrierten. Aber auch danach hielten die systemgegenläufigen Tendenzen an, die sich in immer wieder ausbrechenden Protesten kund taten (1956, 1968, 1970, 1980).²⁴ Zwar konnte das kommunistische Regime dem immer wieder retardierende Momente entgegensetzen, aber es schaffte es nicht, seine Herrschaft soweit zu stabilisieren, als dass es ohne instrumentelle Politik ausgekommen wäre.

Die polnische Regierung schuf frühzeitig, noch weit vor der Verabschiedung der Potsdamer Beschlüsse, ein Geflecht an Institutionen und Gremien, die die Inbesitznahme der West- und Nordgebiete einleiten sollten. Bereits Anfang März 1945 erklärte die polnische provisorische Regierung, in den neuen Gebieten eine eigene Zivilverwaltung zu errichten. Die Westgebiete sollten dabei in vier administrative Gebietskörperschaften eingeteilt werden, sogenannte okręgi administracyjne: und zwar Ostpreußen-Masuren (später Ermland-Masuren), Stettin-Westpommern, Niederschlesien und Oppelner Schlesien. Jedem Verwaltungsgebiet wurde ein Regierungsbevollmächtigter zugeordnet. Außer einem gehörten alle der kommunistischen Partei an. Das Gebiet um Danzig jedoch wurde von den Westgebieten administrativ abgetrennt und in die allgemeine Verwaltungsstruktur eingegliedert.²⁵ Auch schon im März wurden formell die ersten Stadtpräsidenten für die Westgebiete ernannt. So wurde u.a. Bolesław Drobner zum Stadtpräsidenten von Breslau ernannt, obwohl Breslau ja erst offiziell am 6. Mai befreit wurde.²⁶ Schon vorher, nämlich im Februar 1945, wurde das „Büro für die Westgebiete“ (Biuro Ziem Zachodnich) gegründet. Zu dieser Zeit hatte das Ministerium für öffentliche Angelegenheiten unter Edward Ochab die Kontrolle über die Vorgänge in den Westgebieten. Im November 1945 folgte dann die Gründung des „Ministeriums für die Wiedergewonnenen Gebiete“ (Ministerstwo Ziem Odzyskanych) unter Władysław Gomułka. Dieses löste damit in Fragen der Westgebiete das Ministerium für öffentliche Angelegenheiten ab, das zu diesem Zeitpunkt von dem nicht-kommunistischen Politiker Władysław Kiernik²⁷ geleitet wurde.²⁸

21 Vgl. Zaremba: Im nationalen Gewande, explizit 45-46.

22 Zu dem gefälschten Referendum von 1946 gibt es mittlerweile eine Vielzahl an Publikation. Vgl. u.a. Osękowski, Czesław: Referendum 30 czerwca 1946 roku w Polsce, Warszawa 2000. Die oppositionelle PSL vereinte gerade in den Westgebieten und in Pommern viele Stimmen und Mitglieder. Das räumten sogar regimefreundliche Historiker ein, wenn sie diesen Sachverhalt in ihren Publikationen auch marginalisierten. Vgl. Rybicki, Hieronim: Partie i stronnictwa polityczne na Pomorzu Zachodnim w latach 1945-1947, Poznań 1967 (Biblioteka słupska, 18), 35-36.

23 Vgl. Kersten, Krystyna: Narodziny systemu władzy. Polska 1943-1948, Poznań 1990, 145-300; Kamiński, Łukasz: Polacy wobec nowej rzeczywistości 1944-1948. Forma pozainstytucjonalnego, żywiołowego oporu społecznego, Toruń 2000; Kałuza: Polnische Parteistaat, 102-114.

24 Nur exemplarisch hier zu den Protesten von 1956 vgl. Machciewicz, Paweł: Polski rok 1956, Warszawa 1993. Darüber hinaus gibt es eine Vielzahl an polnischsprachigen Publikationen zu den jeweiligen gesellschaftlichen Unruhen und Aufständen.

25 Vgl. Hofmann, Andreas R.: Die Nachkriegszeit in Schlesien. Gesellschafts- und Bevölkerungspolitik in den polnischen Siedlungsgebieten 1945-1948, Köln 2000 (Beiträge zur Geschichte Osteuropas, 30), 64-70; Thum: fremde Stadt, 60-64.

26 Vgl. Thum: fremde Stadt, 60-64.

27 Władysław Kiernik gehörte demjenigen Flügel der Bauernpartei (Polskie Stronnictwo Ludowe – PSL) an, der zur Zusammenarbeit mit den polnischen Kommunisten bereit war. Der andere Flügel unter dem Vorsitzenden Stanisław Mikołajczyk wollte so wenig wie möglich Zusammenarbeit und Zugeständnisse zulassen.

28 Vgl. Thum: fremde Stadt, 60-64.

Mit dem Vorrücken der sowjetischen Armee rückten auch Repräsentanten der polnischen Staatsverwaltung vor. Hierbei handelte es sich zumeist um militärische Verwaltungseinheiten mit einigen wenigen zivilen Verwaltungsträgern. Die Verwaltung lag aber formell und faktisch noch bei der jeweiligen sowjetischen Armeeführung. Die polnischen Verwaltungsträger konnten in diesen ersten Monaten nur wenig selbst ausrichten und waren noch nicht die eigentlichen Herrschaftsträger in den Westgebieten. Hierfür mussten sich die bereits oben erwähnten Regierungsbevollmächtigten der Verwaltungsbezirke mit den sowjetischen Oberkommandierenden erst ins Einvernehmen setzen. Die offizielle Übernahme der politischen Macht in den Westgebieten gestaltete sich nicht nur von Verwaltungsbezirk zu Verwaltungsbezirk unterschiedlich, sondern auch innerhalb der Verwaltungsbezirke. Auch zwischen den einzelnen Kreisen und Ortschaften konnte sie erheblich variieren.²⁹ So musste die polnische Stadtverwaltung Stettins unter dem Bürgermeister Piotr Zaremba die Stadt zweimal verlassen, bevor sie die Verwaltungshoheit endgültig am 5. Juli 1945 zum dritten Mal in Empfang nahm.³⁰ Von Endgültigkeit zu sprechen, stimmt natürlich nur aus der Retrospektive. Denn zu jenem Zeitpunkt, noch vor den Potsdamer Verhandlungen, war ja nicht klar, dass Stettin wirklich zu Polen gehören würde.³¹

In den folgenden Monaten und gar Jahren schuf die polnische Regierung eine Vielzahl an Institutionen und Behörden, die mit bestimmten Aufgaben zu den Westgebieten betraut wurden. Dabei war es zum einen nicht unüblich, dass mehrere Behörden gleiche Kompetenzbereiche hatten, wie im Zusammenhang mit den einstigen deutschen Gütern (*poniemieckie mienia*). Hieraus resultierten viele Kompetenzrängeleien.³² Zum anderen hatte diese Behördengründungsflut etwas arbiträres und chaotisches. Viele Behörden wurden nach kurzer Dauer wieder geschlossen, umbenannt oder in andere Institutionen überführt. Erst 1948 endete dieser Prozess der offiziellen Westgebietspolitik vorläufig,³³ um 1956 wieder eine neue Konjunktur zu erleben, dieses Mal aber schwächer. Zeitgleich mit dem Sturz Gomułkas 1948 wurde auch das Ministerium für die Wiedergewonnen Gebiete und andere Behörden, die sich mit dem Wiederaufbau beschäftigten, abgeschafft und die Integration der Westgebiete als erfolgreich und abgeschlossen bezeichnet.³⁴

29 Vgl. Hofmann: Nachkriegszeit, 70-76. Hofmann berichtet hier auch davon, welche besonderen Interessensallianzen und dadurch ausgelöste Konfliktgemengelage in den Westgebieten entstanden. Vielerorts kooperierte die sowjetische Militärverwaltung mit den Deutschen bzw. der übrig gebliebenen deutschen Verwaltung, die sich nach dem Krieg oftmals aus KPD- oder SPD-Mitgliedern zusammensetzte, und bevorzugte diese nicht selten gegenüber der polnischen Zivilverwaltung. Diese wohlwollende Zusammenarbeit schürte bei der polnischen Verwaltung nicht nur Unbehagen, sondern verursachte mancherorts ein gestörtes und konfliktreiches Verhältnis zum sowjetischen Militär. Über eine ähnliche Konfliktkonstellation berichten auch Kozłowski und Musekamp am Beispiel Pommerns bzw. Stettins. Vgl. Kozłowski, Kazimierz: *Pierwsze dziesięć lat władzy politycznej na Pomorzu Zachodnim 1945-1955*, Warszawa 1994, 22-37; Musekamp, Jan: *Zwischen Stettin und Szczecin. Metamorphosen einer Stadt 1945 bis 2005*, Wiesbaden 2010 (Veröffentlichungen des Deutschen Polen-Instituts Darmstadt, 27), 32-39.

30 Vgl. Musekamp: *Zwischen Stettin*, 39.

31 Vgl. Kozłowski: *Pierwsze dziesięć lat*, 22-23. Musekamp verweist darauf, dass sich die Konferenzteilnehmer spätestens während der Potsdamer Verhandlungen darauf einigten, Stettin an Polen zu geben. Solch ein Vorschlag kam sogar von der Delegation der USA selbst. Strittiger als die Frage nach Stettin sei die Frage nach der westlichen Grenze im Süden gewesen: ob die Lausitzer oder Glatzer Neiße die zukünftige Grenze zwischen Deutschland und Polen markieren solle. Heute wissen wir, dass es die erste von beiden wurde. Außerdem seien uns laut Musekamp nicht die wirklichen Absichten der sowjetischen Machthaber für Stettin bekannt, sondern nur deren Resultate. Vgl. Musekamp: *Zwischen Stettin*, 40-41. Zur Spekulation über die sowjetischen Interessen und Absichten, die ihre Verhandlungsstrategie sowie ihren Umgang mit Stettin bestimmten vgl. Kozłowski: *Pierwsze dziesięć lat*, 22-23. Kozłowski vertritt die These, dass Stalin sich alle Bündnisoptionen offen halten wollte. Stettin habe er als ein Instrument angesehen, mit dem er gegebenenfalls die verschiedenen Seiten für die Unterstützung seiner Interessen gewinnen wollte.

32 Vgl. Banasiak, Stefan: *Działalność osadnicza Państwowego Urzędu Repatriacyjnego na ziemiach odzyskanych w latach 1945-1947*, Poznań 1963, 90-91; Łach: *Osadnictwo*, 77, 113-131.

33 Vgl. Skobelski, Robert: *Ziemie Zachodnie i Północne Polski w okresie realizacji planu sześcioletniego 1950-1955*, Zielona Góra 2002, 21-33. Zum chaotischen Zustand der Verwaltung vgl. aber auch Thum: *fremde Stadt*, 64-67; Hofmann: *Nachkriegszeit*, 90-186.

34 Vgl. Thum: *fremde Stadt*, 229-230.

3 Die „wilde Besiedlung“ und die Rolle der Verwaltung

Mit dem Vorrücken der Front in Richtung Westen ging nicht nur der administrative Zugriff der polnischen provisorischen Regierung auf die Westgebiete einher. Ebenso setzte bereits vor den Potsdamer Verhandlungen ein Zustrom polnischer Bürger ein. Die Motivationen dieser Menschen waren sehr unterschiedlich. Zum einen handelte es sich um Polen, die aus verschiedenen Gründen aus dem Westen zurück nach Polen kamen – weil sie aus Konzentrationslagern, Arbeitslagern, oder anderen deportierten Verhältnissen kamen. Zum anderen waren es erste Siedler aus Zentralpolen, die ihr Glück versuchen wollten oder in den Westgebieten nach der Anonymität suchten, die sie vor einem staatlichen Zugriff schützen sollte. Aber gerade zu Beginn, also noch in den letzten Monaten des Krieges und kurz danach, kamen auch zahlreiche Menschen mit der Absicht, sich zu bereichern. Also um „szaber“ zu betreiben. Das sogenannte „szabrownictwo“, also die Aneignung herrenlosen Guts bzw. temporär herrenlosen Eigentums in einem rechtsstaatlich nicht geregelten Raum, erlebte hier ihren Höhepunkt. Die Menschen fuhren in die Westgebiete, suchten nach wertvollen Gegenständen, die zum Transport geeignet waren und kehrten mit ihren Funden zurück, um diese entweder gewinnbringend zu verkaufen bzw. zu tauschen oder um sie für sich selbst zu nutzen. In einer Phase der vollkommenen Mangelwirtschaft und Existenzbedrohung wies der szaber einen teilweise staatlich geduldeten Ausweg aus der materiellen Hilflosigkeit.³⁵

Aber nicht nur diese Gemengelage an unterschiedlichen Motiven machte die anfängliche Besiedlungsphase zu einer sogenannten „wilden“. Sie war auch aus mehreren anderen Gründen „wild“. Zum einen gab es trotz frühzeitig geschaffener Institutionen keine eindeutigen und stabilen Verwaltungsstrukturen und damit staatliche Ansprechpartner. Zum anderen lebten die Menschen in den Westgebieten unter Bedingungen zweifelhafter rechtsstaatlicher Sicherheit. So waren die wenigen staatlichen, polnischen Sicherheitskräfte nicht in der Lage, den neuen Siedlern auch umfassende Sicherheit zu gewährleisten – teilweise waren die Sicherheitskräfte selbst kriminell. Immer wieder ist in amtlichen Berichten, aber auch in Lebenserinnerungen von der Gefahr durch marodierende Banden oder gar durch sowjetische Soldaten die Rede.³⁶ Außerdem fand eine Besiedlung zu Beginn oft jenseits der staatlichen dafür vorgesehenen Strukturen statt. Die polnische Regierung hatte eigentlich vorgesehen, dass die Besiedlung vor allem durch das Repatriierungsamt (Państwowy Urząd Repatriacyjny), kurz PUR, durchgeführt werden soll. Jedoch erwies sich in der Realität schnell, dass das PUR nicht die nötigen Mittel hatte und nicht überall anwesend sein konnte, wo besiedelt wurde. Es fehlte an vielem: an Ausrüstung, Fahrzeugen oder Decken für die neuen Siedler. Ganz abgesehen davon, dass an einigen Orten die neuen Siedler vor den staatlichen Stellen da waren. Die individuelle Besiedlung gegen den staatlichen Lenkungsanspruchs war an vielen Orten die praktizierte Realität.³⁷ Auch gab es zu Beginn kein eindeutiges Verfahren, wie mit dem einstigen deutschen Besitz umgegangen werden sollte. Erst nach einigen Monaten wurde eine Verordnung erlassen, nach der jeglicher deutsche Besitz zuerst den staatlichen Stellen angezeigt werden sollte. Diese entschieden dann über die weitere Verwendung und Vergabe bzw. sanktionierten bereits vollzogene Inbesitznahmen. Es brauchte über ein Jahr, bis sich diese chaotischen Zustände gelegt hatten. Weiterhin gab es aber

35 Vgl. Rybicki, Hieronim: *Partie i stronnictwa polityczne na Pomorzu Zachodnim w latach 1945-1947*, Poznań 1967, 17-19; eine kritische Beschreibung des Besiedlungsvorganges Breslaus und Umgebung findet sich u.a. bei Thum: *fremde Stadt*, 107-169, explizit zum szaber 171-209; für Stettin und Umgebung vgl. Musekamp: *Zwischen Stettin*, 79-110; zum szaber ebd., 79-83; zum szaber auch Hofmann: *Nachkriegszeit*, 107-108.

36 Vgl. Hofmann: *Nachkriegszeit*, 76-89; Musekamp: *Zwischen Stettin*, 79-82; Thum: *fremde Stadt*, 64-67.

37 Vgl. Musekamp: *Zwischen Stettin*, 79. Ausführlich zur Rolle des PUR vgl. Banasiak: *Działalność*; Łach: *Osadnictwo*. Jedoch mangelt es den beiden zuletzt genannten Untersuchungen an vielen Stellen einer kritischen Betrachtung ihrer Untersuchungsgegenstände: Die Besiedlung und die Tätigkeit der staatlichen Ämter werden bei beiden Autoren als eine Erfolgsgeschichte geschrieben.

eine Vielzahl an Behörden, die teilweise kurzlebig, teilweise in ihrer realen Wirkmächtigkeit beschränkt, sich gegenseitig die Verfügungsrechte streitig machten.³⁸

Die Verwaltungsbehörden in den Westgebieten unterschieden sich in ihrem Umgang mit den vorläufig dagebliebenen Deutschen. So wurden Deutsche zum Beispiel in Stettin bis Anfang der 1950er als Arbeitskräfte geduldet und gegen Maßnahmen der zentralen Behörden in Schutz genommen.³⁹ Demgegenüber brachte die Verwaltung in Lubomierz den Deutschen nur den allernotwendigsten Respekt entgegen und versuchte ansonsten, ihre Arbeitskraft maximal auszubeuten.⁴⁰

4 Verwaltung und Gesellschaft in den Westgebieten nach der „wilden Besiedlung“

Wann die sogenannte „wilde Besiedlung“ endete, ist schwer zu sagen. Denn es geht ja nicht nur um die Frage nach quasi-objektiven Zuständen, sondern auch nach der subjektiven Dimension der Menschen vor Ort. Wie erfuhren sie selbst ihr dortiges Leben?

Der größte Besiedlungsstrom endete 1947/1948.⁴¹ So wurde auch die Tätigkeit der Behörde PUR seit 1948 allmählich eingestellt bzw. ein Teil ihrer Kompetenzen in abgeschwächter Form in andere Behörden überführt. Im Jahr 1951 erfolgte dann die endgültige Auflösung des PUR.⁴² Danach ging die Besiedlung merklich zurück, ohne aber vollkommen zu versiegen. Auch nachdem eine Besiedlung im engeren Sinne endete, hörte die Binnenmigration in Polen nicht auf. Im Gegenteil hielt bis in die 1970er Jahre in ganz Polen die Binnenmigration an.⁴³ Die Westgebiete spielten hier aber eine besondere Rolle. Denn zum einen waren sie der Teil Polens, in dem die Bevölkerungsentwicklung am dynamischsten war. Zum anderen zogen sie immer wieder Menschen an, die vor allem in die schlesischen Städte und Ballungszentren zogen, um dort in der sich entfaltenden Schwerindustrie zu arbeiten. Gleichzeitig wiesen die Westgebiete neben einer sehr dynamischen Bevölkerungsentwicklung aber auch eine vergleichsweise hohe Abwanderung auf. Bei aller individuellen Unterschiedlichkeit der Motive blieb doch ein gemeinsamer Nenner: die im Vergleich zu den übrigen Gebieten tendenziell schlechteren wirtschaftlichen oder sozialen Verhältnisse.⁴⁴ Berücksichtigt man die differenzierte Zusammensetzung der Bevölkerung in den Westgebieten, kamen die Rückwanderer jedoch nicht zu gleichen Teilen aus allen sozialen Gruppen. Vorwiegend zogen Menschen weg, die ihre familiären Wurzeln in den übrigen polnischen Gebieten hatten.⁴⁵ Diesen nämlich bot sich durch familiäre Netzwerke eher eine Möglichkeit, woanders in Polen ihr Glück zu suchen. Auch die so genannten

38 Vgl. Banasiak: *Działalność*, 90-91; Łach: *Osadnictwo*, 156-172. Neben dem Umgang mit dem einstigen deutschen Privateigentum kam es zwischen dem in den Westgebieten stationierten sowjetischen Militär und der polnischen Verwaltung im Zusammenhang mit der Nutzung und den Besitzrechten ehemaliger deutscher Industriekomplexe zu Auseinandersetzungen. Vgl. das Beispiel Stettin Kozłowski: *Pierwsze dziesięć lat*, 23-37.

39 Vgl. Musekamp: *Zwischen Stettin*, 58-59.

40 Vgl. Mach, Zdzisław: *Niechciane miasta. Migracja i tożsamość społeczna*, Kraków 1998, 94-95; Niedźwiedzki, Dariusz: *Odzyskiwanie miasta. Władza i tożsamość społeczna*, Kraków 2000, 164-165.

41 Vgl. Łach: *Osadnictwo*, 133-155; Szarota, Tomasz: *Osadnictwo miejskie na Dolnym Śląsku w latach 1945-1948*, Wrocław 1969, 8-9.

42 Vgl. Banasiak: *Działalność*, 63; Łach: *Osadnictwo*, 131-132.

43 Vgl. Kociszewski, Jerzy: *Proces integracji gospodarczej ziem zachodnich i północnych z Polską*, Wrocław 1999, 124-155; Kosiński, Leszek: *Migracje ludności w Polsce w latach 1950-1960*, Warszawa 1968 (*Prace geograficzne*, 72).

44 Diese Aussage ist an dieser Stelle streng genommen zu pauschal. Es gab Regionen bzw. Wirtschaftsbereiche in den Westgebieten, die von der wirtschaftspolitischen Ausrichtung der polnischen Regierung profitierten. So gehörte das Oppelner Oberschlesien zu den Nutznießern dieser sich auf die Schwerindustrie stützenden Politik. Vgl. Kociszewski: *Procesy*, 219-260; aus historischer Perspektive vgl. Skobelski: *Ziemie Zachodnie*, 33-44, 82-86.

45 Vgl. Kociszewski: *Proces*, 136-153; Kosiński: *Migracje*.

Autochthonen waren eine soziale Gruppe, die überproportional aus den Westgebieten wegzog. Solche Personen nutzten zumeist die ihnen gegebene Möglichkeit, um in die BRD überzusiedeln.⁴⁶ Alles in allem hingen die tendenziell schwierigeren wirtschaftlichen und sozialen Bedingungen in den Westgebieten mit einer falschen und unzureichenden Förderung der dortigen Strukturen zusammen. Auch nach 1956, als mit der Rückkehr Gomułkas wieder andere politische Imperative galten, veränderte sich faktisch der Zustand der Westgebiete nur unwesentlich. Vieles hing von spezifisch lokalen Bedingungen ab.⁴⁷

Geht man von einer staatlichen Verwaltungsperspektive aus, so kann wohl am ehesten das Datum des 29. Mai 1946 als Ende der sogenannten „wilden Besiedlung“ bezeichnet werden, denn an diesem Tag wurde die besondere Verwaltungsgliederung der Westgebiete aufgehoben. Und im Zuge dieses Gesetzes wurde in den Westgebieten analog zum Rest des Landes eine Verwaltungsgliederung mit Woiwodschaften, Landkreisen (powiat) und Gemeinden (gmina) geschaffen. Diesen Verwaltungseinheiten wurde entsprechend ihrer Verwaltungsebene ein Wojewode oder Starost bzw. Stadtpräsident oder Wójt bzw. Bürgermeister vorgesetzt. Auf jeder der jeweiligen horizontalen Verwaltungsebene wurden parallel Nationalräte (rady narodowe) geschaffen. Die Einführung der Nationalräte orientierte sich am sowjetischen Verwaltungsmodell. Mit dieser Verwaltungsstruktur existierte bis 1950 in gewissem Sinne eine Zwitterbildung des Verwaltungssystems. Zum einen wurde mit den Instanzen des Woiwoden, Starosten und Wójts die traditionelle polnische Verwaltungsstruktur inkorporiert. Zum anderen hatte man mit den Nationalräten eine neue Verwaltungsordnung sowjetischen Typs in seine Verwaltungsstruktur aufgenommen.⁴⁸

Die Nationalräte waren bis 1950 legislative Körperschaften auf allen Verwaltungsebenen. Diese untergliederten sich in ein mehr oder weniger gewählten Nationalrat mit einer Anzahl von mehreren bis zu über hundert Delegierten. Diese Delegierten bestimmten nun wiederum ein mehrköpfiges Präsidium für die Verwaltungsarbeit zu dem Zweck, dass sich der Nationalrat selbst den gesetzgebenden Aufgaben zuwenden kann. Darüber hinaus hingen an jedem Nationalrat eine Vielzahl an fachspezifischen Abteilungen (wydziały), die die Aufgabe hatten, die Arbeit des Nationalrats inhaltlich vorzubereiten.⁴⁹ In der Verwaltungspraxis jedoch verschoben sich entgegen der intendierten Konstruktion die Entscheidungsgewichte zu Gunsten der Präsidien und zu Ungunsten der Nationalratskammern. Die Präsidien erließen in der politischen Praxis zunehmend eigene Gesetze, obwohl sie diese Kompetenz eigentlich nur in Ausnahmefällen wahrnehmen sollten. Gleichzeitig griffen sie stärker in die steuernde und regulierende Verwaltungsarbeit der Fachabteilungen ein, als nach der Verfassungsnorm vorgesehen war.⁵⁰ Diese Entwicklung kann damit erklärt werden, dass in die Präsidien keine Deputierten durch eine freie Wahl im Nationalrat entsendet wurden, sondern die Zusammensetzung der Präsidien vor allem auf politische Entscheidungen und Abhängigkeiten jenseits demokratischer Verfahren beruhte.

Mit der nächsten Verwaltungsreform von 1950 wurden die alten Überbleibsel der polnischen Verwaltungstradition abgeschafft und die Nationalräte traten nun vollständig an die Stelle der Woiwoden und Starosten. In den Nationalräten bündelte sich hiermit sowohl legislative als auch exekutive Funktion.⁵¹ Das war nur konsequent in einem sozialistischen Staat, nach dessen staatstheoretischer

46 Vgl. Madajczyk, Piotr: Niemcy polscy 1944-1989, Warszawa 2001.

47 Vgl. Skobelski: Ziemie Zachodnie.

48 Vgl. Thum: fremde Stadt, 62.

49 Vgl. Lammich, Siegfried: Regierung und Verwaltung in Polen, Köln 1975 (Dokumente zum Ostrecht, 8), 110-120. Ganz grundsätzlich zum System der Nationalräte vgl. Bocheński, Tadeusz/Gebert, Stanisław/Śluzewski, Jerzy: Rady narodowe i terenowe organy administracji państwowej, Warszawa 1977.

50 Vgl. Lammich: Regierung, 120-129.

51 Vgl. Kociszewski: Procesy, S. 41. Zur Umgestaltung der Verwaltungsstruktur vgl. kritisch auch Rybicki, Zygmunt: System rad narodowych w PRL, Warszawa 1971.

Auffassung Gewaltenteilung das Produkt eines bürgerlichen Rechtsstaates sei und gleichzeitig der Verschleierung der wirklichen Machtverhältnisse diene, da die politische Macht in solchen Systemen nicht bei den Bürgern, sondern bei einer politischen Gruppe läge. Um mit Carl Schmitt zu sprechen: mit der sogenannten „Identität von Regierenden und Regierten“ in Gesellschaften „sowjetischen Typs“⁵², war diese Teilung gemäß sozialistischer Staatsauffassung nicht mehr notwendig.

Mit der umfassenden Einführung der Nationalräte auf allen Verwaltungsebenen gewann die Volksrepublik Polen ihre vorerst dauerhafte administrative Gestalt, die sich erst wieder mit der nächsten Verwaltungsreform 1975 stärker verändern sollte. Dieses Datum bildet gleichzeitig das Ende des Untersuchungszeitraumes des weiter unten beschriebenen Forschungsprojektes.

Die gesellschaftlichen Lebensverhältnisse unterschieden sich in den Westgebieten von denen im restlichen Polen. Auch wenn die Westgebiete nicht homogen waren und sowohl zwischen den einzelnen Regionen als auch zwischen den städtischen Zentren und dem Land wesentliche Unterschiede bestanden, so einten sie doch mehrere Merkmale. Im Vergleich zum Rest Polens verlief die Kollektivierung der Landwirtschaften in den Westgebieten mit noch weniger Erfolg. Erreichte man zwar hier anfänglich einen viel höheren Anteil an kollektivierten bzw. genossenschaftlich organisierten Landwirtschaftsbetrieben, so war die Zahl derjenigen Personen, die aus solchen kollektivierten Betrieben austraten, und derjenigen landwirtschaftlichen Betriebe, die aufgelöst werden mussten, im Bundesdurchschnitt extrem hoch. In den Westgebieten haben sich durchschnittlich nur 2-4 % der genossenschaftlichen Landwirtschaftsbetriebe erhalten. In anderen Teilen der Volksrepublik waren es dagegen zwischen 28-50% der kollektivierten Landwirtschaften.⁵³ Dieses deutet das vollständige Verfehlen einer gelungen, integrativen Agrarpolitik in den Westgebieten an. Viele der Menschen, die aus der Landwirtschaft austraten, zogen in einer der vielen westlichen Städte, die in dieser Folge ein unheimliches demographisches Wachstum erlebten.⁵⁴

Gemessen am Sachkapital und an den Sachvermögenswerten wurden die Westgebiete in der Fläche nie ausreichend wirtschaftlich gefördert. Die Förderung lag während des Sechsjahresplans vor allem auf der Schwerindustrie und auch danach verschoben sich die Prioritäten nur geringfügig. Viele industrielle Bereiche und in diesem Zusammenhang Fabrik- sowie Industrieanlagen blieben ungenutzt oder unzureichend ausgenutzt. Die fehlenden oder geringen wirtschaftlichen Förderimpulse ließen die Westgebiete über Jahrzehnte stagnieren und manche Regionen, vor allem die ländlichen, ins Hintertreffen geraten.⁵⁵

Der Wiederaufbau der Städte in den Westgebieten war oftmals nur eine formale Deklaration der polnischen Regierung. Ein tatsächlicher politischer Akt resultierte in der Regel nicht daraus. Und wenn doch, reduzierte sich dieser auf den Wiederaufbau urbaner Zentren in den exponiertesten Städten. Die Priorität im städtischen Wiederaufbau lag auf Warschau, so dass die Städte wie Breslau bis in die späten 1950er den Eindruck von verwahrlosten urbanen Räumen machten, die sich unmittelbar nach dem Krieg befanden.⁵⁶

52 Rittersporn: Öffentliche Räume, 8.

53 Vgl. Szczegółą, Hieronym: Ziemia Zachodnie i Północne w polityce PZPR w latach 1949-1956, in: Osękowski, Czesław (Hg.): Ziemia zachodnie i północne Polski w okresie stalinowskim, Zielona Góra 1999, 19-24, 20-23. Vgl. für die Situation in Schlesien Hofmann: Nachkriegszeit, 157-186.

54 Vgl. Szczegółą: Ziemia Zachodnie, 22-23. Allgemein zur Besiedlung und Entwicklung der Städte und städtischen Zentren in den Westgebieten vgl. Szarota: Osadnictwo. Für eine sozioökonomische Betrachtung vgl. Kociszewski: Proces, 124-155.

55 Vgl. Skobelski: Ziemia Zachodnie, 33-44, 82-86, 127-135, 159-168.

56 Vgl. Thum: fremde Stadt, 171-210, 211-224, 434-493. Thum differenziert aber diese Sicht. Auch die zentralpolnischen Woiwodschaften litten unter der Priorität, welche dem Wiederaufbau Warschaws eingeräumt wurde. Tatsächlich profitierten gerade Städte wie Breslau und Danzig sogar noch eher von Wiederaufbauprogrammen als zentralpolnische Städte. Jeglicher städtischer Wiederaufbau in Polen krankte aber an einer nicht konsequenten Durchführung von Bauprogrammen. Der wichtigste Grund war der Mangel an wirtschaftlichen und materiellen Mitteln. Städtischer Wiederaufbau verschlang unheimlich viele finanzielle Mittel, die die polnischen Regierungen oftmals einfach nicht hatten. Es fehlten an zu vielen Stellen in der Gesellschaft an den notdürftigen

Die Wiederaufbauanstrengungen hingen von politischen sowie von ökonomischen Konjunkturen ab. Typisch für die Westgebiete war ein politischer Streit um die Art des städtischen Wiederaufbaus, der sich an dem deutschen Kulturerbe manifestierte. Traten die einen für ein architektonisches *tabula rasa* ein, so waren andere für die getreue Rekonstruktion oder für eine partielle Rekonstruktion unter historisch-ideologischen Erwägungen. In mehreren Zeitzeugenberichten von Restauratoren finden sich Belege für diese über Jahrzehnte auftretenden und die Stadtarchitektur bestimmenden Konflikte zwischen Verwaltung, öffentlichen Trägern und Experten.⁵⁷

Mit der städtischen Architektur ist aber auch das große Themenfeld des kulturellen Erbes im Allgemeinen angesprochen, das die Westgebiete von dem übrigen Polen unterschied. Das betraf vor allem die materielle Kultur, weil diese sichtbar war und daher ein besonders Ärgernis für die staatlichen Stellen war. Aber auch von Teilen der nicht-staatlichen Öffentlichkeit hörte man wiederholt Klagen über eine unzureichende Tilgung der deutschen Spuren. Zwar wurden schon 1945 vielfache und umfassende Anordnungen gegeben, alle deutschen Sprachüberreste zu entfernen, doch finden sich bis in die 1950er Belege für eine nicht konsequente Umsetzung. Sei es, weil gerade in den Anfangsjahren andere Probleme virulenter waren, sei es, weil nicht alle Bürger die politische Absicht teilten.⁵⁸

5 Die Notwendigkeit und Relevanz eines Forschungsprogramm zur Verwaltungspraxis und zum Verwaltungsdiskurs

Das geplante Forschungsprojekt untersucht im Anschluss daran, welchen Anteil die lokale Verwaltung bei der Umsetzung staatlicher Politikziele auf dem Gebiet der polnischen Westgebiete hatte. In welchem Spannungsfeld zwischen Staat, institutionellen Arrangements sowie deren Praktiken und individuellen Lebenswelten agierte die lokale Verwaltung? Welchen Einfluss hatten verschiedene Dispositive und die staatlichen Vorgaben auf die lokale Verwaltung beim Verwalten der Westgebiete? Adaptierte, verweigerte oder modifizierte das in der Verwaltung tätige Personal die Vorgaben des politischen Zentrums?

Im Fokus der Untersuchung steht die lokale Verwaltung auf der Ebene der Kreis- und Stadtverwaltung sowie Gemeindeverwaltung, da zu oft durch das Prisma des politischen Zentrums geschaut wird, ohne die Realitäten vor Ort zu berücksichtigen. Das Forschungsprojekt nimmt es sich zur Aufgabe, das Verwaltungspersonal, die Verwaltungspraxis und die Verwaltungssprache zu untersuchen. Die Frage nach dem Personal hat die Rekonstruktion professioneller Beamtenidentitäten zum Ziel: Wer waren die Verwaltungsangestellten in Polen nach dem Zweiten Weltkrieg? Welchen sozialen Zusammenhängen entstammten sie? Welche politische Zugehörigkeit hatten sie? Welchen Bildungsweg absolvierten sie? Welche Karrierewege hatten sie? Eine kollektivbiographische Untersuchung soll Antworten auf die Fragen liefern.

Die Verwaltungspraxis fragt in Anlehnung an die Studien zur „Herrschaft als soziale Praxis“ von Alf Lüdtke nach den „Erzeugungsprinzipien von Regelmäßigkeit“ (Bourdieu).⁵⁹ D.h. die Epistemologien,

Materialien, als dass jederzeit architektonische Großprojekte geplant hätten werden können. Aber es waren auch das Fehlen einer städtisch-architektonischen Gesamtkonzeption, die miteinander rivalisierenden ästhetischen Vorstellungen im Architekturdiskurs und die Verwaltungsschwierigkeiten, die zusammen den städtischen Wiederaufbau massiv hinauszögerten und ihn verschiedenen Trends unterwarfen. Das Resultat sind heute vielerorts Städte voller architektonischer Brüche. Vgl. Thum: *fremde Stadt*, 211-224, 243-244.

57 Vgl. Muszyński, Jan: *Z doświadczeń w służbie konserwatorskiej*, in: Mazur, Zbigniew (Hgg.): *Wokół niemieckiego dziedzictwa kulturowego na Ziemiach Zachodnich i Północnych*, Poznań 1997, 231-256. Dieser Sammelband und dieser Aufsatz sind mittlerweile auch auf Deutsch erschienen. Vgl. Mazur, Zbigniew (Hgg.): *Das deutsche Kulturerbe in den polnischen West- und Nordgebieten*, Wiesbaden 2003 (Studien der Forschungsstelle Ostmitteleuropa an der Universität Dortmund, 34).

58 Vgl. Musekamp: *Zwischen Stettin*, 136-143; Niedźwiedzki: *Odzyskiwanie*, 164-165; Thum: *fremde Stadt*, 368-379.

59 Wegweisend für einen solchen außerordentlich lohnenswerten Forschungsansatz bleibt die Studie von Alf Lüdtke zur staat-

die Verwaltungs(un)tätigkeit möglich machen, geraten in den Blick: Die Grundfrage ist diejenige nach den Bedingungen menschlichen Handelns innerhalb sozialer und institutioneller Konfigurationen. Unter welchen Bedingungen handelten die Beamten in der polnischen Verwaltung und welche Handlungsmuster produzierten sie? Unter welchen Bedingungen handelte das Verwaltungspersonal anders oder unterließ das Handeln? Welchen eigenen Logiken und Regeln, oder um in der Begrifflichkeit von Alf Lüdtke zu bleiben, welchem „Eigen-Sinn“ folgten die Beamten in ihrer Tätigkeit und Denken?

Die Verwaltungssprache ist die Frage nach den Mentalitäten und Ordnungsvorstellungen. Die Tätigkeit der Beamten ist kein von der Sprache entkoppelter Vorgang. Vielmehr stehen Tätigkeit und Sprache in einem komplexen Verhältnis zueinander insofern, als dass Sprache handlungsanleitendes Wissen von Subjekten ausdrückt, d.h., abstrakte, nicht-sprachliche Ordnungsvorstellungen werden in materielle Objektivitäten umgesetzt. Tätigkeiten verändern wiederum den Wissenshaushalt oder stabilisieren ihn. Über die Sprache kann also in Bruchstücken nachvollzogen werden, wie sich Menschen ihre soziale Umwelt geistig und mental aneignen und diese Aneignung weitergeben. Sprache ist nicht nur das Medium, durch welches sich Ordnungsauffassungen repräsentieren, Sprache konstruiert, stabilisiert und verändert soziale Realitäten. Anhand sprachlicher Muster ist es möglich, spezifische Ordnungsauffassungen von Akteuren zu rekonstruieren.⁶⁰

Die Relevanz solch eines Forschungsvorhabens resultiert aus der Fragestellung, die die Autoren Rittersporn, Behrends und Rolf im Zusammenhang mit „Gesellschaften sowjetischen Typs“ ganz grundsätzlich aufgeworfen haben: „Wo können wir also solche Orte, Räume und Sphären ausfindig machen, in denen politische Kommunikation in Gesellschaften sowjetischen Typs stattfand, in denen die Menschen mit ihren Mitbürgern, aber auch mit den partei-staatlichen Autoritäten interagierten? Wie kann es die historische Forschung vermeiden, das Bild einer Gesellschaft zu zeichnen, die vollständig vom allmächtigen sowjetischen Leviathan dominiert und durchdrungen war?“⁶¹

Und weiter schreiben sie: „Die Herausforderung, Sphären von Öffentlichkeit in staatssozialistischen Gesellschaften zu entdecken, geht nicht darin auf, die sich verbreiternden Risse im offiziellen (Selbst-)Bild der Regime zu suchen. Es geht vielmehr zunächst darum, die Bedingungen zu beschreiben, die die Regime für gesellschaftlichen Austausch, politische Kommunikation und Interaktion zwischen Individuen oder sozialen Gruppen setzten. Es erscheint dabei sehr wahrscheinlich, daß der Partei-Staat in fast jeder Sphäre ein gewichtiger Akteur war. Schließlich blieb selbst für diejenigen, die versuchten in unabhängigen Organisationen eine autonome Sphäre zu konstituieren, das Regime zentraler Referenzpunkt.“⁶²

Bei der Zusammenführung dieser Fragestellung mit dem hiesigen Forschungsgegenstand sollen die spezifischen Bedingungen untersucht werden, unter denen in den Westgebieten politische Kommunikation, gesellschaftlicher Austausch und Interaktion stattfand. Die lokale Verwaltung ist gemäß der Auffassung der oben genannten Autoren und ihrer Studie ein wichtiger Akteur in den vielen möglichen „Sphären von Öffentlichkeit“, in denen gesellschaftlicher Austausch, politische Kommunikation und Interaktion zwischen Individuen und sozialen Gruppen stattfand.

Die Westgebiete als eine Großregion bieten hierfür eine ideale Ausgangslage. Denn sie unterschieden sich signifikant vom Rest Polens und gleichzeitig unterschieden sie sich untereinander. Die Westgebiete sind aber auch deshalb so geeignet für solch eine Fragestellung, weil sich in Polen gerade hier und nur hier neue lokale Gesellschaften bildeten. Janicki bezeichnet diese neuen sozialen Ge-

lichen Gewaltsamkeit in Preußen. Vgl. Lüdtke, Alf: „Gemeinwohl“, Polizei und „Festungspraxis“. Staatliche Gewaltsamkeit und innere Verwaltung in Preußen 1815-1850, Göttingen 1982 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, 73).

60 Vgl. Landwehr, Achim: Geschichte des Sagbaren. Einführung in die historische Diskursanalyse, Berlin 2001 (Historische Einführungen, 8), 9-14.

61 Rittersporn: Öffentliche Räume, 8.

62 Ebd., 9.

bilde als „Postmigrationsgesellschaften“⁶³, in denen die traditionelle Sozialstruktur zerstört war und traditionelle Autoritäten ihre Funktion der sozialen Kontrolle verloren, was sie wiederum theoretisch zumindest für eine stärkere Beeinflussung und Indoktrination mit neuen Vorstellungen zugänglicher machte. Das Medium des staatlichen Zugriffs auf die Bevölkerung war die lokale Verwaltung, die mit ihr in einen kommunikativen und handelnden Zusammenhang trat.

Im Hintergrund stecken mehrere Annahmen und empirische Befunde zur Rolle und zum Zusammenhang von Verwaltung und Staatlichkeit in modernen Nationalstaaten. Die basale Annahme ist, dass Verwaltung nicht einfach nur politische Initiativen mechanisch umsetzt, sondern dass sie den Charakter dieser verändert. Dabei greifen verschiedene Mechanismen. Zum einen handelt Verwaltung stets nach eigenen institutionellen und kollektiven Verhaltenslogiken. Zum anderen lassen sich Menschen in ihrem Handeln nicht nur von ihren professionellen Identitäten, sondern auch von ihren anderen, alltäglichen Rollenverhältnissen leiten. Auch reagiert Verwaltung auf eine vorgefundene Realität mit ihren spezifischen Diskursen und sozialen Praxen. Die verwalteten Menschen sind keine willfähige Masse, sondern bestehen aus mehrfach gebrochenen Identitäten und leben in verschiedenen Kommunikations- und Interessenszusammenhängen.⁶⁴

Empirische Forschungsergebnisse zur Verwaltung bestätigen, dass auch in zentralistischen und monozentrischen politischen Systemen Verwaltung nicht aufhört, eigensinnig zu handeln. Zentralismus ist keine Garantie für Umsetzung von politischen Vorgaben in Reinform.⁶⁵

6 Fazit

Der Verwaltungsapparat Polens nach dem Zweiten Weltkrieg wuchs im Vergleich zur Zweiten Republik um ein Vielfaches. Die Verwaltung wurde zwar strukturell neu geordnet, aber in der Gesellschaft wurde das kommunistische Regime nie vollkommen anerkannt. Gerade in den Westgebieten hatte die PSL bis zu ihrer Illegalisierung eine große politische Mehrheit. Die Anschlussfrage ist: wohin gingen die systemkritischen, systemresistenten Personen? Von welchen gesellschaftlichen Stellen wirkten diese fortan? Gab es unter den Beamten Verhaltensmuster der Widersetzlichkeit oder entzogen sie sich den Anweisungen? Unter welchen Bedingungen verlief die Interaktion zwischen Bürgern und Staat?

In einem modernen Nationalstaat müssen politische Initiativen und Gesetze über Institutionen der Verwaltung in die Gesellschaft hinein getragen werden, das bezeichnet die Begrifflichkeit von dem „Staat in Aktion“⁶⁶. Die Verwaltung ist aber kein reiner Transmissionsriemen, sondern gestaltet Wirklichkeit in einem komplexen Verhältnis von Epistemologien des Alltags, strukturellen Abhängigkeiten und Identitätsentwürfen. Im Anschluss daran interessiert das Wechselspiel zwischen staatli-

63 Janicki, Tadeusz: Die Bodenreform in den „wiedergewonnen Gebieten“ und in Großpolen (1945-1949). Vergleichende Überlegungen zur Loyalität der polnischen Landbevölkerung, in: Zimmermann, Volker/Haslinger, Peter/Nigrin, Tomas (Hgg.): Loyalitäten im Staatssozialismus. DDR, Tschechoslowakei, Polen, Marburg 2010 (Tagungen zur Ostmitteleuropa-Forschung, 28), 94-111, 106-107.

64 Vgl. Pates, Rebecca/Schmidt, Daniel: Die Verwaltung der Prostitution. Eine vergleichende Studie am Beispiel deutscher, polnischer und tschechischer Kommunen, Bielefeld 2009 (Gender Studies), zusammenfassend hier 7-10, 213-214. Bereits aufmerksame zeitgenössische Beobachter und Gesellschaftsanalytiker der Volksrepublik Polen erkannten die Neigung von Bürokratie, nach eigenen, dem politischen Zentrum sich widersetzen Logiken zu funktionieren. So kritisierte der marxistische Ökonom und langjährige Regimesympathisant Władysław Bieńkowski in seiner Schrift „Socjologia klęski. Dramat Gomułkowskiego czternastolecia“ die Wirtschaftspolitik Gomułkas, die in der Verwaltung und in der Gesellschaft eine „Dynamik der Versteinigung“ (dynamika petryfikacyjna) hervorgerufen habe. Folge seien strukturelle Spannungen und Selbstblockaden, die die von der Regierung vorgegebenen zentralen Wirtschaftsplanungen unterliefen. Maria Hirsowicz griff Bieńkowskis Analyse der „Versteinigung“ auf, wechselte aber den Blick, indem sie gerade im Abweichen von Planungszielen und in den vom politischen Regime durchgeführten notwendigen Anpassungen einen herrschaftssichernden Faktor sah. Vgl. Hirsowicz, Maria: Komunistyczny Lewiatan, Paris 1973.

65 Vgl. Pates: Die Verwaltung, 13-20.

66 Pates: Die Verwaltung, 213.

chen Akteuren und lokaler Bevölkerung in „Gesellschaften sowjetischen Typs“, da vermutlich weder dieser Bereich komplett vom Staat beherrscht wurde noch vollkommen frei von ihm war, so dass die feinen Spielräume, aber auch die Bedingungen des Handelns für die beteiligten Akteure ermittelt werden sollen.

Literatur:

- Ellwein, Thomas: Der Staat als Zufall und als Notwendigkeit. Die jüngere Verwaltungsentwicklung in Deutschland am Beispiel Ostwestfalen-Lippe. Band 1. Die öffentliche Verwaltung in der Monarchie 1815-1918, Opladen 1993.
- Gruchmann, Bohdan (Hgg.): Die polnischen Westgebiete, Poznań 1960.
- Haas, Stefan: Die Kultur der Verwaltung. Die Umsetzung der preußischen Reformen 1800-1848, Frankfurt am Main, New York 2005.
- Hofmann, Andreas R.: Die Nachkriegszeit in Schlesien. Gesellschafts- und Bevölkerungspolitik in den polnischen Siedlungsgebieten 1945-1948, Köln 2000 (Beiträge zur Geschichte Osteuropas, 30).
- Kaluza, Andrzej: Der polnische Parteistaat und seine politischen Gegner 1944-1956, Frankfurt am Main 1998 (Ius Commune, 110).
- Kamiński, Łukasz: Polacy wobec nowej rzeczywistości 1944-1948. Forma pozainstytucjonalnego, żywiołowego oporu społecznego, Toruń 2000.
- Kersten, Krystyna: Narodziny systemu władzy. Polska 1943-1948, Poznań 1990.
- Kociszewski, Jerzy: Proces integracji gospodarczej ziem zachodnich i północnych z Polską, Wrocław 1999.
- Kosiński, Leszek: Migracje ludności w Polsce w latach 1950-1960. Warszawa 1968 (Prace geograficzne, 72).
- Krzoska, Markus: Für ein Polen an Oder und Ostsee. Zygmunt Wojciechowski (1900-1955), Osnabrück 2003 (Einzelveröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts Warschau, 8).
- Kwilecki, Andrzej (Hgg.): Polska myśl zachodnia w Poznaniu i Wielkopolsce. Jej rozwój i realizacja w wiekach XIX i XX, Warszawa 1980.
- Lüdtke, Alf: Einleitung. Herrschaft als soziale Praxis, in: Lüdtke, Alf (Hgg.): Herrschaft als soziale Praxis. Historische und sozial-anthropologische Studien, Göttingen 1991 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, 91), 9-63.
- Łach, Stanisław: Osadnictwo wiejskie na ziemiach zachodnich i północnych Polski w latach 1945-1950, Słupsk 1983.
- Musekamp, Jan: Zwischen Stettin und Szczecin. Metamorphosen einer Stadt 1945 bis 2005, Wiesbaden 2010 (Veröffentlichungen des Deutschen Polen-Instituts Darmstadt, 27).
- Pates, Rebecca/Schmidt, Daniel: Die Verwaltung der Prostitution. Eine vergleichende Studie am Beispiel deutscher, polnischer und tschechischer Kommunen, Bielefeld 2009 (Gender Studies).
- von Puttkamer, Joachim: Sozialistische Staatlichkeit. Eine historische Annäherung, in: Osterkamp, Jana/von Puttkamer, Joachim (Hgg.): Sozialistische Staatlichkeit, München 2012 (Bad Wiesseer Tagungen des Collegium Carolinum, 32), 1-18.
- Rittersporn, Gábor/Behrends, Jan C./Rolf, Malte: Öffentliche Räume und Öffentlichkeit in Gesellschaften sowjetischen Typs, in: Rittersporn, Gábor/Behrends, Jan C./Rolf, Malte (Hgg.): Sphären von Öffentlichkeit in Gesellschaften sowjetischen Typs. Zwischen parteistaatlicher Selbstinszenierung und kirchlichen Gegenwelten, Frankfurt am Main 2003, 7-21.
- Rittersporn, Gábor/Behrends, Jan C./Rolf, Malte (Hgg.): Sphären von Öffentlichkeit in Gesellschaften sowjetischen Typs. Zwischen parteistaatlicher Selbstinszenierung und kirchlichen Gegenwelten, Frankfurt am Main 2003.
- Siebel-Achenbach, Sebastian: Lower Silesia from Nazi-Germany to Communist Poland 1942-1949,

New York 1994.

Strauchold, Grzegorz: *Myśl zachodnia i jej realizacja w Polsce Ludowej w latach 1945-1957*, Toruń 2003.

Szarota, Tomasz (Hgg.): *Komunizm. Ideologia, system, ludzie*, Warszawa 2001.

Thum, Gregor: *Die fremde Stadt. Breslau 1945*, Berlin 2003.

Zaremba, Marcin: *Komunizm jako system mobilizacyjny. Casus Polski*, in: Szarota, Tomasz (Hgg.): *Komunizm. Ideologie, system, ludzie*, Warszawa 2001, 110-126.

Zaremba, Marcin: *Im nationalen Gewande. Strategien kommunistischer Herrschaftslegitimation in Polen 1944-1980*, Osnabrück 2011 (*Klio in Polen*, 14).

Die Gesellschaft der Kinderfreunde (Towarzystwo Przyjaciół Dzieci) als Organisator der Laienschule 1945-1956

Joanna Wiesler (Regensburg)

1 Die Rolle der TPD-Schulen im Bildungssystem der Volksrepublik Polen

„Der Gesellschaft der Kinderfreunde wurde Leid zugefügt. Der Name der Organisation ist nur ein Emblem geworden.“¹ „Die Zusammenarbeit mit ZMP (Związek Młodzieży Polskiej; Bund der polnischen Jugend) hatte nur einen politischen Charakter, dem „von oben“ zugestimmt wurde – das war „ein Futter mit Slogans“.² Diese scharfe Kritik am Funktionieren der Schulen der Gesellschaft der Kinderfreunde (kurz TPD) nach dem Polnischen Oktober im Jahre 1956 kam in erster Linie von den Aktivisten der TPD selbst. Einer der Gründer und Vorsitzenden der Gesellschaft in den Jahren 1957-1969, Stanisław Tułodziecki, sprach in der Presse offen über eine völlige Unterstellung der TPD-Schulen unter dem Staat, besonders nach dem Jahre 1953, seit dem „die pädagogische Tätigkeit der TPD in den Schulen dem Bildungsministerium wurde und gleichzeitig ihre Fürsorgefunktion aufgelöst wurde.“³

Die ersten Laienschulen entstanden direkt nach dem Krieg als private Schulen der Arbeitergesellschaft der Kinderfreunde (Robotnicze Towarzystwo Przyjaciół Dzieci; kurz, RTPD) und befanden sich vor allem in den Arbeiterzentren. Bis zum Ende des Jahres 1948 kann nur eine langsame Entwicklung der RTPD-Schulen festgestellt werden. Im Jahre 1946 funktionierten zehn und im September 1948 31 Schulen.⁴ Das änderte sich mit dem Inkrafttreten der Anordnung in der Angelegenheit der Klassifizierung und Regulierung des Gehaltes der Lehrer der RTPD-Schulen⁵ am 1. Januar 1949. Damit wurde die Finanzierung von RTPD-Schulen auf den Staat übertragen. Bereits im Jahre 1951 betrug die Anzahl der TPD-Schulen über 350⁶ und zwei Jahre später schon 501⁷ Einheiten.

Die RTPD- und später TPD-Schulen hatten in den Augen des Staates das Ziel, „eine Pionierfunktion zu erfüllen – dem polnischen Bildungswesen den Weg zum Sozialismus zu ebnen“, deswegen auch „soll man die (TPD-) Schulen umsorgen und den Zusammenhang mit dem politischen Leben Polens anstreben.“⁸ Um das zu erreichen, wurde eine enge Zusammenarbeit der Schulen mit den Elternkomitees, den Vertretern des Staates auf der untersten Ebene (Grundorganisation der Partei; polnisch: Podstawowa Organizacja Partyjna; kurz POP) und der ZMP vorgesehen. Die TPD-Schulen sollten

1 Głos znad Odry 18 (1957), 1.

2 Staatsarchiv in Oppeln (weiter: AP in Oppeln), Band: Towarzystwo Przyjaciół Dzieci. Zarząd Okręgu w Opolu [1949] 1950-1970, Signatur: 29 - Die Protokolle der Sammlungen der Bezirksverwaltung 1954-1956.

3 Życie Warszawy 13 (1956), 4.

4 Betriebsarchiv der Gesellschaft der Kinderfreunde in Warschau, Band: Die Organisationen bis zum Jahre 1953.

5 Wiadomości Urzędowe. RTPD Zarząd Główny RTPD 1 (1949), 2-3.

6 Im Mai 1949 wurde die Gesellschaft der Kinderfreunde nach dem Zusammenschluss des Robotnicze Towarzystwo Przyjaciół Dzieci (Arbeitergesellschaft der Kinderfreunde - RTPD) und Chłopskie Towarzystwo Przyjaciół Dzieci (Bauerngesellschaft der Kinderfreunde - ChTPD) gegründet. Bis zum Jahre 1956 war die Arbeit der Gesellschaft wegen der Zentralisierung des Fürsorgesystems im Rahmen der Aufgaben des Bildungs- bzw. Gesundheitsministeriums begrenzt und konzentrierte sich auf die Leitung der Laienschulen, die in diesem Jahr vom Staat übernommen wurden. Der „Polnische Oktober“ bedeutete die Rückkehr zur gesellschaftlichen Idee der Kinderhilfe und eine „Reaktivierung“ der „Gesellschaft“, die bis zum Ende der Volksrepublik Polen einen wichtigen Teil im Fürsorgesystem darstellte.

7 Tułodziecki, Stanisław: Dwadzieścia lat społecznej działalności Towarzystwa Przyjaciół Dzieci 1944-1964, Warszawa 1965, 29.

8 Betriebsarchiv der Gesellschaft der Kinderfreunde in Warschau, Band: RTPD- und TPD-Schulen 1945-1956.

jedoch vor allem Laienschulen werden.
Im Stadium der Festigung der Macht der Kommunisten (1944-1948) gehörte zu ihren vorrangigen Aufgaben, die Gesellschaft für sich zu gewinnen (die zu 90% katholisch war).⁹ Deswegen konnte auch keine Rede von einem offenen Kampf gegen die Kirche sein. Bei der Initiierung des Schulwesens berief man sich auf die Vorkriegsgesetze und setzte sich für die religiöse Erziehung der Kinder und Jugendlichen ein, was natürlich keine wirkliche Toleranz bedeutete.¹⁰ In dieser Situation kam den Regierenden die Schaffung der neuen RTPD-Schulen und dann TPD-Schulen, die „Aberglaube und Feudalismus aus dem Bewusstsein der Schüler löschen und sie im Geiste des konsequenten Materialismus erziehen sollten“, zupass.¹¹ Nach dem Statut unterschieden sich die TPD-Schulen von anderen nur durch ihren weltlichen Charakter und wurden, wie die anderen auch, von den zuständigen Schulämtern kontrolliert. TPD organisierte bis zum Jahre 1956 (praktisch bis Herbst 1952)¹² die allgemeinbildenden Schulen auf der Grund- und Mittelstufe als auch die pädagogischen Lyzeen (nur bis zum Jahre 1951, danach wurden sie vom Bildungsministerium übernommen).

Pädagogische Lyzeen

Bezirk	1950		1951	
	Anzahl der Schulen	Anzahl der Schüler	Anzahl der Schulen	Anzahl der Schüler
Białystok	2	833	2	882
Bydgoszcz	2	618	4	1.196
Gdańsk	2	459	6	1.380
Katowice	3	893	4	1.290
Kielce	1	461	1	415
Koszalin	-	-	3	719
Kraków	2	781	4	1.533
Lublin	3	1.343	3	1.055
Łódź	2	735	5	1.989

9 Szuba, Ludwik: Polityka oświatowa państwa polskiego w latach 1944-1956, Lublin 2002, 225.

10 In der Praxis erwiesen sich die Beteuerungen als Augenwischerei. Die Kommunisten versuchten mit verschiedenen Maßnahmen, die Teilnahme der Schüler am Religionsunterricht zu verhindern. Vgl. Bober, Sabina: Walka o dusze dzieci i młodzieży w pierwszym dwudziestolecu Polski Ludowej, Lublin 2011, 316-326. Das Rundschreiben vom 13. September 1945 ermöglichte den Verzicht auf den Religionsuterricht des Kindes, wenn die Eltern das wollten. Rundschreiben des Bildungsministeriums vom 13. September über den Religionsunterricht in den Schulen, in: Baske, Siegfried (Hg.): Bildungspolitik in der Volksrepublik Polen 1944-1986. Quellensammlung mit einleitender Darstellung und Kommentaren, Bd. 1, Berlin 1987, 134-135. In den nächsten Jahren kam es trotz der zwischen Kirche und Staat geschlossenen Vereinbarung im Jahre 1950 zur Verschärfung der antikirchlichen Politik. Seit der Verordnung des Bildungsministers vom 8. Dezember 1956 über den Religionsunterricht in den Schulen war Religion Wahlfach. Siehe: Baske (Hg.): Bildungspolitik in der Volksrepublik Polen, 303-304. Letztendlich wurde der Religionsunterricht 1961 endgültig aus der Schule verbannt. Vgl. Spyra, Waldemar: Religiöse Bildung und Erziehung im Spannungsfeld von Pastoral, Politik und Patriotismus. Religionsunterricht und Katechese im „Oppelner Schlesien“ seit 1945, Stuttgart 2000, 160-161.

11 Betriebsarchiv der Gesellschaft der Kinderfreunde in Warschau, Band: RTPD- und TPD-Schulen 1945-1956.

12 Am 31. Oktober 1952 fiel die Entscheidung über die Auflösung der Gesellschaft, was mit der Politik der Zentralisation des Fürsorgesystems zusammenhing. Vgl. Tracewski, Bohdan: Przyjaciele Dzieci. 75 lat służby Towarzystwa Przyjaciół Dzieci, Warszawa 1997, 32-33.

Bezirk	1950		1951	
	Anzahl der Schulen	Anzahl der Schüler	Anzahl der Schulen	Anzahl der Schüler
Olsztyn	3	600	4	886
Opole	-	-	2	500
Poznań	2	619	4	1.393
Rzeszów	1	380	6	2.057
Szczecin	3	518	3	717
Warszawa	1	318	1	200
Wrocław	2	331	6	1.640
Zielona Góra	1	185	2	346
Łódź-Stadt	1	323	2	462
Warszawa-Stadt	1	322	3	714
Zusammen	32	9.719	65	19.374

Quelle: Bericht über die Tätigkeit der TPD im Jahre 1951. In: Betriebsarchiv der Gesellschaft der Kinderfreunde in Warschau, Band: RTPD- und TPD-Schulen 1945-1956.

Allgemeinbildende Schule im Schuljahr 1954/55

Bezirk	Grundstufe		„7+4“ Schule		Oberstufe		Zusammen	
	Anzahl der Schulen	Anzahl der Schüler	Anzahl der Schulen	Anzahl der Schüler	Anzahl der Schulen	Anzahl der Schüler	Anzahl der Schulen	Anzahl der Schüler
Białystok	8	3.029	3	2.195	-	-	11	5.244
Bydgoszcz	22	9.605	3	1.565	-	-	25	11.170
Gdańsk	29	14.303	10	5.325	3	1.035	42	20.663
Katowice	23	8.955	18	11.826	-	-	41	20.781
Kielce	9	3.566	7	4.292	1	340	17	8.198
Koszalin	9	4.092	5	2.546	-	-	14	6.638
Kraków	39	19.813	1	444	9	4.073	49	24.330
Lublin	19	7.737	3	1.699	1	319	23	9.755
Łódź	17	7.131	7	3.941	-	-	24	11.072
Olsztyn	6	3.351	6	2.899	-	-	12	6.250
Opole	10	3.241	2	1.229	1	600	13	5.070

Bezirk	Grundstufe		„7+4“ Schule		Oberstufe		Zusammen	
	Anzahl der Schulen	Anzahl der Schüler	Anzahl der Schulen	Anzahl der Schüler	Anzahl der Schulen	Anzahl der Schüler	Anzahl der Schulen	Anzahl der Schüler
Poznań	27	13.930	3	1.611	6	2.479	36	18.020
Rzeszów	22	8.136	5	3.751	4	1.858	31	13.745
Szczecin	11	7.026	3	1.625	-	-	14	8.651
Warszawa	23	10.329	5	3.039	2	633	30	14.001
Wrocław	35	16.031	15	8.620	-	-	50	24.631
Zielona Góra	6	2.490	3	1.662	-	-	9	4.152
Łódź-Stadt	26	17.282	17	12.826	1	386	44	30.494
Warszawa-Stadt	26	14.124	19	14.872	1	277	46	29.273
Zusammen	367	174.171	135	85.967	29	12.000	531	272.138

Quelle: Statistik der TPD-Schulen 1954/55. In: Betriebsarchiv der Gesellschaft der Kinderfreunde in Warschau, Band: RTPD- und TPD-Schulen 1945-1956.

Das Funktionieren der TPD-Schulen in der Zeit der ideologischen Offensive bildet einen wichtigen Ansatzpunkt für die Forscher des Erziehungs- und Schulsystems in der Volksrepublik Polen. In den neuesten Studien wurden vor allem die Aspekte der Teilnahme der TPD-Schulen am Aufbau der sozialistischen Gesellschaft¹³ und an der Kirchenpolitik des Staates¹⁴ analysiert. Aus diesen und eigenen Untersuchungen lassen sich folgende Thesen aufstellen:

- die TPD-Schulen erfüllten die politischen Richtlinien;
- es gab nur wenige Parteiangehörige unter den Lehrern;
- mangels anderer Schulen waren die Eltern in manchen Orten gezwungen, die Kinder auf die TPD-Schulen zu schicken;
- es gab Fälle, bei denen bereits funktionierende Schulen in TPD-Schulen umgewandelt wurden;
- das Funktionieren der TPD-Schulen veränderte das Verhältnis der Gesellschaft gegenüber der Kirche nicht;
- die TPD-Schulen haben die vom Staat vorgesehene „Pionierfunktion“ nicht erfüllt.

Im Vordergrund meines Beitrags stehen die Fragen nach der Teilnahme der TPD an der Organisation und am Funktionieren der TPD-Schulen. Mit welchen staatlichen Institutionen musste die Gesellschaft in diesem Bereich zusammenarbeiten und wer überwachte die Durchführung der politischen Richtlinien in den TPD-Schulen? Welche Initiativen konnte die TPD durchsetzen? Auf welcher Ebene hatte die Gesellschaft direkte Verbindung zu den Schülern und ihren Eltern?

¹³ Bober: Walka o dusze dzieci i młodzieży; Szuba: Polityka oświatowa państwa polskiego.

¹⁴ Spyra: Religijne Bildung und Erziehung im Spannungsfeld von Pastoral; Kowalczyk, Krzysztof: Rola szkół Towarzystwa Przyjaciół Dzieci w walce z religią i Kościołem katolickim, in: Kawacki, Arkadiusz / Kowalczyk, Krzysztof / Kubaj, Krzysztof (Hgg.): Społeczeństwo-Państwo-Kościół (1945-2000). Materiały z ogólnopolskiej konferencji naukowej, Szczecin 2000, 15-16, VI.

2 Die Gesellschaft der Kinderfreunde und ihre Teilnahme an Aufbau und Leitung der Laienschulen

Der Ursprung der TPD liegt in der Zwischenkriegszeit und wurde von den Aktivisten der Polnischen Sozialistischen Partei (Polska Partia Socjalistyczna, kurz PPS) mit Tomasz Arciszewski – dem Ministerpräsidenten (1944-1947) im Exil – an der Spitze initiiert. Bis zum Zusammenschluss mit der Bäuerlichen Gesellschaft der Kinderfreunde (Chłopskie Towarzystwo Przyjaciół Dzieci; kurz ChTPD) im Mai 1949 organisierte die nach dem Ersten Weltkrieg gegründete RTPD¹⁵ vor allem die Krippen und Horte in den Fabriken und Kinderheimen sowie die medizinische Betreuung der Kinder.¹⁶ Die ChTPD entstand am Ende des Jahres 1945 und konzentrierte ihre Tätigkeit auf die Leitung der sogenannten ChTPD-Zirkel auf dem Land. Die ChTPD-Zirkel boten Nothilfe für die Bauernfamilien und Betreuung während der Erntezeit.¹⁷ Diese Arbeit führte bis Ende des Jahres 1952 die TPD fort, obwohl man nicht von einer kompletten Auflösung der Organisation sprechen kann.¹⁸ Dank des Engagements der RTPD nach dem Ersten und dann auch der ChTPD nach dem Zweiten Weltkrieg für die Verbesserung der Situation der Kinder gewann die TPD großes Ansehen in der Gesellschaft. Auch im Nachkriegspolen sollten die TPD-Aktivisten vor allem dem Kindeswohl dienen und „am besten unpolitisch sein“.¹⁹

Die Gründung der ersten RTPD-Schulen wurde von den Kreiskomitees der PPS bewilligt.²⁰ Angesichts der Entstehung der Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei Ende Dezember 1948 und damit der Monopolisierung der Macht wurden die neuen Regelungen über das Handeln der TPD-Schulen verabschiedet. Laut Statut von 1950 waren für den Aufbau der neuen Schulen die Landkreisverwaltungen der TPD zuständig, die in diesem Punkt „eng mit den sozialen Einrichtungen und lokalen Schulbehörden zusammenarbeiten sollen“.²¹ Das Projekt wurde der Bezirksverwaltung vorgelegt und bedurfte der anschließenden Bewilligung durch die Hauptverwaltung in Warschau. Die nächste Etappe der Organisierung der TPD-Schulen wurde schon von Außenfaktoren dominiert.²²

Für die Realisierung des Planes zur Gründung der TPD-Schulen waren die Organisationskomitees verantwortlich. Zwar gehörten ihnen Vertreter der Landkreisverwaltungen der TPD an, aber den größeren Teil der Mitglieder bildeten die Parteiaktivisten. Eine ähnliche Besetzung hatten die Propagandasektionen der Organisationskomitees, welche die TPD-Schulen popularisieren sollten. Diese Aufgaben wurden in erster Linie durch ZMP und POP erfüllt.²³ Auch bei der Personalbeschaffung an

15 Die Arbeitergesellschaft der Kinderfreunde arbeitete seit dem Jahre 1919, zuerst als Abteilung für die Kindererziehung bei der PPS und dann seit dem Jahre 1926 als eigenständige Organisation. Vgl. Betriebsarchiv der Gesellschaft der Kinderfreunde in Warschau, Band: Die Tätigkeit der TPD bis zum Jahre 1956.

16 Pokora, Wojciech: O działalności RTPD w latach 1944-1949, in: 60 lat działalności Towarzystwa Przyjaciół Dzieci (1919-1979). Praca zbiorowa, Warszawa 1979, 34-43.

17 Kaczyński, Teodor: Zarys działalności Chłopskiego Towarzystwa Przyjaciół Dzieci (1945-1949), in: 60 lat działalności Towarzystwa Przyjaciół Dzieci, 47-52.

18 Dank der Entschlossenheit der Aktivisten der Gesellschaft wurde die Arbeit trotz deutlicher Beschränkungen weitergeführt. Vgl. Tracewski: Przyjaciele Dzieci. 75 lat służby, 31-32.

19 AP in Oppeln, Band: Gesellschaft der Kinderfreunde. Bezirksverwaltung in Oppeln [1949] 1950-1970, Signatur: 28 – Protokoll der Bezirksverwaltung vom 8. April 1952.

20 Betriebsarchiv der Gesellschaft der Kinderfreunde in Warschau, Band: Die Tätigkeit der TPD bis zum Jahre 1956.

21 Betriebsarchiv der Gesellschaft der Kinderfreunde in Warschau, Band: RTPD- und TPD-Schulen 1945-1956 – Grundsätze der Tätigkeit der TPD im Bereich des Schulwesens vom 1. Mai 1950.

22 Betriebsarchiv der Gesellschaft der Kinderfreunde in Warschau, Band: RTPD- und TPD-Schulen 1945-1956 – Das Handeln der TPD-Schulen im Jahre 1950.

23 AP in Oppeln, Band: Gesellschaft der Kinderfreunde. Bezirksverwaltung in Oppeln [1949] 1950-1970, Signatur: 40 – Bericht über die Arbeit der Organisationskomitee der TPD-Schulen in Oppeln vom 25. Mai 1951.

TPD-Schulen traf die letzte Entscheidung das zuständige Schulamt.²⁴

Konnten also die Landkreisverwaltungen der TPD in irgendwelchen Funktionsbereichen der Schulen eigene Initiativen durchsetzen? Nach dem Statut sollten die Landkreisverwaltungen der TPD „auf die Gesamtheit des Lebens der Schule eingehen“.²⁵ Damit wurde vor allem an die Zusammenarbeit mit den Elternkomitees und anderen staatlichen Organisationen gedacht. Die Arbeit des TPD-Aktivs mit den Elternkomitees verlief in jedem Kreis unterschiedlich. Manchmal sahen die TPD-Aktivist*innen keinen Sinn in dieser Mitarbeit, weil die Elternkomitees den Schulämtern unterstellt waren. Sonst beschränkte sich die gemeinsame Arbeit hauptsächlich auf das Organisieren von Vorträgen für die Eltern, wobei die Themen von der Hauptverwaltung praktisch vorgegeben wurden. Ähnlich stellte sich die Situation der TPD-Horte dar. TPD-Horte gab es sowohl bei den TPD-Schulen als auch bei den staatlichen Schulen. Man kann noch die schulübergreifenden Horte und die Horte an den Bahnhöfen erwähnen. Alle vier Typen waren den zuständigen Schulleitern der TPD-Schule unterstellt.²⁶ Das Programm der TPD-Horte entsprach „der Erziehung im Sinne der Ideale der Arbeitswelt“.²⁷ In Anlehnung an die TPD-Schulen und Horte sollten die Landkreisverwaltungen der TPD Massenanstaltungen organisieren. Unerlässlich war die Teilnahme an den Vorbereitungen der Schulämter und anderen staatlichen Institutionen.²⁸ Die Arbeit der Landkreisverwaltungen der TPD beschränkte sich schließlich darauf, die Anweisungen der für die Massenanstaltungen zuständigen Abteilung der Hauptverwaltung der TPD in Warschau zu erfüllen.²⁹

Die politische Richtung der Arbeit der TPD-Schulen wurde durch die POP festgelegt, welche „die Pläne der weltlichen Erziehung bearbeitete.“³⁰ Die zur POP gehörenden Lehrer waren oft „ohne Belastung“ oder „politisch korrekt“;³¹ durch sie wurden die vereinbarten Richtlinien auf die Lehrerkollegien übertragen. Die Verwirklichung des Programms sollte von an den Schulen wirkenden ZMP-Aktiven unterstützt werden.

Im Endeffekt verblieb den Landkreisverwaltungen der TPD nur die pädagogische und fürsorgliche Aufsicht über die TPD-Schüler, die nach der Verordnung vom 31. Oktober 1952 aufgehoben wurde. Damit befand sich auch dieser Teil der Arbeit der Gesellschaft in den Händen des Bildungsministeriums (im Juli 1953 übernahm der Staat die TPD-Kindergärten). Die Verordnung entschied ebenfalls über die Liquidierung der Landkreisverwaltungen der TPD;³² was das in der Praxis für die TPD bedeutete, zeigte das Konferenzprotokoll der Vorsitzenden und Sekretäre der Landkreisverwaltung

24 Betriebsarchiv der Gesellschaft der Kinderfreunde in Warschau, Band: RTPD- und TPD-Schulen 1945-1956 – Rundschreiben Nr. 1 vom 11. November 1949.

25 Betriebsarchiv der Gesellschaft der Kinderfreunde in Warschau, Band: RTPD- und TPD-Schulen 1945-1956 – Grundsätze der Tätigkeit der TPD im Bereich des Schulwesens vom 1. Mai 1950.

26 Betriebsarchiv der Gesellschaft der Kinderfreunde in Warschau, Band: RTPD- und TPD-Schulen 1945-1956 – Horte im Jahre 1950.

27 Archiv der Neuen Akten in Warschau (weiter: AAN in Warschau), Band: Gesellschaft der Kinderfreunde. Hauptverwaltung in Warschau 1949-1953 [1947-1948], Signatur: 25 – Für die Horte zuständige Abteilung. Die Anweisungen, Hinweise und Referate betreffend die Leitung der Horte; Berichte von der Tätigkeit. Protokoll der pädagogischen Konferenz [1946, 1948, 1949].

28 Betriebsarchiv der Gesellschaft der Kinderfreunde in Warschau, Band: RTPD- und TPD-Schulen 1945-1956 – Massenanstaltungen.

29 AAN in Warschau, Band: Gesellschaft der Kinderfreunde. Hauptverwaltung in Warschau 1949-1953 [1947-1948], Signatur: 42 – Für die Massenanstaltungen zuständige Abteilung. Anweisungen, Rundschreiben, Richtlinien, Konferenzprotokoll, Texte der Vorträge [1949-1953].

30 Betriebsarchiv der Gesellschaft der Kinderfreunde in Warschau, Band: RTPD- und TPD-Schulen 1945 – Konferenzprotokoll vom 3. Februar 1952 der TPD-Schulen im Bezirk Koszalin.

31 Ebd.

32 Betriebsarchiv der Gesellschaft der Kinderfreunde in Warschau, Band: Die Organisationen bis zum Jahre 1953.

der TPD im Bezirk Oppeln vom 18. März 1954.³³

Für die Anfangszeit ist anzumerken, dass dank der Anstrengungen der TPD-Aktivisten das Handeln der Organisation im kleinen Ausmaß fortgesetzt wurde. Die Vertreter der Landkreisverwaltungen der TPD konnten jedoch nicht mehr auf die finanzielle Unterstützung des Staates zählen. Nur in extremen Situationen machten die TPD-Aktivisten Klimmzüge, um Zuwendungen von den Regierenden zu bekommen.³⁴

Die neuen Aufgaben der pädagogischen und fürsorglichen Aufsicht der Schulbehörden über den TPD-Schulen wurden ohne Besprechung mit den Landkreisverwaltungen der TPD durchgeführt und waren dadurch oft ineffektiv. Mangels Überblick konnten die Inspektoren der Schulbehörden die Probleme der Schulen nicht erkennen oder sie führten überhaupt keine Maßnahmen durch.³⁵ Angesichts des Chaos im Jahre 1953 bekamen die noch auf lokaler Ebene handelnden TPD-Aktivisten keine Aufgaben von der Hauptverwaltung in Warschau zugeteilt. Deswegen mussten sie selbst die Initiative übernehmen. Vor allem arbeiteten sie weiter mit den Eltern und organisierten verschiedene Zirkel.³⁶ Der nicht immer gute Ruf der TPD-Schulen führte dazu, dass die Gesellschaft zu diesem Zeitpunkt nur wenige Anhänger für sich gewinnen konnte. Besonders bei der Organisation der TPD-Schulen kam es zur Eskalation, viele Eltern waren nämlich nicht immer ausreichend über den Charakter der TPD-Schulen informiert.³⁷

Zusammenfassend kann man sagen, dass der Staat die von unten kommenden Initiativen der TPD wirksam blockierte und sich damit das Monopol auf die wirkliche Leitung der TPD-Schulen sicherte. Die Teilnahme an der Organisation der Laienschulen der TPD sollte den Schein wahren, dass die TPD-Schulen eine gesellschaftliche Idee waren.

33 AP in Oppeln, Band: Gesellschaft der Kinderfreunde. Bezirksverwaltung in Oppeln [1949] 1950-1970, Signatur: 24 - Konferenzprotokoll der Vorsitzender und Sekretäre der Landkreisverwaltungen der TPD im Bezirk Oppeln vom 18. März 1954.

34 Ebd.

35 Ebd.

36 Ebd.

37 Betriebsarchiv der Gesellschaft der Kinderfreunde in Warschau, Band: RTPD- und TPD-Schulen 1945-1956 - Protokoll vom Treffen der Schulleiter der TPD-Schulen im Bezirk Krakau am 3. Februar 1952.

Künstlerische Identitäten im 20. Jahrhundert

Zur Verbindung zwischen Name und Wesen: Integration und Funktion von Eigennamen in Marina Cvetaevas Lyrik

Ingeborg Jandl

1 Einleitende Worte

Eigennamen sind in Marina Cvetaevas Lyrik zahlreich: Das Spektrum beinhaltet mythologische, literarische und biblische Figuren, Dichterkollegen und andere reale Personen. Deren Namen unterscheiden sich von anderen sprachlichen Begriffen dadurch, dass sie zusätzlich zur benannten Person gleichzeitig auch auf Aspekte aus deren fiktiver oder realer Lebensgeschichte verweisen. Obgleich die assoziierten Inhalte beim Rezipienten unmittelbar hervorgerufen werden, sind sie nicht statisch, denn die abstrakte Bedeutung dient nur als Ausgangspunkt für die Konstruktion einer neuen, konkreten Situation, die sich aus der Kontextualisierung ergibt.

Cvetaeva greift besonders in den Gedichten auf Namen zurück, seltener hingegen in den Poemen, was sich damit erklären lässt, dass die dadurch ermöglichte Informationsverdichtung in der kürzeren Form eine besonders effiziente inhaltliche Anreicherung ermöglicht. Andererseits sind Namen auch in den Dramentexten häufig, wo sie durch das Figurengespräch motiviert werden.

Formal auffällig an Cvetaevas Umgang mit Namen sind deren wohlüberlegte Einpassung in die Versstruktur, Tendenzen zu einem gehäuftem Einsatz sowie die bewusste Aneignung ihrer Lautlichkeit. Alle drei Strategien laufen darauf hinaus, dass der Namensträger auf besondere Weise im Zentrum steht, was auf der Inhaltsebene die Grundlage für eine Anreicherung seines Wesens mit Attributen, Einstellungen, Verhaltensweisen und deren Bewertungen bietet. Vor dem Hintergrund von Cvetaevas Beschäftigung mit archaischen und mystischen Inhalten deutet diese Präsenz von Eigennamen auf der Strukturebene sowie das Interesse an ihren Trägern auf der Inhaltsebene auf die Annahme einer engen Beziehung zwischen Namen und dem durch sie bezeichneten Subjekt hin, wie sie in der archaischen Namensmystik vertreten wurde.

Ausgehend von einer Darstellung solcher mystischer Theorien werden im Folgenden zentrale Aspekte der Namensträger in Cvetaevas Werk in Hinblick auf die damit verbundenen Struktureigenschaften sowie deren Funktion und Bedeutung untersucht. Rhythmus und Lautstrukturen spielen dabei eine bedeutende Rolle, da sie in Cvetaevas Lyrikverständnis zentral sind und zudem die strukturelle Aneignung von Namen entscheidend mittragen.

2 Zur Namensmystik

Die Vorstellung, dass Namen ihrem Träger immanent seien, wurde seit Platon vielfach als Grundvoraussetzung für die sprachliche Identifikation des Bezeichneten aufgenommen.¹ Eine ähnliche Logik liegt den Bibeltexten zugrunde, wo allerdings mit umgekehrter Kausalität der Name als wesensbestimmend erachtet wird: Jeder Mensch habe seinen Namen a priori von Gott erhalten, wobei das Wesen seiner Existenz in dessen Bedeutung bereits festgelegt sei. (vgl. Kohelet 6,10) Dass in der Bibel jedoch auch Läuterungen und somit Wesensveränderungen vorkommen, wird konsequenterweise über einen anderen Namen erklärt, wenn es etwa heißt „Saulus, der auch Paulus heißt [...]“ (Apostelgeschichte 13,9) als der bereits aktiv Gottes Wort verkündende Bekehrte dem „Zauberer – denn so wird nämlich dieser Name übersetzt –“ (ebd. 13,8) Elymas standhält; (auch dessen Name beinhaltet das Wesen seines Trägers). Daneben stehen Gottes zahlreiche Beinamen, die jeweils seine

¹ Platon: *Kratylos*, in: Platon: *Sämtliche Werke in drei Bänden*. Hg. von Erich Loewenthal. Bd. 1. Darmstadt 2004, 543-616, 543ff.

Handlungsmotivation unterstreichen, wie z. B. der wiederholte Nachsatz „Jahwe, Gott der Heere, ist sein Name.“ (Amos 4,13; ebd. 5,27) in Amos' Prophezeiung einer Bestrafung der Völker Israels wegen ihrer sündhaften Lebensweise.

Eine Aufnahme solcher Kausalstrukturen ist bei Cvetaeva, schon wenn man von ihren Interessen ausgeht, gut möglich: Assoziationen mit biblischen Inhalten sind in ihrem Werk häufig, wobei diese nicht unbedingt die Religiosität der Autorin zum Ausdruck bringen, sondern in erster Linie als archetypisches Anschauungsmaterial dienen und oft untrennbar mit profanen Inhalten verwoben sind. Zweitens beschäftigte sich die Autorin mit antikem Gedankengut² und integrierte dieses in unterschiedlicher Form in ihr Werk.³ Dazu kommt nicht zuletzt ihr Umfeld: Auseinandersetzungen mit Konzepten der Namensmystik bildeten im beginnenden 20. Jahrhundert in ganz Europa eine Gegenströmung zur konventionalisierten Saussure'schen Vorstellung von der Arbitrarität des Zeichens. Gerade in Russland wurden diesbezüglich zwei spezielle Formen dominant: Einerseits – mit religiösem Hintergrund – die Namensverehrung⁴ und zweitens die ‚Namensmagie‘ der futuristischen Sprachexperimente.⁵ Wie in den folgenden Kapiteln gezeigt werden soll, verwendet Cvetaeva Namen nicht nur als Mittel der Identifikation, sondern zur intensiven Vergegenwärtigung des Wesens und der Identität von Personen, was auf einen Zusammenhang mit diesen Ansätzen schließen lässt.

3 Namensträger bei Cvetaeva

Chronologisch betrachtet, verweisen schon Cvetaevas früheste Gedichte über Namen auf mythologische, literarische und biblische Figuren, in welchen die Autorin häufig auf Texte Bezug nimmt, die sie und ihre Schwester in der Kindheit von ihrer Mutter vorgelesen bekamen, wie z. B. der Gedichtstitel *Kak my čitali ‚Lichtenstein‘ (Als wir ‚Lichtenstein‘ lasen)* (vgl. I/1, 42)⁶ erkennen lässt. In den unterschiedlichen Schaffensperioden kommt es zu thematischen Schwerpunkten, die sich direkt auf die Namensverwendung in den Gedichten niederschlagen. Darunter fallen etwa eine erneute intensive Beschäftigung mit Mythen um 1923, Zyklen einer intensiven Bezugnahme auf andere Dichter oder der quantitative Rückgang von Namensverweisen in ihren letzten Lebensjahren, der unmittelbar mit dem inneren Rückzug der Autorin korreliert, da auf diese Weise die Instanz des „Du“ in den Hintergrund tritt.

3.1 Marina

Vor allem in den frühen Schaffensperioden taucht immer wieder Cvetaevas Vorname Marina auf. Dieser wird zum Ausgangspunkt einer Situations- und Identitätsanalyse. Im Vergleich zum unmittelbaren Gefühlsausdruck eines lyrischen Ich eröffnet der Name einen von außen kommenden Blick-

2 In einem Brief an A.V. Bakhrach (1923) schreibt sie z. B.: „Nikogo ne mogu čitat‘, krome Grekov.“ (VI/2, 261). „Ich kann niemanden lesen, außer den Griechen.“ (Übers. I.J.)

3 Platons Seelenlehre ist für Cvetaevas Vorstellung von Tod und Anamnesis zentral, was sich weiterführend auf ihr Dichterkonzept und andere Themenbereiche auswirkt. Vgl. dazu: Jandl, Ingeborg: Von der Unzeitlichkeit des Poeten. Marina Cvetaeva und der Freitod des Dichters, in: Blamberger, Günther/Goth, Sebastian/Thewes, Christine (Hgg.): Ökonomie des Opfers. Literatur im Zeichen des Selbstmords, München 2013 [im Druck]. Zudem zeichnet sich im Bereich der Metrik deutlich Cvetaevas Vorliebe für die antike Versform der Logaöde ab. In beiderlei Hinsicht ist auch die besondere Präsenz antiker Theorien und Formimitationen im Silbernen Zeitalter durch die Symbolisten als maßgeblich zu betrachten, da sie zahlreiche indirekte Anknüpfungspunkte bietet. Vgl. Gasparov, M.L.: Očerki istorii russkogo sticha. Metrika. Ritmika. Rifma. Strofika, Moskva 2000, 227.

4 Ausführlich dazu: Hagemeister, Michael: Imjaslavie – imjadejstvie. Namensmystik und Namensmagie in Russland (1900-1930), in: Petzer, Tatjana u. a. (Hgg.): Namen. Benennung – Verehrung – Wirkung. Positionen der europäischen Moderne, Berlin 2009, 77-98.

5 Vgl. Petzer, Tatjana: Einleitung, in: Petzer, Tatjana u. a. (Hgg.): Namen. Benennung – Verehrung – Wirkung. Positionen der europäischen Moderne. Berlin 2009, 7-16, 14.

6 Alle Primärzitate aus Texten Marina Cvetaevas entstammen der Gesamtausgabe von 1997, die ich im Folgenden durch Angabe von Bandnummer und Seitenzahl im Text zitiere.

winkel auf die eigene Identität, was eine gewisse Distanz sowie die Situationsbeschreibung anhand äußerer Umstände erlaubt. In einem Gedicht von 1919 wird eine Beziehungssituation zwischen Marina und einer nicht benannten zweiten Person wie folgt dargestellt: „Maska – muzyka... A tret'e / Čto ljubimoe? – Ne skažet. / [...] / Tol'ko znaju, tol'ko znaju, / Čto kak muzyka i maska, / Kak Moskva – majak – magnit – // Kak metel' – i kak mazurka / Načinaetsja na M. // – More ili mandarin?“⁷ (I/2, 174) In diesem Rätsel mit so offensichtlicher Lösung zeigt sich, wie in vielen anderen Gedichten, die Verweisfunktion von lautähnlichen Begriffen auf Name und Identität.

Bezugnahmen auf den Namen Marina können, wie Gudrun Goes und Steffi Protassow betonen, auch sehr unterschwelliger Art sein, z. B. ausschließlich über eine erhöhte Präsenz seiner Lautbestandteile oder versteckt in andere Konzepte integriert wie in ‚rozmarinovj‘. Dieselben Autorinnen weisen auch darauf hin, dass ‚Marina‘ nicht mit einer absoluten Identität der Autorin gleichzusetzen ist, sondern vielmehr als ‚Spiegel‘ verstanden werden muss, der unterschiedliche Wesenskonzepte wiedergibt.⁸ Um diese unterschiedlichen Perspektiven auf Identität und Name zu illustrieren, bietet sich ein Vergleich an zwischen der selbstbewussten Stilisierung zur schaumgeborenen Aphrodite in „Mne delo – izmena, mne imja – Marina, / Ja – brennaja pena morskaja.“ (I/2, 220)⁹ und einer Identität, die sich nur versteckt in den Klammern am Strophenende des betroffenen Gedichts äußert: „(No tol'ko umoljaju: po privyčke / – Marina – ne skaži!)“ (ebd. 248)¹⁰.

3.2 Dichterkollegen

Typisch für Cvetaeva sind ihre Widmungsgedichte, die meist als sehr direkter Ausdruck von bewundernder Zuneigung konzipiert sind. Der Name des Angesprochenen wird dabei häufig zum zentralen Anknüpfungspunkt, wie z. B. in der Formulierung „Ja poljubila Vas, / Anna Achmatova.“ (I/1, 235)¹¹ deutlich wird. Auf ähnliche Formen wird in Kapitel 5.3 genauer eingegangen.

Auffällig ist, dass Cvetaeva besonders heftig auf die Tode von Dichterkollegen reagiert, was mit ihrem Verständnis von Tod als Überwindung der physischen Grenzen und damit jeder seelischen Distanz einhergeht. Ein besonders eindrückliches Beispiel dafür ist das Rilke gewidmete Poem *Novogodnee (Neujahrsbrief)* (1927), in welchem die Dichterin dem Verstorbenen zum neuen Jahr und zugleich zu seiner neuen Existenz gratuliert: „S novym mestom, Rajner, svetom, Rajner! / S doka- zuemosti mysom krajnim – / S novym okom, Rajner, sluchom Rajner.“ (III/1, 135)¹² Ab der Mitte wird die Hinwendung durch die zunehmend häufigere Einbindung des Namens in die direkte Anrede intensiver. Der Ton solcher Bezugnahmen ist stark adressatengebunden: Während die Dichterin in Novogodnee die intime Bindung zu Rilke wieder aufleben lässt, orientiert sie sich im Gedichtszyklus anlässlich Majakovskijs Freitodes an dessen ideologischem Schreiben. In einem der Gedichte lässt sie ihn mit dem schon früher freiwillig aus dem Leben geschiedenen Sergej Esenin zusammentreffen: „– Zdorovo, Sereža! / – Zdorovo, Volodja!“ (II, 277)¹³

Auch gegenüber früheren Dichtergenerationen pflegt Cvetaeva einen sehr engagierten, persönlichen Einsatz, was im Puškin-Zyklus deutlich wird, wo sie ihre Verehrung für den Poeten mit einer

7 „Maske – Musik... Doch das Dritte / Das er/sie liebt – Nennt er/sie nicht. / [...] / Ich weiß nur, ich weiß nur, / Dass es, wie Musik und Maske, / Wie Moskau – Leuchtturm – Magnet – // Wie Schneesturm – und wie Mazurka / Mit M. beginnt // – Das Meer oder eine Mandarine?“ (Übers. I.J.) Auch die Wörter für ‚Leuchtturm‘ und ‚Schneesturm‘ beginnen im Russischen mit M.

8 GOES, Gudrun/PROTASSOW, Steffi (2002): Marina Cvetaeva. Marina, in: ZELINSKY, Bodo (Hgg.): Die russische Lyrik, Köln, Weimar, Wien 2002 (Russische Literatur in Einzelinterpretationen, 1), 291-299, 294.

9 „Mein Werk ist Verrat, mein Name – Marina, / Ich bin der vergängliche Meeresschaum.“ (Übers. I.J.)

10 „(Doch ich flehe nur: aus Gewohnheit / – Marina – sag es nicht!“ (Übers. I.J.)

11 „Ich habe Sie liebgewonnen, / Anna Achmatova.“ (Übers. I.J.)

12 „[Alles Gute] am neuen Ort, Rainer, in der neuen Welt [bzw. im neuen Licht], Rainer! / Mit den neuen Augen, Rainer, mit dem [neuen] Gehör, Rainer.“ (Übers. I.J.) Die Konstruktionen sind abgeleitet von „Alles Gute im neuen Jahr“.

13 „Sei gegrüßt, Sereža! / – Sei gegrüßt, Volodja!“ (Übers. I.J.)

Anschuldigung gegen den ‚Dichtermörder‘ Zar Nikolaj I. kombiniert: „– Puškinskoj slavy / [...] / Zorče vgljadisja! / Ne zabyvaj: / Pevcoubijca / Car‘ Nikolaj / Pervyj.“ (II, 289)¹⁴

3.3 Mythologische, biblische und historische Figuren

Das umfangreichste Spektrum von Namen bilden bei Cvetaeva mythologische, biblische und historische Figuren, da diese auch inhaltlich sehr im Zentrum stehen. Auffällig ist dabei eine Tendenz zur Verknüpfung heterogener (Personen-)Konzepte sowie zur kreativen Weiterverarbeitung von Handlungsabläufen.

Die Helden aus Cvetaevas Kindheit reichen von Napoleon Bonapartes Nachkommen, dem Herzog von Reichstadt (vgl. I/1, 28), bis zu Tom Sawyer, was sich in Versen wie „Tak načalas‘ rokovaja lju-bov‘ / Imenem Napoleona.“ (I/1, 169)¹⁵ oder „Gekk Finn, Tom Sojer, Princ i Niščij!“ (I/1, 45)¹⁶ niederschlägt. Diese und andere Figuren werden sehr lebendig geschildert und u. a. als Metaphern für das wirkliche Leben eingesetzt, so dass es in dem Cvetaevas Schwester gewidmeten Zyklus *Ase (Für Asja)* (1913) heißt: „My iz Vil‘jama Šekspira / Dva sticha.“ (I/1, 183)¹⁷

Besonders im Bereich der Mythologie entwickelt Cvetaeva eine Vorliebe für Figurenpaare wie Ariadna und Tezej, Fedra und Ippolit, Orfej und Evridika oder Ofelija und Gamlet. Die Charaktere entwickeln und konkretisieren sich erst durch ihren Gegenpart, wobei in verschiedenen Gedichten häufig unterschiedliche Positionen erprobt werden. In Hinblick auf religiöse Konzepte ist grundsätzlich interessant, dass über die griechischen Gottheiten ein fließender Übergang zur Mythologie besteht. So erweist sich z. B. die literarische Verarbeitung des heiligen Georg als ungewöhnlich, da er nicht nur Sieger, sondern auch ‚Von sich selbst Besiegter‘ ist. (vgl. II, 496) Der fließende Übergang vom Helden zu seinem Pferd, dem eine eigentümlich aktive Rolle zufällt, während der Held selbst sich passiv verhält, wird im Parallelismus „Slav‘te – Georgija! / [...] / Slav‘te – konja ego!“ (ebd. 38)¹⁸ auf den Punkt gebracht.

Ein etwas anderer Stellenwert kommt der Anrede Gottes zu, formal häufig als *Gospod‘* („Herr“) oder auch *Christos i Bog* („Christus und Gott“) (wie im berühmten frühen Gedicht *Molitva (Gebet)* von 1909) realisiert, da sich daraus sehr eindringliche, wenn auch nicht unbedingt an den christlichen Glauben gebundene Gebete ergeben. Diese Hinwendungen sind über die Schaffensperioden auch am wenigsten von Veränderungen betroffen; sie treten schon zu Beginn auf und reichen bis in die späten Gedichte.

3.4 Namensträger und ihre Bedeutung im Überblick

Betrachtet man die heterogene Aneinanderreihung aus Namen, Figuren und ihren Bedeutungen in Cvetaevas Lyrik im Überblick, so fällt auf, dass diese, erstens, nicht als statisch angelegt sind und dass sie, zweitens, trotz ihrer uneinheitlichen ursprünglichen Kontexte, auf einer einheitlichen Ebene, d. h. als synthetisches Ganzes behandelt werden.

Der abstrakte Name mit den an ihn gebundenen Inhalten dient als Ausgangspunkt einer weiterführenden Reflexion, die als Versuch einer Annäherung an das dem Namensträger zugrunde liegende Wesen beschrieben werden kann. Dieser Prozess funktioniert u. a. über die Erprobung unterschiedlicher Perspektiven durch das lyrische Ich, aus dessen Wahrnehmung sich subjektive, doch konkrete Darstellungen ergeben. Gefühle haben dabei das Primat über die Handlungen, sodass z. B. König Sauls Empfinden von Unterlegenheit gegenüber David sowie die Sorge um den Fortbestand seines Volkes als Motivation seiner Mordabsichten einbezogen wird. Wie offen die auf diese Weise erschlos-

14 „– Puškins Ruhm / [...] / Betrachte genauer! / Vergiss nicht: / Den Dichtermörder / Zar Nikolaj / Den Ersten.“ (Übers. I.J.)

15 „So begann die fatale Liebe / Mit dem Namen Napoleon.“ (Übers. I.J.)

16 „Huckleberry Finn, Tom Sawyer, Prinz und Bettler!“ (Übers. I.J.)

17 „Wir sind aus William Shakespeare / Zwei Verse.“ (Übers. I.J.)

18 „Rühmt Georg! / [...] / Rühmt sein Pferd!“ (Übers. I.J.)

senen Blickwinkel angelegt sind, zeigt z. B. die Entwicklung der Helena-Figur, die in den frühen Gedichten als strahlende Heldin und Identifikationsfigur auftritt, später dagegen als oberflächliche Schönheit, die sich nicht für das Wohlergehen anderer interessiert und daher an Achtung verliert.¹⁹ Ergänzend kommt es zur Vermischung heterogener Geschichten, in der Fedra-Tragödie etwa zur Verschmelzung der obsessiven Leidenschaft mit der Leidensgeschichte Christi, indem Fedra in Ippolits Traum dessen Stigmata trägt und ihr Freitod im letzten Akt zur ‚Auferstehung‘ ihrer Seele umgedeutet wird. (vgl. III/2, 304; 341) Zusätzlich wird immer wieder die Genesis-Passage von Adam und Eva am Baum der Erkenntnis eingeflochten und mit der an Fedras Liebesgeständnis gebundenen Erkenntnis verknüpft. Ähnliche stoffliche Vermischungen kommen in der Ariadna-Tragödie ebenfalls vor, sowohl mit Bibelstellen als auch u. a. mit dem Euridike-Mythos; Ajzenštejn erkennt hier zudem Parallelen mit realen Personen, deren Züge in die Figuren projiziert werden.²⁰

4 Namen und Rhythmus

Eine Verbindung zwischen einem in einem Gedicht erwähnten Namen und dessen Rhythmus besteht deshalb, weil der Name als Teil des rhythmisch-lautlichen Materials in irgendeiner Form in dieses System integriert werden muss. An Cvetaevas Namensverwendung ist eine besonders durchdachte Positionierung auffällig, die im Folgenden anhand von drei zentralen Kriterien beschrieben wird. Diese Formen gehen oft fließend ineinander über, wobei die vorliegende Aufspaltung v. a. der Veranschaulichung möglicher Ausrichtungen dient.

4.1 Regelmäßige Position von Namen im Vers

Cvetaeva setzt Namen immer wieder gehäuft ein, wobei sich eine Regelmäßigkeit darin erkennen lässt, dass sie diese stets an derselben (häufig initialen) Stelle im Vers positioniert und so eine parallelistische Struktur erzeugt. Êtkind weist in der Analyse des Gedichts *Ták – tol’ko Elena...* (*Nur Helena...*) (1924) auf diesen Zusammenhang hin. Im Strophenlogaöd mit amphibrachyschem Basismetrum entfällt *Eléna* stets auf den zweiten Versfuß.²¹ Diese zweite Hebung ist auch in den Umgebungsversen die am regelmäßigsten betonte des Gedichts und wird nur einmal nicht realisiert. Damit einhergehend kommt es zu einem inhaltlichen Bruch zwischen der vierten und fünften Strophe²²: Im ersten Teil des Gedichts wird die schöne Helena in ihrer erhabenen Position gegenüber den Trojanern und dem minderen Volk präsentiert, wonach sich das lyrische Ich vorwurfsvoll gegen die Rücksichtslosigkeit wendet, mit welcher die Heldin so großes Leid ausgelöst hat. Wie dieses Beispiel zeigt, ermöglicht die systematische Wiederholung eines Namens die Fixierung einer Person als thematisches Zentrum, was eine weiterführende Analyse ihres Charakters ermöglicht, die entweder statisch oder, wie im gegebenen Fall, als argumentative Abfolge angelegt sein kann.

Zahlreiche weitere Beispiele belegen, wie produktiv und vielseitig Cvetaeva diesen Mechanismus zum Einsatz bringt. Auf dieselbe Weise wendet sich das lyrische Ich im Gedichtzyklus *Fedra* (1923) an Ippolit und beklagt die durch seine Zurückweisung verursachten inneren Schmerzen: „Ippolit! Ippolit! Bolit!“ (II, 172)²³ Der versinitiale doppelte Ausruf des Namens wird noch vier weitere Male

¹⁹ Vgl. BARYŠNIKOVA, T.E.: Ob odnom neosuščestvlennoĭ zamysle M. Cvetaevoj, in: BELJAKOVA, I.Ju. u. a. (Hgg.): „Čužbina, rodina moja!“ Ėmigrantkij period žizni i tvorčestva Mariny Cvetaevoj. XI Meždunarodnaja naučno-tematičeskaja konferencija. 9-11 oktjabrja 2003 goda, Moskva 2004, 338-342, 340ff.

²⁰ AJZENŠTEJN, E.O.: Sny Mariny Cvetaevoj, Sankt Peterburg 2003, 249.

²¹ ÊTKIND, E.G.: Strofika Cvetaevoj. Logaédičeskaja metrika i strofy, in: KEMBALL, Robin/ÊTKIND, E.G./GELLER, L.M. (Hgg.): Marina Cvetaeva. Trudy 1-go meždunarodnogo simpoziuma, Bern, Wien 1991 (Slavica Helvetica, 26), 307-331, 327f.

²² Zusätzlich ist dieser perspektivische Wechsel durch Umformulierung der parallelen Einleitung gekennzeichnet.

²³ „Hippolytos! Hippolytos! Es schmerzt!“ (Übers. I.J.) Etwa zeitgleich entstanden mehrere Gedichte, die an Personenkonstellationen und -perspektiven in Ovids Heroides erinnern; in diesem Zusammenhang drückt z. B. Ofelija analog zum zitierten Beispiel zweimal ihre verletzten Gefühle aus (vgl. II, 170f).

eingesetzt und zusätzlich durch Verse mit einem einzelnen Ausruf verstärkt, z. B. „Ippolitom opale-na!“ (ebd.)²⁴, wo die Flexionsendung keine Doppelstruktur zulässt. Besonders zahlreich finden sich ähnliche Anordnungen in den Dramen, wo mehr Textumfang zur Verfügung steht, den es zudem thematisch zu strukturieren gilt. Darunter fallen sämtliche Loblieder des ersten Akts von *Fedra* (1927), die Artemida und den religiösen Ippolit als Adressaten ins Zentrum rücken. Zudem wird das Näheverhältnis zwischen diesen Helden durch Positionierung beider Namen an derselben versinitia-len Stelle gekennzeichnet: „Poemte. Poemte / Artemidina druga gornego – / Ippolita ženoupornogo.“ (III/2, 302)²⁵ Im letzten Akt wird schließlich die posthume Einordnung von Fedras unangemessener Leidenschaft zentral: Als der König der Verleumdung seines Sohnes Glauben schenkt und folglich Fedras Unschuld annimmt, wird die Heldin ebenfalls mit Lobliedern gefeiert: „Fedry – povest', / Fedry – sovest', / Fedrin pojas, Fedrin suk.“ (vgl. ebd. 341)²⁶ Nach der Aufdeckung der tatsächlichen Ereignisse wendet sich der Diskurs, unter Beibehaltung der initialen Platzierung des Namens, Fedras Schuld zu, die Tezej zunächst anprangert, woraufhin die Amme versucht, die Heldin zu entlasten: „Fedrin grech. / Fedrin blud. / Fedra? Zrja! / Fedra – žgut: / Ruki ja.“ (ebd. 348)²⁷ Besonders ein-drucksvoll ist auch eine Passage im Versdrama *Ariadna* (1924), wo Tezej Vakchs göttliche Identität erst inmitten eines Wortgefechts erkennt: Völlig aus der Fassung gebracht, ruft er mehrmals entsetzt dessen Namen aus, der stets die erste Silbe des Verses füllt und von Vakchs wortreicher Reaktion zurückgedrängt wird, sodass dieses Missverhältnis deutlich die ungleiche Machtverteilung zwischen den Figuren widerspiegelt. (vgl. ebd. 279)

4.2 Namen als Metrum

Die zweite Kategorie knüpft direkt an die soeben beschriebene an: In einigen Fällen erhält der inhaltlich zentrale Name sogar eine gleichsam metrumskonstituierende Position, indem er genau einen Vers ausfüllt. In diesem Fall ist die Verbindung zwischen dem Namensträger und dem an ihn gebundenen Inhalt daher noch enger, weil jeder Vers die Namensrhythmik wiederholt, d. h. sich in ihre Ordnung einfügt, anstatt nur stellenweise daran anzuklingen. Ein besonders deutliches Beispiel stellt Ariadnas Gebet in der nach ihr benannten Tragödie dar: „Afrodita! / Sol' volna! / Esli vykup / Nužen – ná!“ (III/2, 264)²⁸, wo so die Hingabe der Protagonistin zur angerufenen Göttin materialisiert wird. Eine technische Schwierigkeit dieser Anordnung ergibt sich daraus, dass Eigennamen für gewöhnlich im Vergleich zu den üblichen Verslängen relativ kurz sind, was auch der zweifüßige Trochäus des zitierten Beispiels bestätigt. Zweisilbige Anordnungen wie der Trochäus „[Kormilica:] Fedra! / [Fedra:] Ved'ma! / [K:] Fedra! / [F:] Svodnja!“ (ebd. 320)²⁹ in *Fedra* sind denkbar selten. Im zitierten Beispiel kommen sie ebenfalls nur vor, als der vierfüßige Trochäus durch die schnelle Diskussion kurzfristig in vier Einzelverse zerfällt. Der Nachteil derart kurzer Metren liegt darin, dass sie weniger Klangintensität entfalten, weil die mit dem Versende einhergehende Pause dicht aufeinanderfolgende Einschnitte verursacht.

Dennoch ist Cvetaeva sich der Wirksamkeit einer Verbindung von Namensrhythmik und Metrum

24 „Von Hippolytos versengt!“ (Übers. I.J.)

25 „Lasst uns singen. Besingt / Artemidas himmlischen Freund – / Hippolytos, den Frauenverächter.“ (Übers. I.J.)

26 „Phädras Geschichte, / Phädras Gewissen, / Phädras Gürtel, Phädras Ast.“ (Übers. I.J.) Grundsätzlich verwendet Cvetaeva häufiger dreisilbige Namen als rhythmisches Strukturelement, da diese aufgrund ihres größeren Umfangs einen charakteristischeren Klang aufweisen als zweisilbige. An dieser Stelle bedeutet die Kürze aufgrund des kurzen zweisilbigen Metrums keinen Nachteil, sondern unterstreicht passend dessen Prägnanz. Darüber hinaus ist der Name Fedra lautlich salient, weil /f/ sehr selten ist, noch seltener sind nur /c/ und einige palatalisierte Phoneme. Vgl. KEMPGEN, Sebastian: Russische Sprachstatistik. Systematischer Überblick und Bibliographie, München 1995 (Vorträge und Abhandlungen zur Slavistik, 26), 26.

27 „Phädras Schuld. / Phädras Unzucht. / Phädra? Falsch! / Phädra verbrennt man: / Die Hände bin ich.“ (Übers. I.J.)

28 „Aphrodite! / Salz, Welle! / Ist Lösegeld / nötig – so nimm [mich].“ (Übers. I.J.)

29 „[Amme:] Phädra! / [Phädra:] Hexe ! / [A:] Phädra! / [Ph:] Kupplerin!“ (Übers. I.J.)

bewusst. Eine Möglichkeit, über den Namen ein Metrum von angemessener Länge zu erzeugen, besteht darin, ihn durch einen Zusatz zu ‚verlängern‘, wenn z. B. in der Fedra-Tragödie Tezej seinen Schutzgott mit „Otče Posejdon!“ (ebd. 340)³⁰ anruft, um sein Gebet im dreifüßigen Trochäus durch diesen persönlichen Ausruf zu motivieren. Namenserverweiterungen erweisen sich als offenes Gebiet, wie sich z. B. in *No tesna vdvoem... (Doch eng ist zuzweit...)* (1922) zeigt, wo der wiederholte Vers „Slušaj-slušaj, Adam“ (II, 139f)³¹ leitmotivisch den Namen des Verführten mit der ihn verführenden Stimme verbindet und ihm diese so auf eindruckliche Weise als Attribut seines Wesens einschreibt. Eine zweite Möglichkeit der ‚Silbengewinnung‘ besteht in der Verdoppelung des Namens wie in „- Magdalina! Magdalina! / Ne izdarivajsja tak!“ (II, 221)³² Seltener vergrößert Cvetaeva die Silbenanzahl im Vers durch Kombination zweier Namen wie im ersten Zyklusgedicht von Dvoe (Zwei) (1924) „Elena. Achilles.“ (ebd. 235f) In diesem werden die Protagonisten als mythologisches Idealpaar beklagt, das in den Epen nicht zusammengeführt wurde. Das Gedicht endet jedoch mit ihrer posthumen Vereinigung, die zuvor schon implizit durch wiederholte Einpassung der Namen in eine gemeinsame Verszeile vorweggenommen wurde. Es handelt sich um eines der wenigen dol’nischen Gedichte Cvetaevas, wobei sich im dreifüßig-trochäischen Grundmetrum häufig die erste Betonung auf die Initialsilbe verlagert. In den durch die Namen der Helden ausgefüllten Versen verschiebt sich dagegen die zweite Betonung nach rechts, während die erste konstant bleibt. Auf diese Weise nehmen sie eine Sonderstellung ein und es entsteht ein Kontrast zwischen den Versen, die das Idealpaar vereinen und den umliegenden, welche die mythologische Nicht-Realisiertheit dieser Verbindung ausdrücken.

4.3 Der Name als abschließende rhematische Information oder Unterschrift

Während die ersten beiden Anordnungen meist nahe am Beginn der Abschnitte ansetzen und daher thematisch zu verstehen sind, baut die dritte gerade auf ihren finalen Vers: Immer wieder enden Cvetaevas Gedichte mit einem zuvor nicht erwähnten Namen, über welchen es zur nachträglichen Kontextualisierung des Inhalts kommt, weshalb der Name eine rhematische Funktion erfüllt. In diesem Sinne endet das zweite Zyklusgedicht von *Ovrag (Schlucht)* (1923) mit „Čto pobeda tvoja – poražen’e sonmov, / Znaeš’, junyj David?“ (II, 225)³³, sodass die Vorbehalte erst abschließend auf den künftigen König David bezogen werden. Darüber hinaus wird erst durch diese Information deutlich, dass das lyrische Ich aus der Perspektive König Sauls spricht, der, beeindruckt von Davids Taten, diesen aufgrund seiner Beliebtheit beim Volk beneidet und ihm nach dem Leben trachtet.³⁴

An finaler Stelle können kürzere Personenbezeichnungen zudem isoliert auftreten, da Cvetaeva den letzten Vers ohnehin immer wieder verkürzt, um eine zentrale Botschaft prägnant auf den Punkt zu bringen. Dies zeigt z. B. das Gedicht *Krestiny (Taufest)* (1925), das mit „Molis’, čtob tebja prostil – /

30 „Vater Poseidon!“ (Übers. I.J.)

31 „Höre-höre, Adam“ (Übers. I.J.)

32 „- Magdalena! Magdalena! / Verausgabe dich nicht so!“ (Übers. I.J.) Noch umfangreicher kommt diese Form in „Marfa! Marfa! Marfa! Marfa! / Ne pekisja o zemnom!“ (II, 342) „Martha! Martha! Martha! Martha! / Sorge dich nicht um Irdisches!“ (Übers. I.J.) zur Anwendung. Der Vers mit der viermaligen Wiederholung von Marfas Namen wird strukturell bereits durch den Eingangsvers „Prošče, prošče, prošče, prošče“ (ebd.) „Einfacher, einfacher, einfacher, einfacher“ (Übers. I.J.) eingeleitet und rhythmisch wiedererkannt. Inhaltlich werden in mehreren Versen die biblischen Charaktere der Schwestern Marfa und Marija gegeneinander abgewogen, wobei das lyrische Ich Marijas Haltung unterstützt, z. B.: „Brenno Marfoj byt’, Mariej – / Večno...“ (ebd.) „Martha zu sein ist vergänglich, Maria – / Ewig...“ (Übers. I.J.) Die erste eindeutige diesbezügliche Wertung erfolgt in der durch die zitierten Marfa-Rufe eingeleiteten Aufforderung, sie solle sich nicht (nur) um irdische Dinge sorgen.

33 „Dass dein Sieg die Niederlage von Myriaden ist / Weißt du das, junger David?“ (Übers. I.J.)

34 Das Verhältnis zwischen Saul und David wird u. a. auch im Zyklus *Otrok* (1921) behandelt. Interessant sind dabei die unterschiedlichen Perspektiven, die das lyrische Ich in den verschiedenen Gedichten einnimmt und die damit verbundene Vertretung gegensätzlicher Positionen und Gefühle (vgl. II, 50ff; 142; 167). Diese Besonderheit entspricht auch Cvetaevas Verarbeitung anderer Thematiken.

Bog.“ (ebd. 251f)³⁵ endet und so die zuvor aus menschlicher Sicht behandelten Verfehlungen einem durch Gott strukturierten Metasystem unterordnet.

Besonders häufig treten final positionierte Namen in der Tragödie *Ariadna* auf, wo manche Figuren erst am Ende eines metrischen Abschnitts erkannt werden. Gleichzeitig werden die davor geschilderten Taten so rückwirkend mit dem Namen ihres Urhebers verbunden. Dies gilt u. a. im ersten Akt für den Volksaufwiegler, der indirekt veranlasst, dass der Königssohn Tezej dem feindlichen Kreta ausgeliefert wird, jedoch erst am Ende des Akts als „Vladyka Posejdon!“ (III/2, 252)³⁶ erkannt wird. Dieselbe Funktion erfüllt die Annäherung zwischen den Protagonisten im dritten Akt: „[Tezej:] V krasote tvoej bogoravnoj. / Deva, imja tvoe? [Ariadna:] Ariadna.“ (ebd. 274)³⁷ Schon vor dieser Sequenz hat Ariadna den Helden durch Schwert und Faden aus dem Labyrinth gerettet und an der vorliegenden Stelle endet ihre Rolle als aktiv Handelnde, da ihre Existenz im Folgeakt in eine göttlich-transzendente Form übergeht. Ariadnas Name wird an dieser Stelle zum ersten Mal ausgesprochen, und besiegelt damit wie eine Unterschrift ihr irdisches Wirken. Dieselbe Anordnung findet sich noch an einigen anderen Stellen des Stücks; zentral ist das Dramenende, wo Tezej mit „Uznaju tebja, Afrodita!“ (ebd. 350)³⁸ die rächende Urheberin der fatalen Ereignisse erkennt. Analog dazu endet die Tragödie *Fedra* mit zwei palindromartig verbundenen Figurennamen. Der Freispruch der Heldin wird durch das Zugeständnis eines gemeinsamen Begräbnisses mit dem Adressaten ihrer obsessiven, verwerflichen Leidenschaft besiegelt: „Pust' chot' tam obov'et – mir bednym im! – / Ip-politovu kost' – kost' Fedrina.“ (ebd. 350)³⁹

Wie Cvetaeva im Gespräch mit M.A. Kuzmin bestätigt, steht der letzte Vers ihrer Gedichte meist schon am Beginn ihres Schreibens fest, sodass alles, was davor steht, nur auf diesen hinausläuft. Dieses Schreiben „radi poslednej stroki“ (IV/1, 282)⁴⁰ bekräftigt zusätzlich den zentralen Stellenwert, der den final positionierten Namen offensichtlich zukommt.

4.4 Rhythmik und Namen im Überblick

Cvetaevas besonderer Umgang mit Namen spiegelt sich in Wiederholungsstrukturen wider, in welchen ihnen als konkreter rhythmischer Bestandteil eine feste Position im Vers zugeordnet wird; als Steigerung kommt es mitunter zur völligen Einpassung eines Namens in das verwendete Metrum, wodurch sich seine Semantik auf den ganzen isometrischen Abschnitt überträgt. Eine zusätzliche Variable ergibt sich durch den Zeitpunkt der ersten Nennung des Namens: Wenn dieser schon relativ früh bekannt ist bzw. beständig wiederholt wird, steht die Figur von vornherein als thematisches Zentrum fest. Wird er dagegen erst im Schlussvers ‚offenbart‘, entsteht eine völlig andere Wirkung, denn der Name wird selbst zum Rhema, das die Neudefinition des bekannten Materials bewirkt.

Obwohl Namensmystik im beginnenden 20. Jahrhundert in der russischen Sprachphilosophie und in den futuristischen Experimenten eine entscheidende Rolle spielte, ist der systematische strukturbildende Einsatz von Namen bei Cvetaeva einzigartig, wenngleich ähnliche Anordnungen natürlich auch bei anderen Dichtern vorkommen.⁴¹ In der antiken Tragödie, mit welcher Cvetaevas Lyrik über die Logaöde metrisch und über die Mythologie thematisch in Verbindung steht, wurden für die Inte-

35 „Bete, damit Gott dir – / Vergebe.“ (Übers. I.J.)

36 „Eure Eminenz, Poseidon!“ (Übers. I.J.)

37 „[Theseus:] Von gottesgleicher Schönheit. / Jungfrau, wie ist dein Name? [Ariadne:] Ariadne.“ (Übers. I.J.)

38 „[Theseus:] Von gottesgleicher Schönheit. / Jungfrau, wie ist dein Name? [Ariadne:] Ariadne.“ (Übers. I.J.)

39 „So möge wenigstens dort – Friede diesen Bedauernswerten! – / Hippolytos' Gebein jenes von Fedra umschlingen.“ (Übers. I.J.)

40 „um des letzten Verses willen“ (Übers. I.J.)

41 Z. B. lautet der erste und metrumbildende Vers in Valerij Brjusovs Gedicht *Žaloba Fesseja* (1917) „Ariadna! Ariadna!“ BRJUSOV, VJa.: *Sobranie sočinenij v semi tomach*. Bd. III: *Stichotvorenija 1918-1924, Poëma ‚Egipetskie Noči‘ i stichotvorenija, ne vključa-všiesja VJa. Brjusovym v sborniki 1891-1924*, Moskva 1974, 27.

gration von Eigennamen sogar verstechnische Ungenauigkeiten in Kauf genommen.⁴² Die regelmäßige Verwendung bei Cvetaeva zeigt dagegen deutlich, dass es ihr nicht darum geht, die Namen aus Gründen der Informationsvergabe in irgendeiner Form unterzubringen, sondern diese auch als an sich strukturstiftendes Element zu begreifen. Bedenkt man zudem, dass Namenswiederholungen als Redundanz im Grunde auch vermieden werden könnten, scheint außerdem die ‚magische‘ Wirkung des tatsächlich ausgesprochenen Namens eine Rolle zu spielen, die als Analogie zur in der Bibel angenommenen „Bindung des Namens an den namensoffenbarenden Moment“⁴³ angesehen werden kann.

5 Namen und Lautstruktur

Zusätzlich zu seinem konkreten Rhythmus weist jeder Name auch eine konkrete Lautlichkeit auf. Dass Cvetaeva diese mit synästhetischen Assoziationen verknüpft, geht sowohl aus ihren expliziten Äußerungen hervor als auch aus dem konkreten Umgang mit dem Lautmaterial. Die einleitende Strophe eines Gedichts über die Zarin Marina Mnišek und ihren Mann Dmitrij lautet: „Dimitrij! Marina! V mire / Soglasnee netu vašich / Edinoj volnoju vskinutych, / Edinoj volnoju smytych / Sudeb! Imen!“ (I/1, 265)⁴⁴ Das Paar wird vom lyrischen Ich aufgrund der ‚harmonischen Namenskombination‘ begrüßt, was gegen Ende verstärkt deutlich wird, als beide Figuren mit Sünde assoziiert, doch deshalb nicht minder verehrt werden. Zur Bekräftigung nimmt die letzte Strophe den Eingangsvers auf und endet damit, dass in der Erzengel-Michael-Kathedrale eine große Kerze für das Seelenheil des Paares brenne.⁴⁵

In Fällen, wo die Analyse einem einzigen Namensträger gilt, wird häufig eine lautliche Einbettung des Namens in seine Umgebung deutlich. Als grundlegende diesbezügliche Form sind Paronomasiebeziehungen zu nennen, von denen das folgende Kapitel handelt. Damit in Zusammenhang stehen auch Textabschnitte, die mit einer dem Namen entsprechenden Lautlichkeit angereichert sind; zahlreiche Beispiele liegen dafür in den Lobliedern des ersten Akts der Tragödie *Fedra* vor. (vgl. III/2, 296ff) Die Präsenz der Lautbestandteile eines Namens wird schon allein durch dessen häufige Nennung bewirkt, was z. B. am ersten Gedicht des Zyklus *Stichi k Puškinu (Verse an Puškin)* (1931) ins Auge springt: „„Puškin – toga, Puškin – schima, / Puškin – mera. Puškin – gran’...’ / Puškin, Puškin, Puškin – imja / Blagorodnoe – kak bran’ // Ploščadnuju – popugai. // – Puškin? Očen’ ispugali!“ (II, 283)⁴⁶ Das lyrische Ich kritisiert hier Versuche, diesen bedeutenden Dichter von außen zu kategorisieren. Durch die häufige Wiederholung seines Namens steht Puškin besonders stark im Zentrum, wobei im gesamten Text die unterschiedlichsten Assoziationen an seinen Namen gekoppelt werden, um sie so in der Zusammenschau als widersprüchlich zu entlarven.

5.1 Paronomasie

Der Paronomasiebeziehungen zugrunde liegende Mechanismus, dass semantisch und gegebenenfalls auch syntaktisch unverbundene Begriffe allein aufgrund ihrer ähnlichen Lautlichkeit in einen Zusammenhang gebracht werden, eignet sich im Bereich von Namen v. a. zu deren assoziativer An-

42 RUPPRECHT, Karl: Einführung in die Griechische Metrik. München 1950, 31.

43 ROSENZWEIG, Franz: ‚Der Ewige‘. Mendelssohn und der Gottesname, in: ROSENZWEIG, Franz: Gesammelte Schriften. Bd. III.: Zweistromland. Kleinere Schriften zu Glauben und Denken. Haag 1984, 801-815, 808.

44 „Dimitrij! Marina! Auf der Welt / Gibt es nichts Harmonischeres als eure / Durch eine einzige Welle herausgeworfenen, / Durch eine einzige Welle an Land gespülten / Schicksale! Namen!“ (Übers. I.J.)

45 Auf eine dazu analoge ‚Harmonie der Namen‘ stützt sich auch das bereits behandelte Gedicht über das fiktive Idealpaar von Elena und Achilles, deren Namenskombination jeweils als isolierter Vers auftritt (vgl. II, 235f).

46 „„Puškin ist Toga, Puškin ist Schima, / Puškin ist das Maß. Puškin ist die Grenze...“ / Puškin, Puškin, Puškin ist ein Name / Edel – wie Schimpfworte // auf den Plätzen – Papageien. // Puškin? Haben sie sehr erschreckt.“ (Übers. I.J.)

reicherung mit prägnanten Informationen aus heterogenen Bereichen. Ein deutliches Beispiel dafür bietet das Gedicht *Psicheja (Psyche)* (1920)⁴⁷: „Punš i polnoč'. Punš – i Puškin, / Punš – i penkovaja trubka / Pyšuščaja. Punš – i lepet / Bal'nych bašmačkov po chriplym / Polovicam. I – kak prizrak – / V polukruga arki – pticej – / Babočkoj nočnoj – Psicheja!“ (I/2, 194)⁴⁸ Obwohl die aktive Rolle Puškins Frau zufällt, geht die Darstellung von dem bereits im ersten Vers genannte Dichter aus, dessen Situation mit den Attributen *Punš, polnoč'* und *penkovaja trubka pyšuščaja* umrissenen wird. Dieses statische Bild wird durch die spät vom Ball heimkehrende Natal'ja Gončarova gestört. Trotz ihrer bezaubernden Erscheinung ist sie dem Dichter aus moralischen Gründen deutlich unterlegen, wie zum Ende hin zunehmend deutlich wird: „Punš i polnoč'. Punš i pepla / Nispaden'e na persidskij / Palevyj chalat – i plat'ja / Bal'nogo pustaja pena / V pyl'nom zerkale...“ (ebd. 195)⁴⁹ Dass eine Abwägung der Beziehungskonstellation dieses Paares im Zentrum steht, wird durch den Gleichklang der Namen Puškin und Psicheja begünstigt. Die lautlich auf sie abgestimmten Attribute und Beschreibungen, welche die Heimkehrende mit sich bringt, u. a. *lepet bal'nych bašmačkov po chriplym polovicam, prizrak, babočka nočnaja* und *bal'nogo pustaja pena*, vermischen sich aus demselben Grund mit dem zuvor genannten lautlich auf Puškin abgestimmten Begriffen. Auf diese Weise werden erstens Natal'ja Gončarova und die mit ihr assoziierten Verhaltensweisen auch als Teil seiner Wirklichkeit gekennzeichnet, zweitens erzeugt die lautliche Verbundenheit der Personenkonzepte letztendlich einen Kontrast zur Inhaltsebene, wo die Beziehung der Protagonisten so offensichtlich nicht auf einer Augenhöhe verläuft.

Auf ähnliche Weise konstruiert Cvetaeva im dritten Zyklusgedicht von *Čas duši (Stunde der Seele)* (1923) König Sauls Traum: „Est' čas Duši, kak čas Luny, / Sovy – čas, mgly – čas, t'my – / Čas... Čas Duši, – kak čas struny / Davidovoj skvoz' sny // Saulovy... [...]“ (II, 211)⁵⁰ Mit dieser vagen Einleitung wird das Bild Davids über eine seinem Namen entsprechende Lautlichkeit eingeführt und als Trauminhalt gefestigt; grundsätzliche Merkmale dieser Begriffe sind /d/ als Anlaut, /i/ als Tonvokal und eine erhöhte Sonorität. Erst am Ende der ersten Strophe wird der Traum als solcher herausgestellt und ab diesem Zeitpunkt ändert sich die Lautstruktur, sodass auch die Saul zuzuordnende Außenwelt, in welche der Traum eindringt, lautlich erschließbar wird. Daraus ergibt sich eine Opposition, da die speziell mit David assoziierte Lautlichkeit in weiterer Folge zwar deutlich in den Hintergrund tritt, allerdings dennoch immer wieder durchdringt.

Des Weiteren soll auf ein Gedicht von 1918 hingewiesen werden, in welchem Cvetaeva paronomastisch ihren eigenen Namen erschließt; die zweite Strophe lautet: „Kto brosil rozy na snegu? / Ach, èto škurka mandarina... / I krutjatsja v tvoem mozgu: / Mazurka – more – smert' – Marina...“ (I/2, 72)⁵¹ Bemerkenswert ist an diesem Gedicht, dass der Name Marina erst ganz am Ende genannt wird und auch Lautlichkeit wird erst im letzten Vers dominant. In der ersten Strophe ist dagegen ein lyrisches Du zentral, das im Begriff ist, sich vom Ich zu distanzieren: „Uedeš' v dal'nie kraja, / Ostyneš' serdcem. [...]“ (ebd.)⁵² In dieser Einleitung werden die Laute von Marina vermieden, sodass vor diesem Hintergrund erst die im Schnee zurückgebliebene Mandarinenschale sichtbar wird, über

47 Die Anmerkungen zum Gedicht weisen darauf hin, dass mit ‚Psicheja‘ Natal'ja Gončarova gemeint ist (vgl. I/2, 301).

48 „Punsch und Mitternacht. Punsch und Puškin, / Punsch und eine rauchende / Pfeife. Punsch und das Geräusch / Von Ballschühen über die knarrenden / Dielenbretter. Und – wie ein Trugbild – / Im Halbkreis des Bogens – wie ein Vogel – / Wie ein Nachtfalter – Psyche!“ (Übers. I.J.)

49 „Punsch und Mitternacht. Punsch und Asche / Fallen herab auf den / Strohgelben Morgenmantel – und das Ballkleid / ist leerer Schaum / im verstaubten Spiegel.“ (Übers. I.J.)

50 „Es gibt eine Stunde der Seele, wie eine Stunde des Mondes, / Der Eule Stunde, der Finsternis Stunde, der Dunkelheit / Stunde... Die Stunde der Seele – wie die Stunde der Saite / Davids durch die Träume // Sauls...“ (Übers. I.J.)

51 „Wer hat die Rosen in den Schnee geworfen? / Ach, das ist eine Mandarinenschale... / Und in deinem Gehirn drehen sich: / Mazurka – Meer – Tod – Marina...“ (Übers. I.J.)

52 „Wirst wegfahren in ferne Länder / Wirst bleiben mit dem Herzen...“ (Übers. I.J.)

die der Gedankenstrang über Mazurka, Meer und Tod zum Subjekt führt. Diese und andere Beispiele zeigen deutlich, dass Cvetaeva die Lautlichkeit von Namen immer wieder als identitätsstiftendes Merkmal aufgreift, um Konzepte und Eigenschaften zu verbinden, was andererseits über kontrastierende Lautstrukturen die Abgrenzung desselben nach außen hin bzw. gegenüber anderen Instanzen ermöglicht.

5.2 Zaum' und Onomatopöie

In Zusammenhang mit den Sprachexperimenten, welche die Lyrik zu Cvetaevas Zeit gerade im russischsprachigen Raum prägten, stellt sich die Frage, inwiefern die Autorin selbst von diesen beeinflusst wurde. Dies ist grundsätzlich so zu beantworten, dass immer wieder Spuren solch einer individualisierten Sprachverwendung in ihrem Werk auftreten, wenngleich diese in quantitativer Hinsicht eher einen Randaspekt bilden.

Gerade im Bereich der Namen liegt im ersten Gedicht des Il'ja Ėrenburg gewidmeten Zyklus *Sugroby* (*Schneewehen*) von 1922 ein interessantes Beispiel vor. Der insgesamt sechsmalige Ausruf *Ėr!* ist das Produkt einer Abspaltung der Initialsilbe seines Nachnamens, die das lyrische Ich zum Ausdruck seiner leidenschaftlichen Hinwendung verwendet: „- Ėr! - leopardova past'. / (Ženščiny - dve - i otvesnyj / Put' v snovidennuju strast'...) // Ėr! - neobornaja krepost'! / Ėr! - črez črevo - vpered! / Ėr! - v uplotnennuju slepost' / Nedr - osijannyj prolet! // [...] / Vašego imeni Ėr.“ (II, 101)⁵³ Obwohl <è> phonematisch nicht von <e> unterschieden wird, weist es einen sehr charakteristischen und zudem seltenen Klang auf, da es sich um das zweit seltenste Graphem (nach dem Härtezeichen <'>) handelt.⁵⁴ Durch diese Reduktion wird der Klang des Namens intensiver. In den Umgebungsversen zeichnet sich zudem stellenweise unterstützend eine Dominanz der Kombinationen /re/ und /er/ sowie beider Einzelphoneme ab.

Im ersten Zyklusgedicht von *Achmatovoj* (1916) assoziiert das lyrische Ich den Namen der Angesprochenen mit einem Stöhnen: „I my šarachaemsja i gluchoe: och! - / Stotysjačnoe - tebe prisja-gaet: Anna / Achmatova! Ėto imja - ogromnyj vzdoch, / I v glub' on padaet, kotoraja bezymjanna.“ (I/1, 303)⁵⁵ Die explizite Darlegung dieser Assoziation wird durch das onomatopoetische *och* unterstrichen; auch in anderen Gedichten des Zyklus kommen lautmalerische *achs* und *ochs* vor, obwohl Cvetaeva solche ansonsten selten verwendet. Der Nachname Achmatova wird zusätzlich durch das zwischen ihm und dem Vornamen liegende Enjambement hervorgehoben: Die damit verbundene Verzögerung bewirkt eine Spannungssteigerung, da die syntaktische Einheit als noch nicht abgeschlossen erkannt wird.⁵⁶

Namen zu erfinden liegt Cvetaeva grundsätzlich fern, was damit zusammenhängt, dass ihre Arbeit fast ausschließlich auf vorhandenen Konzepten beruht, für die sie eine eigene Interpretation anfertigt. Eine Ausnahme stellt der ‚Name‘ *Mra* im kurzen Gedicht von 1931 dar, das im Essay *Iskusstvo pri svete sovesti* (*Die Kunst im Lichte des Gewissens*) integriert vorkommt: „Temnaja sila! / Mra-re-meslo! / Skol'kich sgubilo, / Kak malych - spaslo.“ (V/2, 41)⁵⁷ Gleich im Anschluss wird die Bedeutung dieser Allegorie dargelegt: „*Mra*, kstati, beru kak ženskoe imja, ženskoe okončanie, zvučanie - smerti. Mor. *Mra*.“ (ebd.)⁵⁸ Interessanterweise bleibt es jedoch nicht bei dieser Erklärung der per-

53 „- Ėr! - Leopardenrachen. / (Frauen - zwei - und ein senkrechter / Weg in die erträumte Leidenschaft...) // Ėr! - unverteidigte Festung. / Ėr! - durch den Leib - voran! / Ėr! - in die verdichtete Blindheit / Des Inneren - erleuchteter Flug! // [...] / Ihres Namens Ėr.“ (Übers. I.J.)

54 Vgl. KEMPGEN: Russische Sprachstatistik, 20.

55 „Sowohl wir scheuen zurück als auch das dumpfe: Och! - / Das hunderttausendste schwört dich ein: Anna / Achmatova! Dieser Name ist ein gewaltiger Seufzer, / Und er fällt in eine namenlose Tiefe. (Übers. I.J.)

56 Vgl. ZUBOVA, L.V.: Jazyk poézii Mariny Cvetaevoj. Fonetika, slovoobrazovanie, frazeologija, Sankt Peterburg 1999, 26.

57 „Dunkle Kraft! / Mra-Handwerk! / Wie viele hast du zugrunde gerichtet, / Wie wenige nur gerettet.“ (Übers. I.J.)

58 „*Mra* verwende ich übrigens wie einen weiblichen Namen, wie eine weibliche Endung, den Klang des Todes. Mor. *Mra*.“ (Übers.

sönlichen Intention dieser Wortschöpfung; stattdessen verleiht Cvetaeva der Figur eine (potenzielle) Allgemeingültigkeit, indem sie hinzufügt: „Smert’ mogla by nazyvat’sja, a možet byt’ gde-nibud’, kogda-nibud’ i nazyvalas’ – Mra. Slovo-tvorčestvo, kak vsjakoe, tol’ko choždenie po sledu slucha narodnogo i prirodnogo. Choždenie po sluchu.“ (ebd.)⁵⁹ Die Suche nach den richtigen Worten in Kultur und Natur, mit den Klängen als Anhaltspunkt, bedeutet eine Verwischung der Grenze zwischen lexikalisierten Begriffen und intuitiven Bedeutungen. Gleichzeitig wird das Primat der Lautlichkeit als gültiges Entscheidungskriterium legitimiert, als welches Cvetaeva es, wie im vorhergehenden Kapitel beschrieben, auch im Bereich des bestehenden Wortschatzes betrachtet.

5.3 Erotisierung von Namen

Da Lautlichkeit für Cvetaeva eine so wichtige Komponente von Namen ausmacht, bleibt auch die Gefühls- und Beziehungsebene davon nicht unberührt. Wie Zubova feststellte, begreift die Autorin das Aussprechen von Namen sogar als erotische Handlung. Das wohl eindrücklichste diesbezügliche Beispiel liegt im Drama *Feniks (Phönix)* (1919) vor, wo Franciska durch den Klang von Kazanovas Vornamen Džakomo in Verzückung gerät: „Kak èto vkradčivo: Dža-komo... / Kak tjažkij barchat čer-nyj, – da? / Kakaja v ètom nežnost’: Dža... / Dža... točno kto-to neznakomyj / K grudi menja prižal... Dža-komo... / Kak budto kto-to vdol’ ščeki / Vse vodit, vodit, ugolki / Gub zadevaet... tak čto... taeš’...“ (III/2, 234)⁶⁰ Der Name wird einerseits über die euphorischen Metaphern und andererseits durch die häufigen Wiederholungen zum Fetisch. Diese Wirkung wird noch verstärkt, als die Sprecherin bereits nach der ersten Silbe gedankenverloren abbricht, diese wiederholt und den Namen vor Begeisterung nicht zu Ende sprechen kann, da in Erwartung der Folgesilben eine Spannung aufgebaut wird, die sich vorerst nicht entlädt. Auch der Name der Heldin ist semantisch aufgeladen, denn mit den Varianten Franciska und Frančeska werden unkommentiert zwei Konzepte gegenübergestellt: Das erste behandelt ihre physisch-sterbliche Identität, das zweite eine immateriell-ewige. Kazanova verliebt sich in das zweite Konzept, das er mit seiner präexistenten Heimat ‚Venedig‘ assoziiert und das den gemeinsamen Übergang in die Postexistenz ermöglicht.⁶¹ (vgl. III/2, 227ff; 237)

Die Erotisierung von Namen bei Cvetaeva macht auch vor realen Namensträgern nicht halt. *Anne Achmatovoj* (1915) endet mit „Ja poljubila Vas, / Anna Achmatova.“ (I/1, 235), wobei die tiefen Gefühle direkt durch das Aussprechen des Namens der Liebgewonnenen besiegelt werden. Noch dominanter ist der Effekt im bereits zitierten Gedicht von 1916, wo der Name mit einem Stöhnen gleichgesetzt wird und wo zudem die Tiefe seines Eindrucks zur Sprache kommt: „Anna / Achmatova! Èto imja ogromnyj vzdoch, / I v glub’ on padaet, kotoraja bezymjanna.“ (I/1, 303) Auf gänzlich andere Weise hingegen verherrlicht die Lyrikerin Aleksandr Bloks Namen in den Gedichten des Zyklus *Stichi k Bloku (Verse an Block)*. Nicht ein einziges Mal wird der Name tatsächlich ausgesprochen, obwohl sein Klang oft erwähnt wird und dabei als unaussprechlich zart und heilig verehrt wird. Das erste Zyklusgedicht widmet sich ausschließlich diesem Namen:

Имя твое — птица в руке,
Имя твое — льдинка на языке.
Одно-единственное движение губ.
Имя твое — пять букв.

I.J.)

59 „Der Tod könnte Mra heißen und möglicherweise hat er irgendwo irgendwann auch so geheißten. Es ist ein Kunstwort wie jedes, nur das Wandeln auf der Spur des Gehörs von Volk und Natur. Das Gehen nach dem Laut. (Übers. I.J.)

60 Vgl. ZUBOVA, L.V.: Jazyk poézii Mariny Cvetaevoj. 10f. „Wie schmeichlerisch für das Ohr: Gia-cómo... / Wie schwerer, schwarzer Brokat, – nicht wahr? / Welche Zärtlichkeit darin ist: Gia... / Gia... Als ob ein Unbekannter / Mir etwas an die Brust drückt... Gia-cómo... / Als würde jemand die Wangen entlang / Entlang, bis er die Mundwinkel / berührt... sodass man... schmilzt...“ (Übers. I.J.)

61 Ausführlich dazu: JANDL, Unzeitlichkeit.

Мячик, пойманный на лету,
Серебряный бубенец во рту.

Камень, кинутый в тихий пруд,
Всхлипнет так, как тебя зовут.
В легком щелканье ночных копыт
Громкое имя твоё гремит.
И назовет его нам в висок
Звонко щелкающий курок.

Имя твоё — ах, нельзя! —
Имя твоё — поцелуй в глаза,
В нежную стужу недвижных век.
Имя твоё — поцелуй в снег.
Ключевой, ледяной, голубой глоток...
С именем твоим — сон глубок.

15 апреля 1916 (I/1, 288)⁶²

Wie bei Kazanovas Namen wird durch die wiederholten Metaphern eine hohe Intensität aufgebaut, die hier umso größer ist, als der so sinnlich beschriebene Name nie ausgesprochen wird.⁶³ Das Nicht-Aussprechen bedeutet außerdem, dass der Name auf der immateriellen Vorstellungsebene bleibt, weshalb es zu keiner so anzüglichen Sprechhandlung kommt wie in der Kazanova-Sequenz. Die Verehrung für Bloks Namen geschieht demnach auf einer geistig-religiösen und daher unzeitlich-ewigen Dimension, was auch auf das dritte Zyklusgedicht zutrifft: „I vo imja tvoe svjatoe, / Poce-luju večernij sneg. –“ (ebd. 290)⁶⁴ sowie auf das vierte und achte, welche mit: „Mne – slavit' / Imja tvoe.“ (ebd.)⁶⁵ und „I imja tvoe, zvučšačee slovo: angel.“ (ebd. 293)⁶⁶ enden.

Auf jeden Fall gilt für alle diese Beispiele, dass die Verehrung nicht an einer konkreten Person ansetzt, sondern am Konzept ihres Namens, dessen Klang einen direkteren Zugang zu ihrem Wesen zu ermöglichen scheint als die physische Person.⁶⁷

5.4 Lautstruktur von Namen im Überblick

Wie die präsentierten Beispiele zeigen, bildet das Lautmaterial von Namen oft den Ausgangspunkt für Cvetaevas Auseinandersetzung mit den bezeichneten Personen, da diese analog zum Rhythmus die Etablierung einer besonderen Präsenz des Namensträgers ermöglicht. Gleichzeitig geschieht auf

62 „Dein Name – ein Vogel in der Hand, / Dein Name – ein Eisklumpchen auf der Zunge. / Eine einzige Lippenbewegung. / Dein Name – fünf Buchstaben. / Ein kleiner, im Flug aufgefangener Ball, / Eine silberne Schelle im Mund. // Ein Stein, der in einen stillen Teich geworfen wird, / Schluchzt so auf, wie man dich nennt. / Im leichten nächtlichen Hufeklappern / Dröhnt dein lauter Name. / Und es ruft ihn uns in die Schläfe / Glockenhell der knallende Abzug. // Dein Name – ach, verboten! – / Dein Name – ein Kuss auf die Augen, / In die zärtliche Kälte unbeweglicher Jahrhunderte. / Dein Name – ein Kuss auf den Schnee. / Ein eisiger, hellblauer Schluck von der Quelle... / Mit deinem Namen ist der Traum/Schlaf tief.“ (Übers. I.J.)

63 Rätselhaft ist die Formulierung „Dein Name – fünf Buchstaben.“ im ersten Gedicht, da Bloks Name nur aus vier Buchstaben besteht. Möglicherweise wird hier die Dativ-Flexion (-u) des Zyklustitels Stichi k Bloku mitgezählt, in dem Sinne, dass die Dimension der Hinwendung durch das lyrische Ich als dem Namen eingeschrieben betrachtet wird. Obwohl Bloks Name nicht ausgesprochen wird, sind alle in ihm enthaltenen Laute in diesem Gedicht sehr präsent, was für /u/ ebenfalls gilt.

64 „Und in deinem heiligen Namen / Küsse ich den abendlichen Schnee.“ (Übers. I.J.)

65 „Mir bleibt / deinen Namen zu preisen.“ (Übers. I.J.)

66 „Und dein Name, der ganz so wie ‚Engel‘ klingt.“ (Übers. I.J.)

67 Vgl. ZUBOVA, L.V.: Jazyk poézii Mariny Cvetaevoj. 10f, 25f.

dieser Basis die assoziative Einbettung von Figuren in ihr Umfeld, indem über klangähnliche Begriffe ein Naheverhältnis und über klangunähnliche Begriffe Distanz erzeugt wird.

Dass Namen in seltenen Fällen auch in maximaler Abgrenzung von ihrem lautlichen Umfeld vorkommen, soll an dieser Stelle ergänzend anhand einer im Kapitel über die Rhythmik bereits erwähnten Passage der Ariadna-Tragödie ergänzt werden. Dort erkennt Tezej mit Schrecken den Gott Vakch und ruft daraufhin wiederholt dessen Namen aus, während der umgebende Sprechtext vollständig auf den Gott entfällt: „[Tezej:] Vakch! [Golos:] Dvuserdyj i dvoedonnyj. / [T:] Vakch! [G:] V utrobe mužskoj dogret. / [T:] Vakch! [G:] Ne ženščinoju roždennyj. / [...] / [T:] Vakch! [G:] Predelam tvoim predel.“ (III/2, 279)⁶⁸ Es liegt hier eine deutliche Isolierung des Namen Vakch von der lautlichen Umgebung vor, in welcher die bedrohlich anmutenden Konsonanten /k, ch/ selten vorkommen, was auch für den grundsätzlich häufigen Vokal /a/ gilt. Die Vakchs Wesen einer Gottheit der musischen Künste unterstreichende hohe Sonorität seiner Sprache bildet eine ideale Kontrastbasis für Tezejs schreckerfüllten Aufschrei. In diesem Zusammenhang ist erwähnenswert, dass Cvetaeva grundsätzlich die griechische Variante der Götternamen verwendet; wenn Tezejs bedrohlicher Nebenbuhler an dieser Stelle dagegen als ‚Vakch‘ und nicht als ‚Dionis‘ auftritt, scheinen wohl lautliche Gründe den Ausschlag gegeben zu haben.

Mittels lautlicher Harmonisierung und Abgrenzung beschreibt Cvetaeva ihr Verständnis des Wesens der Namensträger. Dabei wird der Name selbst zum wesentlichen Instrument für Ausdruck und Erschließung der Identität. Wie besonders im Kapitel über Erotisierungsprozesse deutlich wurde, doch auch in der soeben ergänzten Vakch-Passage, beziehen ausgesprochene Namen und Namensbestandteile auch den Sprecher ein: Egal ob dieser im Theater konkret oder in den Gedichten als lyrisches Ich in Erscheinung tritt, werden durch das Aussprechen eines Namens die Gefühle der Sprecherinstanz offengelegt. Dies erlaubt einen Einblick in die Beziehungskonstellation der beteiligten Personen.

6 Abschließende Synthese

Die besondere Sorgfalt, mit welcher Cvetaeva Namen rhythmisch in Texte integriert, wo sie häufig zum Ausgangspunkt lautlicher Semantisierungen werden, zeigt, dass die ihnen beigemessene Bedeutung über die abstrakte Verweisfunktion auf die bezeichnete Person hinausgeht. Wie in den zur Einbettung herangezogenen antiken und zeitgenössischen mystischen Konzepten wird der Namensträger über das Wortmaterial auf gleichsam magische Weise erschlossen. Darüber hinaus wird die auf diese Weise untrennbar mit ihm verbundene Lautlichkeit für weitere Kontextualisierungen genutzt, die der Identitätskonstruktion dienen, d. h. der Erschaffung einer konkreten Figur, die mit einer gewissen Subjektivierung verbunden sein kann, da das als Ausgangspunkt verwendete Material stets produktiv weiterverarbeitet wird.

In diesem Sinne kommt es zu einer hermeneutischen Annäherung zwischen einem abstrakten, allgemeinen Konzept des Namensträgers und konkreten Facetten, die Cvetaeva mitunter stärker forciert, als es ihre grundsätzliche Verankerung im Material verlangen würde. In manchen Fällen hinterlässt dieser Versuch einer Synthese sogar absurde Spuren, wenn etwa die Ariadna-Figur in der gleichnamigen Tragödie das eigene Schicksal bereits vorab aus Sagen kennt und sich deshalb weigert, Tezej in seine Heimat zu folgen, um sich so gegen den Lauf des Schicksals zu stellen. (vgl. III/2, 257) Natürlich erweist sich dieses Unterfangen als unmöglich, denn vor dem Schicksal gibt es kein Entrinnen. Gerade diese Ambivalenz illustriert das in Cvetaevas Charakteren allgegenwärtige Spannungsfeld, das aus der gleichzeitigen Präsenz eines abstrakten und eines individuellen Identitätskonzepts erwächst, die letztendlich trotz ihrer Widersprüchlichkeit zusammengeführt werden.

⁶⁸ „[Theseus:] Bacchus! [Stimme:] Doppelherzig und doppelbödig. / [Th:] Bacchus! [St:] Im männlichen Mutterleib gewärmt. / [Th:] Bacchus! [St:] Nicht von einer Frau geboren. / [...] / [Th:] Bacchus! [Th:] Die Grenze deiner Grenzen.“ (Übers. I.J.)

7 Bibliografie

- Ajzenštejn, E.O.: Sny Mariny Cvetaevoj, Sankt Peterburg 2003.
- Baryšnikova, T.E.: Ob odnom neosuščestvlennom zamysle M. Cvetaevoj, in: Beljakova, I.Ju. u. a. (Hgg.): „Čužbina, rodina moja!“ Ėmigrantskij period žizni i tvorčestva Mariny Cvetaevoj. XI Meždunarodnaja naučno-tematičeskaja konferencija. 9-11 oktjabrja 2003 goda, Moskva 2004, 338-342.
- Brjusov, V.Ja.: Sobranie sočinenij v semi tomach. Bd. III: Stichotvorenija 1918-1924, Poëma „Egipetskie Noči“ i stichotvorenija, ne vključavšiesja V.Ja. Brjusovym v sborniki 1891-1924, Moskva 1974.
- Cvetaeva, M.I.: Sobranie sočinenij v semi tomach, Moskva 1997.
- Ėtkind, E.G.: Strofika Cvetaevoj. Logaèdičeskaja metrika i strofy, in: Kemball, Robin/Ėtkind, E.G./Geller, L.M. (Hgg.): Marina Cvetaeva. Trudy 1-go meždunarodnogo simpoziuma, Bern, Wien 1991 (Slavica Helvetica, 26), 307-331.
- Gasparov, M.L.: Očerki istorii russkogo sticha. Metrika. Ritmika. Rifma. Strofika, Moskva 2000.
- Goes, Gudrun/Protassow, Steffi (2002): Marina Cvetaeva. Marina, in: Zelinsky, Bodo (Hgg.): Die russische Lyrik, Köln, Weimar, Wien 2002 (Russische Literatur in Einzelinterpretationen, 1), 291-299.
- Hagemester, Michael: Imjaslavie – imjadejstvie. Namensmystik und Namensmagie in Russland (1900-1930), in: Petzer, Tatjana u. a. (Hgg.): Namen. Benennung – Verehrung – Wirkung. Positionen der europäischen Moderne, Berlin 2009, 77-98.
- Jandl, Ingeborg: Von der Unzeitlichkeit des Poeten. Marina Cvetaeva und der Freitod des Dichters, in: Blamberger, Günter/Goth, Sebastian/Thewes, Christine (Hgg.): Ökonomie des Opfers. Literatur im Zeichen des Selbstmords, München 2013 [im Druck].
- Kempgen, Sebastian: Russische Sprachstatistik. Systematischer Überblick und Bibliographie, München 1995 (Vorträge und Abhandlungen zur Slavistik, 26).
- Petzer, Tatjana: Einleitung, in: Petzer, Tatjana u. a. (Hgg.): Namen. Benennung – Verehrung – Wirkung. Positionen der europäischen Moderne, Berlin 2009, 7-16.
- Platon: Kratlyos, in: Platon: Sämtliche Werke in drei Bänden. Hg. von Erich Loewenthal. Bd. I. Darmstadt 2004, 543-616.
- Rosenzweig, Franz: „Der Ewige“. Mendelssohn und der Gottesname, in: Rosenzweig, Franz: Gesammelte Schriften. Bd. III.: Zweistromland. Kleinere Schriften zu Glauben und Denken. Haag 1984, 801-815.
- Rupprecht, Karl: Einführung in die Griechische Metrik. München 1950.
- Zubova, L.V.: Jazyk poëzii Mariny Cvetaevoj. Fonetika, slovoobrazovanie, frazeologija, Sankt Peterburg 1999.

Kiril Conevs Methoden der Kunstvermittlung

Valeri Lalov (Regensburg)

1 Thematische Vorbemerkungen

Der Maler, Kunsttheoretiker und Kunstpädagoge Kiril Conev (1896-1961)¹ äußerte sich 1935 in einem Interview für die bulgarische Zeitschrift „Lik“ öffentlich über die hoch angesetzten Ziele und Aufgaben der fortschrittlichen bulgarischen Vereinigung „Neue Künstler“ – als ihr Präsident² identifizierte er sich gewiss mit den dort formulierten Zielsetzungen. Somit hielt Conev bei seinen Ausführungen nicht nur die Bestrebungen dieser heterogenen Künstlergruppe fest, sondern auch die seines eigenen Wirkungsbereichs:

„[...] Vereinigung, die gegen die Kunst als „L'art pour l'art“ ist, sondern für jene Kunst, die bei dem Gesellschaftsentwicklungsprozess ein Triebwerk mit fortschrittlicher Weltsicht ist. Eine Kunst, befreit von den muffelig schimmelnden Belägen sektantischer professioneller Traditionen, fremd einer prinziplosen selbstgefälligen Innovation. Kunst im Geist und Sprache dem Massenbetrachter nahe, die zutreffend und tiefgründig nicht nur die Tage widerspiegelt, die sie geboren haben, sondern auch die Morgenröte der Tage, die bevorstehen.“³

Bevor Semantik und Sachverhalt der zitierten Textpassage aufgeklärt werden können, stellen sich zunächst folgende Fragen: Wer ist Kiril Conev und wie ermisst man seine Bedeutung für die Entwicklungsprozesse der Kunst? Dort, wo der Name Kiril Conev thematisiert wird, ist zumeist die Rede von einem der bedeutendsten bulgarischen Künstler mit fundierter akademischer Ausbildung⁴,

1 Bis auf die einzige Monographie (Koeva, Krassimira: Kiril Conev, Sofija 1996 (Коева, Красимира: Кирил Цонев, София 1996) über Leben und Werk von Kiril Conev, die weder Werkkatalog noch Bibliographie umfasst, sind es lediglich einige wenige Artikel von geringem Umfang, die den Forschungsstand über die Vita und über das malerische und kunsttheoretische Oeuvre von Kiril Conev prägen. Tiefgreifende Untersuchungen und somit auch zusammenhängende Fragestellungen, die sowohl sein Werk als auch seine kunstpädagogische Methoden als Forschungsgegenstand haben, fehlen nahezu vollkommen. Die wichtigsten Beiträge neben Koevas Monographie befinden sich in dem zweiteiligen Sammelband mit Bildern und Texten von und über Kiril Conev: Kiril Conev, Weg in der Kunst, hrsg. von Sašo Stojanov, 2 Bde, Sofija 1969 („Кирил Цонев, Път в изкуството“, съст. Сашо Стоянов, 2 тома, София 1969), sowie in dem Sonderband der Zeitschrift *Probleme der Kunst* gewidmet dem 100. Geburtstag des Künstlers (Probleme der Kunst, Bd. 4, Sofija 1995 (Проблеми на изкуството, кн. 4, София 1995); wichtige biographische Daten wurden auch in seinem fundamentalen kunsttechnologischen Werk aufgenommen (Conev, Kiril: Technologie der Schönen Künste, zusammengetragen des Manuskripts und hrsg. von Sašo Stojanov, Sofija 1974 (Цонев, Кирил: Технология на изящните изкуства, събр. и съст. Сашо Стоянов, София 1974). Siehe ferner auch: Angelov, Valentin: Die Münchener Periode zweier bulgarischer Maler – Kiril Conev und Konstantin Gärnev, in: Deutsch-bulgarische Begegnungen in Kunst und Literatur während des 19. und 20. Jahrhunderts, hrsg. Dietmar Endler, Bulgarische Bibliothek begründet von Gustav Weigand. Neue Folge – Bd. 9, München 2006.

2 Vgl. Association of New Artists (1931-1944). 80th anniversary of the establishment, exhibition December-March 2011-2012 in Sofia City Art Gallery, Sofia 2012, S. 182-183. Conev wird im Jahr 1934 ordentliches Mitglied in der Vereinigung und bekleidet bereits 1935-1936 die Position des Präsidenten. Außerdem trug er während der Existenz und nach Übergang der Vereinigung in den „Bund bulgarischer Künstler“ innerhalb ihrer Reihen inoffiziell die Bezeichnung „Учителят“ („Lehrer/Pädagoge“).

3 Aus dem Bulgarischen hier zum ersten Mal übersetzt, nach Kiril Conev im Interview von Nikola Mavrodinov mit dem Titel „Bei unseren Malern“, abgedruckt in der Zeitschrift „Lik“ (Лик), Jahr I, Ausgabe 18, Sofija 1935, der bulg. Text entnommen aus: Association of New Artists (1931-1944) (wie Anm. 1), S. 224. Die Passage wurde von der Forschung erstmals im zweiteiligen Sammelband berücksichtigt und in voller Länge aufgenommen, dazu in: Kiril Conev, Weg in der Kunst (wie Anm. 1), Bd. 1, S. 137-140, hier S. 139.

4 Die Kunstausbildung von Kiril Conev durchlief mehrere Etappen. Zunächst studierte er mit Unterbrechung infolge des Ersten Weltkrieges bis zum Jahr 1919 an der Kunstgewerbeschule, der späteren Kunstakademie in Sofija und schloss dort den allgemeinen Kurs ab. Dann ging Conev für ein weiteres Jahr (zwei Semester, 1921-1922) nach Wien, um letztlich seine Kunstausbildung nach vier Jahren (1921-1925) an der Akademie der Bildenden Künste München bei den Professoren Hugo von Habermann, Karl Caspar und Max Dörner mit Bravur abzuschließen. Die Daten dazu primär aus dem tabellarischen Lebenslauf Conevs, in: Kiril Conev, Weg in der Kunst (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 271-273, hier S. 271. Ein weiterer tabellarischer Lebenslauf von Conev wurde ebenda

enormer internationaler Erfahrung, breitgefächertem fachlichem Können und visionärem Blick. Eine eingehendere Untersuchung der Bedeutung Conevs für die bulgarische und europäische Kunst fehlt jedoch bislang. Auch das Bild des Malers, Kunsttheoretikers und Kunstpädagogen Kiril Conev ist zwar – gerade in seinem Heimatland Bulgarien – präsent, dennoch ebenso unscharf umrissen. Dieser Artikel soll sich auf zentrale Punkte der Künstlervita, die mit zeithistorischen Exkursen und Schilderungen über das jeweilige Kunstmilieu und seinen Hauptdarstellern erläutert werden, konzentrieren, um in vergleichender Analyse Conevs künstlerische Erscheinung näher zu beschreiben und seine Methoden der Kunstvermittlung hervorzuheben.

2. Biographische Skizze von Conevs Jugend bis zum Anfang seines Studiums in München

Der Künstler selbst fasste an einer anderen Stelle in dem oben zitierten Interview seinen Lebenslauf so zusammen:

„Ich komme aus Kjustendil [Bulgarien], wo ich das Gymnasium abgeschlossen habe. Ich studierte ein Jahr in unserer [gemeint ist: der bulgarischen] Kunstgewerbeschule, der späteren Akademie, danach ging ich nach Wien, von dort aus nach München, wo ich das Kunstakademiestudium bei den Professoren Habermann und Casper abgeschlossen habe. Ich stellte in fast allen größeren Städten Deutschlands aus, in Österreich, Mexiko, Holland, USA, Cuba usw., besuchte fast alle Museen von Mittel-, Nord- und Südeuropa.“⁵

Neben diesen lakonisch präsentierten Eckpfeilern des eigenen künstlerischen Werdegangs sind für die vorliegende Fragestellung noch weitere Stationen der Vita Conevs von Bedeutung. Eine Vielzahl von wichtigen Einzelheiten über seine künstlerischen Anfänge findet sich bereits in der frühen Jugend.

Kiril Conev wurde am 14. Januar 1896 in der bulgarischen Stadt Kjustendil als das jüngste von vier Kindern einer Handwerkerfamilie geboren (Abb. 1) (Kiril Conev, Selbstporträt, 1934-1935, technische Daten und Aufbewahrungsort unbekannt).⁶ Er wuchs in der Umgebung von künstlerisch tätigen Familienmitgliedern auf – der Vater war bekannter Sattlerhandwerker, die Mutter berühmt für die Farbharmonien ihrer selbstgewebten Teppiche und Tücher.⁷ Eine prägende Rolle für Conev spielten auch seine begabten und gebildeten Geschwister. Der Bruder Alexander war Anwalt, während die Schwester Cena ihre Berufung als Lehrerin fand. Kunst und Bildung waren somit stets ein primäres Anliegen der Familie. Auch die Heimatstadt mit ihren architektonischen Zeugnissen einer jahrtausendealten Geschichte⁸ bot der Entwicklung des künstlerischen Talents des jungen Conev einen

⁵ Aus dem Bulgarischen hier erstmals übersetzt, das Zitat stammt aus: Kiril Conev, Weg in der Kunst (wie Anm. 1), Bd. 1, S. 139-140.

⁶ Vgl. Stojanov, Sašo: Über Kiril Conev und seine Technologie der Schönen Künste, in: Conev: Technologie der Schönen Künste (wie Anm. 1), S. 504-514, hier S. 505-506; auch Koeva: Kiril Conev (wie Anm. 1), S. 6; und in: Kiril Conev, Weg in der Kunst (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 267 und S. 271. Conev verwendet die Zahl „14“ in Klammern, da er als offizielles Geburtsdatum den 01.01.1896 angibt. Die weiteren Ausführungen über die Kindheit und Jugend stützen sich insbesondere auf die Daten bei Stojanov und Koeva, wobei sich die letzt genannte Autorin zum Großteil auf die Angaben von Conev und seinem Neffen Stojanov beruft. Das Selbstporträt (Abb. 1) wurde als Abbildung dem Textteil des oben erwähnten Interviews (wie Anm. 3) beigelegt.

⁷ Die Handwerkerfamilie Conev war wohlhabend – ihr Status kein Sonderfall in Bulgarien, vielmehr eine Tendenz für die Zeit vor der und die Staatsgründung 1878 auf der Basis einer beschleunigten Wirtschaftsentwicklung, begleitet von vielfachem Wandel der politischen, institutionellen, gesellschaftlichen und ökonomischen Strukturen. Vgl. zu den Transformationsprozessen in Bulgarien: Brunnbauer, Ulf / Höpken, Wolfgang: Einleitung. Transformation als Dauerzustand? Bulgariens (Um-)Wege in die Moderne, in: dies. (Hgg.) Transformationsprobleme Bulgariens im 19. und 20. Jahrhundert, Historische und ethnologische Perspektiven, München 2008, S. 7-16, hier S. 9.

⁸ Die Ortschaft der späteren Stadt Kjustendil wurde bereits im 3. Jahrtausend v. Chr. besiedelt, wuchs aufgrund der natürli-

fruchtbaren Boden.

In den Publikationen über Conev werden die Fakten aus den Jugendjahren zumeist nur kurz angerissen. Gerade sie aber leiten mit ihrem prägenden Charakter seine weitere künstlerische Entwicklung ein und bieten wichtige Anhaltspunkte zum Verständnis von Conevs späterer Tätigkeit. In den Ausführungen, die seine Jugend berücksichtigen, wird die rasche Entdeckung seines Künstlertalents⁹ in den Vordergrund gerückt. Die zeitgleiche Ausbildung seines (kunst-)pädagogischen Geschicks bleibt dabei meist wenig beachtet.

Bereits als Schüler wurde das pädagogische Geschick Conevs von seiner Schwester Cena gezielt gefördert.¹⁰ Sie lud den Gymnasiasten Conev zur kunsterzieherischen Begutachtung während des Malunterrichts in ihre Klasse ein, wobei er sich als nett und zuvorkommend, ein wenig verschlossen und ernst erwies. Auf diese Weise wurde ihm eine zweifache Bestätigung zuteil – einerseits als junger Maler und andererseits als junger Kunstpädagoge.

Weiterhin ist über die gymnasiale Lebensphase Conevs bekannt, dass er überweitrreichende Fachkenntnisse und Erfahrung sowohl im Malen als auch in den anderen geisteswissenschaftlichen Disziplinen verfügte.¹¹ Auf dieser Grundlage baute er seine Auffassung von Kunst und Leben auf. Als Beleg dafür seien hier die Themen zweier Referate erwähnt, die der junge Maler und Kunstpädagoge einem heterogenen zusammengesetzten Publikum außerhalb des Unterrichts vortrug. Laut dem Bericht von Assen Vassiliev (1900-1981)¹² schilderte das erste Referat die Grenzen zwischen Malerei und Poesie, gestützt auf Conevs gute Kenntnis von Lessings Laokoon. Im zweiten Referat mit dem chen Vorkommnissen immer mehr an und entwickelte sich schließlich 106 unter Kaiser Trajan unter dem Namen Ulpia Pautalia zu einem wichtigen Schlüsselpunkt. Zum Thema insbesondere: Lexikalisches Wörterbuch KJUSTENDIL A-JA, Sofija 1988 (Енциклопедичен речник КЮСТЕНДИЛ А-Я, София 1988); auch Dremisizova-Nelčinova, Svetana / Slokolska, L.: Archäologische Denkmäler aus dem Bezirk Kjustendil, Sofija 1978 (Дермисизова-Нелчинова, Цвета и Слокоска, Л.: Археологически паметници от Кюстендилски окръг, София 1978); und Färkov, Julij: Kjustendil während der Wiedergeburt, Kjustendil 1991 (Фърков, Юлий: Кюстендил през възраждането, Кюстендил 1991); sowie Vatev, Christo: Das Kjustendiler Gymnasium, Kjustendil 2008 (Ватев, Христо: Кюстендилската гимназия, Кюстендил 2008); und jüngst Manov, Rumen: Die moderne Kjustendil, Kjustendil 2009 (Манов, Румен, Модерният Кюстендил, Кюстендил 2009).

9 Vgl. Stojanov: Über Kiril Conev und seine Technologie der Schönen Künste (wie Anm. 6), S. 505. Noch vor Erreichen des 10. Lebensjahrs war Conev so aktiv beim Malen, dass er die Aufmerksamkeit von Vladimir Dimitrov – dem Meister gewann. Von nun an wurde der Meister sein erster Kunstpädagoge, -förderer und später Freund fürs Leben. Vladimir Dimitrov ist 1882 in dem kleinen Dorf Frolosch (Фролош) geboren, wuchs ebenfalls in Kjustendil auf und starb 1960 in Sofija. Er ist ein bulgarischer Maler, der zu den wichtigsten Namen der bulgarischen Kunst gezählt wird. Die Namensbeigabe „Der Meister“, die sich schnell in der bulgarischen Kunstgeschichte einbürgerte, bekam Vladimir Dimitrov bereits zu Lebzeiten, noch während seiner Studiumsjahre an der Kunstakademie Nikolaj Pavlovič in Sofija. Zu Vladimir Dimitrov – der Meister: Vladimir Dimitrov the Master (1882-1960), Album, ed. by Čavdar Popov, Irina Avramova and Ilona Saharieva, Kjustendil (ohne Jahresangabe) (Владимир Димитров Майстора (1882-1960), Албум, съст. Чавдар Попов, Ирина Аврамова и Илона Захаријева, Кюстендил); neben zahlreichen kleinen Aufsätzen und einigen Buchpublikationen erschien die einzige 40seitige Monographie über Vladimir Dimitrov der Meister während der politisch-ideologisch geprägten Zeit im Jahr 1955: Kolev, Boris: Vladimir Dimitrov – der Meister, Sofija 1955 (Колев, Борис: Владимир Димитров Майстора, София 1955). Sie wurde überarbeitet und leicht erweitert mit einer Zusammenfassung in vier Sprachen, darunter auch Deutsch, 1974 erneut gedruckt. Siehe auch Strumski, Georgi: Vladimir Dimitrov – der Meister, Sofija 1980 (Стумски, Георги: Владимир Димитров Майстора, София 1980).

10 Konstantinov, Georgi: Mit der Heimat auf der Welt (Константинов, Георги: С родния край по света), in: Kiril Conev, Weg in der Kunst (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 147-152, hier S. 150.

11 „Kiril Conev war noch ein Schüler im Gymnasium, in der Stadt war aber bereits bekannt, dass er ein Maler ist. Er malte Porträts von Nahestehenden, Verwandten, Mitschülern und wir trafen ihn oft mit seinem Stativ auf den Straßen von Kjustendil.“ Aus dem Bulgarischen hier erstmals übersetzt, nach ebd., S. 150.

12 Assen Vassiliev, bulgarischer Künstler und Kunsthistoriker, ist ein jüngerer Malerfreund von Kiril Conev aus demselben Gymnasium in Kjustendil. Sie pflegten eine sehr enge freundschaftliche Beziehung, gekennzeichnet von einer 35 jährigen Korrespondenz. Eine Großzahl der Briefe wurde in: Kiril Conev, Weg in der Kunst (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 7-48, abgedruckt. Sie beinhaltet viele wichtige Fakten aus dem Leben von Kiril Conev im Ausland. Auch die Memoiren von Vassiliev bieten sich als eine wichtige Informationsquelle: Vassiliev, Assen: Über die „Kjustendil – Schule“, über Conata (Conev) und über die gemeinsame Korrespondenz, in: Kiril Conev, Weg in der Kunst (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 153-164. Über Assen Vassiliev existiert bis dato keine monographische Arbeit, lediglich wenige kleine Abhandlungen, ferner siehe: Lexikalisches Wörterbuch KJUSTENDIL A-JA 1988 (wie Anm. 8); und Vassiliev, Assen: Žitejski štrichi, Sofija 2004 (Василиев, Асен: Житейски шрихи, София 2004).

Titel „Philosophie der Kunst“ führte der junge Conev die Auffassungen von Hippolyte Taine und Lew Tolstoi über das Wesen der Kunst vor.¹³ Die Wahl der Themen bezeugt die vielfältigen Interessen des werdenden Künstlers. Neben Kunst und Philosophie befasste er sich auch mit Literatur und Musik. Gemeinsam mit zwei anderen Schülern bildeten die beiden Freunde Conev und Vassiliev eine kleine, aufgeschlossene, kunst- und wissensdurstige Vierer-Gemeinschaft, in der Conev schon beim Zusammenschluss die Führungsrolle für die Jüngeren übernommen hatte.¹⁴ In zahlreichen Gesprächen vermittelte Conev seine vielfältigen Kenntnisse über verschiedene Themen, zuallererst über Kunst und Malen. Seine Anleitungen konzentrierten sich besonders auf das Nachmalen westlicher Kunst anhand zahlreicher aus Zeitschriften¹⁵ entnommener schwarz-weißer Reproduktionen, wie z.B. Böcklins „Toteninsel“, gepaart mit Zeichenstudien nach der Natur, wobei er zur Bekräftigung der eigenen Meinung über die Notwendigkeit des Naturstudiums den japanischen Künstler Katsushika Hokusai als Beispiel heranzog.¹⁶ Dabei blieb er stets seiner Maxime treu: „Selbstbildung durch Erlernen der Erfahrung aus dem Werk der großen Meister durch die Jahrhunderte.“¹⁷

3 Umriss der Situation im bulgarischen Kunstmilieu vor Conev

Der früh eingeschlagene Weg in die Kunst führte Conev nach seinem Schulabschluss an die damals noch unter der Bezeichnung „Kunstgewerbeschule“ bekannte Kunstakademie „Nikolaj Pavlovič“ in Sofja. Wie stand es zu dieser Zeit um die Kunst in Bulgarien und vor allem in der bulgarischen Hauptstadt? Als Conev 1915 in Sofja eintraf, war das bulgarische Kunstmilieu sehr jung und merklich von Deutschland beeinflusst – die stärksten Impulse kamen aus München.¹⁸

Neben den weitreichenden bilateralen Beziehungen in Politik und Wirtschaft, die damals zur Prägung

13 Vgl. Vassiliev, in: Kiril Conev, Weg in der Kunst (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 155.

14 „Conev war [...] jenes, was wir in der Schule weder von Lehrern noch von unseren Freunden bekamen. Er hatte (viel) mehr gelesen und hatte schon eine ausgeprägte Auffassung vom Leben und von der Kunst.“ Aus dem Bulgarischen hier zum ersten Mal übersetzt nach: Kiril Conev, Weg in der Kunst (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 154.

15 Die in München beheimateten Zeitschriften „Jugend“ und der satirische „Simplicissimus“ erfuhren in Bulgarien eine auflagenstarke Verbreitung. „Simplicissimus“ besaß auch ein bulgarisches „Äquivalent“.

16 Vgl. Vassiliev, in: Kiril Conev, Weg in der Kunst (wie Anm. 1), S. 158.

17 Aus dem Bulgarischen hier erstmals übersetzt, der Originaltext stammt aus: ebd., S. 159.

18 Hier sei exemplarisch zunächst eine Abhandlung neueres Datums erwähnt, die eine gegensätzliche zu der hier dargelegten Meinung vertritt und signifikant den Stand der kunsthistorischen Forschung in Bulgarien umschreibt. Zwar stellt die Autorin Christova-Radoeva (Christova-Radoeva, Vessela, European Art – Common Routes and Area. Die Beziehungen zwischen München und der bulgarischen Kunst, in: Nationale Identitäten – Internationale Avantgarden. München als europäisches Zentrum der Künftlerausbildung. Zeitblicke 5 (2006), Nr. 2, hrsg. von Birgit Jooss und Christian Fuhrmeister, 2006, (<http://www.zeitblicke.de/2006/2/>). [19.09.2006], URL:http://www.zeitenblicke.de/2006/2/Christova/index_html, URN: urn:nbn:de:0009-9-5626) vorläufig über den Einfluss aus anderen Kunstlandschaften folgendes fest, „dass keine Akademiestadt – sei es München, Berlin, Leipzig, Frankfurt oder Dresden – einen erkennbaren oder gar singulären Vorrang (betreffend den Einfluss) vor den anderen hatte. In der bulgarischen Kunstwissenschaft wurde vielmehr schon mehrfach die These lanciert, dass die europäische Erfahrung der meisten bulgarischen Künstler in den letzten Jahrzehnten des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts eher eine synergetische Kombination verschiedenartiger Einflüsse war, die hauptsächlich von Frankreich, Deutschland, Italien und Russland herrührten.“; dennoch musste weiter unten in derselben Studie revidiert werden: „Es tauchen mehrere Fragen auf, die nicht eindeutig beantwortet werden können und deren nähere Erhellung in der bulgarischen Kunstwissenschaft noch bevorsteht. Aus diesem Grunde können wir momentan keine objektive Interpretation aller aufgelisteten Fragen bieten:

Wie lässt sich der deutsche Einfluss auf die bulgarische Kunst charakterisieren?

Liegen genug authentische dokumentarische und bildnerische Materialien und Daten über die Rezeption der bayerischen Kunst, der Atmosphäre an der Münchener Kunstakademie sowie anderer künstlerischen Kreise in der Kunststadt durch die bulgarischen Künstler vor, die uns berechtigen, von einem Einfluss Münchens auf die bulgarische Kunst als einem spezifischen und besonderen Einwirkungsfaktor zu reden?

Worin äußert sich Münchens Rolle auf die Entstehung und Entwicklung der bulgarischen Kunstinstitutionen (Akademie, Museen), auf die Entstehung und den soziokulturellen Einfluss bestimmter Künstlerkreise und -vereine sowie auf die von ihnen herausgegebenen Zeitschriften in Bulgarien, auf den Austausch von Ausstellungen mit anderen Ländern (und die Motive dafür)?“

eines Bulgarien-Erscheinungsbildes mit einer nahezu mythologisierten Bezeichnung als „Preußen des Balkans“¹⁹ führten, war auch der Austausch im Kulturbereich für den hier gewählten Zeitraum, von der zweiten Hälfte des 19. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts, von kaum geringerer Bedeutung.²⁰ In seiner vielfältigen Bandbreite, insbesondere im Bereich der Kunst lassen sich zahlreiche Hinweise auf einen tiefgreifenden und einflussreichen (bild-)künstlerischen Transfer finden, deren eingehende Erfassung immer noch bevorsteht.²¹

Eine zentrale, nahezu vorrangige Rolle für die Intensivierung des deutsch-bulgarischen Kunstaustausches spielte die Künstlerpersönlichkeit von Nikolaj Pavlovič (1835-1894)²², und zwar noch vor der Staatsgründung 1878. Er gilt nach aktuellem Stand der Forschung als einer der ersten akade-

¹⁹ Exemplarisch hier einige Beiträge: allgemein zur deutschen Wahrnehmung des Balkans insbesondere Bulgariens: Todrova, Maria: Die Erfindung des Balkans, Darmstadt 1999, Über das frühe 19. Jahrhundert: Schubert, Gabriela: Das Bulgarien-Bild deutscher Reisender in der Zeit der Osmanenherrschaft in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts: in, *Bulgarian Historical Review* 13 (1985), S. 69-81; und über den betreffenden Zeitraum hier: Troebst, Stefan: Von den „Preußen des Balkans“ zum „Vergessenen Volk“. Das Bulgarien-Bild, in: *Etudes Balkaniques* 2 (2004), S. 61-71, und Troebst, Stefan: Getrübte Wahrnehmung, Das Deutsche Bulgarien-Bild vom Kaiserreich bis heute, in: *Südosteuropa Mitteilungen*, 39, Jg. (1999) Nr. 4, S. 343-350; auch Golezewski, Mechtild: Der Balkan in deutschen und österreichischen Reise- und Erlebnisberichten 1912-1918, Wiesbaden 1981.

²⁰ Eine erste bibliographische Erfassung und die zusammenhängende Auswertung der zahlreich erschienen Publikationen zu den bilateralen Beziehungen insbesondere mit dem engeren Bezug auf die Kunst nahm Dobrianova-Jeliazkova (später Dobrianowa-Bauer) in ihrer Dissertation vor, siehe hierzu: Dobrianova-Jeliazkova, Snežanka: Zur Geschichte der bulgarisch-deutschen Beziehungen in der bildenden Kunst. Die Beziehungen zwischen Bulgarien und Deutschland auf dem Gebiet der bildenden Kunst von 1878-1944. Die Neue Bulgarische Malerei und die Münchner Schule. Impulse aus der Münchner Schule der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in der Neuen Bulgarischen Malerei. Bulgarische Maler, die sich in München 1878-1900 aufhielten. Nikola Michailows Bildniskunst, Diss. Berlin 1995; sowie die zur Publikation überarbeitete Fassung: Dobrianowa-Bauer, Snegji: Auf den Spuren der Münchener Schule. Nicola Michailow und die neue Bulgarische Malerei 1878-1944, Frankfurt am Main 1999.

Selbst die jüngst erschienen Untersuchungen stellen bei der Komplexität des Forschungsfeldes immer noch ein Stückwerk dar. Aus Gründen der Übersichtlichkeit hier nur eine Auswahl: Untersuchungen und Materialien, Bulgarische Akademie der Wissenschaften. Institut für Geschichte, 4 Bde, Sofia, 1972-1989 (Българско-германски отношения и връзки. Изследвания и материали, Българската Академия на Науките. Исторически институт, 4 тома, София 1972-1989); Gesemann, Wolfgang: Bulgarische Sprache, Literatur und Geschichte, Das Bulgaristik Symposium in München, Südosteuropa-Gesellschaft, Neuried 1982; Bulgarien, internationale Beziehungen in Geschichte, Kultur und Kunst, Symposium vom 19.-24. Mai 1982 Ellwangen, Südosteuropa-Studien, hrsg. von Wolfgang Gesemann, Neuried 1984; Deutsch-bulgarische kulturelle Beziehungen 1878-1918, hrsg. von Wolfgang Gesemann und Georgi Markov, Sofia 1988 (Немско-български културни отношения 1878-1918, София 1988); Kjuljumova-Bojadžieva, Elena: Deutschlands Kulturpolitik und Bulgarien 1919-1944, Sofia 1991 (Кюлюмува-Бояджиева, Елена: Германската културна политика и България 1919-1944, София 1991); und jüngst Deutsch-bulgarische Begegnungen in Kunst und Literatur während des 19. und 20. Jahrhunderts, hrsg. von Dietmar Endler, Bulgarische Bibliothek begründet von Gustav Weigand. Neue Folge - Band 9, München 2006.

²¹ Exemplarisch hier: Dobrianowa-Bauer: Auf den Spuren der Münchner Schule (wie Anm. 20) bezeichnete in ihrer deutschsprachigen Arbeit die Kunst in Bulgarien als „terra incognita“; Christova-Radoeva: European Art - Common Routes and Area (wie Anm. 18) stellte ihre drei oben zitierten Fragen auf; und Rada Bieberstein (Bieberstein, Rada: Ivan Milev und die Zeitschrift Vezni. Moderne Kunst in Bulgarien während der 1920er Jahre und die zeitgenössische Kunstkritik, Frankfurt am Main 2005) bemängelte das Fehlen von detaillierten Überblickswerken und zusammenhängenden Problemstellungen sowie die selten in die Öffentlichkeit gelangten Erkenntnisse aus Promotionsarbeiten - zwar charakteristisch für die bulgarische Kunst der 1920er, dennoch signifikant für die gesamte Kunstgeschichtsforschung bezüglich der Moderne in Bulgarien. Diese drei vorgestellten deutschsprachigen Arbeiten, die jüngst verfasst wurden, bezeugen einmal mehr das große Erkenntnisinteresse. Dass es sich bei der aktuellen Erforschung des Kunsttransfers auch in anderen Forschungsbereichen ähnlich verhält, bezeugt als interessantes Parallelbeispiel der Forschungsbericht von Knut Helms in der *Kunstchronik* 55 (2002), S. 15-27 mit dem Titel Dialoge der Kunstliteratur - Transfer und Rezeption. Deutsch-französische Kunstvermittlung zwischen 1871 und 1940, S. 15-27. Dort stellte der Autor in Anbetracht der damals aktuellen Ergebnisse von Forschungsprojekten und -gruppen zu dem Thema, auf Seite 27 wie folgt fest: „Jedoch klingt das Ansinnen einer umfassenden Rekonstruktion ihrer kooperativen Verbindungen gewagt und im Blick auf die dafür nötige immense Quellenarbeit noch wie Zukunftsmusik.“

²² Zu Leben und Werk von Nikolaj Pavlovič siehe u. a.: Ivanova, Blagovesta: Nikolaj Pavlovič (1835-1894). Katalog der bedeutendsten Sammlungen in Bulgarien, (CD-ROM), Nationale Kunstgalerie, Sofia 2006 (Иванова, Благовеста: Николай Павлович (1835-1894). Каталог на основните колекции в България, НХГ, София 2006). Eine Arbeit in diesem Format ist ein seltener Fall von Untersuchung zu einem bulgarischen Künstler. Als wichtige Grundlage für diese Arbeit gehen eingehende Untersuchungen voraus wie die Monographie des Neffen: Pavlovič, Nikolaj D.: Nikolaj Pavlovič (1835-1894), Sofia 1955 (Павлович, Николай Д.: Николай Павлович (1835-1894), София 1955, und Barsowa, Lala: Der Historienmaler Nikolai Pawlowitsch. Ein Beitrag zur bulgarischen Kunstgeschichte, Univ. Diss. Würzburg 1923/24.

misch ausgebildeten Künstler Bulgariens.²³ Als erster bulgarischer Student an der Akademie der Bildenden Künste in München steht Pavlovič gleichsam am Anfang einer fruchtbaren (bild-)künstlerischen Kommunikation auf der Achse München-Sofija. Darüber hinaus wird Pavlovič als erster bulgarischer Maler gefeiert, der zudem auch den Schritt von der religiösen (Ikonen-)Malerei zu weltlicher Kunstproduktion machte. Nachhaltig durch das Kunstmilieu der bayerischen Hauptstadt geprägt, besonders von der Historienmalerei eines Karl von Piloty (1826-1886), Peter von Cornelius (1783-1867) und Wilhelm von Kaulbach (1805-1874), beeinflusst auch deutlich durch nazarenische Kunst, schuf Nikolaj Pavlovič 1860 die ersten Lithographien der bulgarischen Kunst. Seine Historienbilder mit Szenen aus der bulgarischen mittelalterlichen und zeitgenössischen Geschichte dienten einerseits Bildungszwecken, hatten aber auf der anderen Seite eine wichtige ‚nationalbewusstseinsbildende‘ Funktion.²⁴

In den Fußstapfen seines Vaters – eines bulgarischen Verlegers und Schulgründers – war vor allem die Kunstvermittlung stets primäres Ziel von Pavlovičs Wirken. So setzt er sich bereits im Jahr 1861 nicht nur für die Einführung der Kunst(-erziehung) als Schulfach ein, sondern auch für die Gründung einer ersten bulgarischen Kunstschule. 1867 wurde sein erster Entwurf mit ausführlicher Projektskizze des Lehrprogramms veröffentlicht. Es ist zugleich der erste bulgarische Entwurf für eine Bildungseinrichtung nach mitteleuropäischem Vorbild. Dieses ambitionierte Vorhaben basierte auf den Erfahrungen, die Pavlovič während seiner Ausbildung an der Münchener Kunstakademie gesammelt hatte.

Die Eröffnung der Kunstschule im Jahr 1896 konnte Pavlovič selbst nicht mehr erleben, durch sein Engagement wurde aber auch das Fundament des, besonders im Bereich der bildenden Kunst, regen und tiefgreifenden künstlerischen Transfers auf der Kommunikationsachse München-Sofija gelegt, die aus der Sicht Bulgariens von enormer Bedeutung ist.

Diese nach Münchener Vorbild konzipierte erste bulgarische Kunstakademie fungierte seit ihrer Eröffnung als deutsch-bulgarisches kulturelles Bindeglied.²⁵ Die Großzahl der Professoren des ersten Kollegiums der Kunstakademie „Nikolaj Pavlovič“ – der erste Rektor Jan-Vaclav Mrkvička (1856-1938, später Ivan Mrkvička genannt), Jaroslav Vešin (1860-1915), Ivan Angelov (1864-1924), Žeko Spiridonov (1867-1945) und Martin Vassilev (1867-1931) – hatten ebenfalls ihre künstlerische Ausbildung in München erhalten, sodass der Einfluss des Münchner Kunstmilieus sich nicht nur in der Übernahme vieler Lehrmethoden widerspiegelt, sondern auch in der Vertretung verwandter Kunstauffassungen und analoger Denkmodelle in Bezug auf die modernen Kunstströmungen.

Die Herausbildung des bulgarischen Kunstmilieus in der Zeit um und nach der Gründung der Kunst-

23 Vgl. Dobrianova-Jeliazkova: Zur Geschichte der bulgarisch-deutschen Beziehungen in der bildenden Kunst (wie Anm. 20), S. 37 mit Fußnote 46. Neben Pavlovič stehen auch Stanislav Dospevski mit seiner Ausbildung von 1852-1858 in Moskau und Christo Cokev von 1867-(?) ebendort. Zu den wenigen bulgarischen Künstlern, die vor 1878 eine akademische Ausbildung erhielten, siehe auch: Konev, Ilija: Zur Charakteristik der deutsch-bulgarischen Kulturbeziehungen im 18. und 19. Jahrhundert, in: Bulgarisch-deutsche literarische und kulturelle Wechselbeziehungen im 18. und 19. Jahrhundert, Sofija 1985 (Конеv, Илия: Към характеристиката на немско-българските културни взаимоотношения през 18.-19. век, в: Българо-немските литературни и културни взаимоотношения през 18.-19. век, София 1985), S. 232-233.

24 Hierzu jüngst: Die bulgarischen Künstler und München. Die neue Kunstpraxis von Mitte 19. bis Mitte des 20. Jahrhundert, Anlässlich der Ausstellung in der Städtischen Kunstgalerie Sofija von 12. Dezember 2008 bis 22. Februar 2009, hrsg. von Anelia Nikolaeva und Deniza Kisseler, (zweisprachig), Sofija 2009, S. 70-71; Christova-Radoeva: European Art – Common Routes and Area (wie Anm. 18).

25 Diese Phänomene harren allerdings weiterhin einer genaueren wissenschaftlichen Untersuchung. Zur Kunstakademie in Sofija: Božkov, Atanas: Die bulgarische Kunstakademie, Sofija 1962 (Божков, Атанас: Българската художествена академия, София 1962). Die Publikation stellt die einzige monographische Arbeit über die Entstehung und Entwicklung der Nationalen Kunstakademie „Nikolaj Pavlovič“ in Sofija dar mit Angaben über Struktur und Unterrichtsmethoden, mit den persönlichen Eindrücken von Professoren und Studenten aus der Sicht eines Zeitgenossen. Diese Monographie weist durch die gesellschaftspolitischen Umstände, unter denen sie entstand, einen nur sehr eingeschränkten Analyse Rahmen auf, um die damals geltende sozialistische Doktrin nicht zu verletzen.

schule wurde besonders von der Künstlerpersönlichkeit Mrkvičkas²⁶ vorangetrieben. Zunächst zeichnete sich vor dem Jahr 1878 langsam eine Veränderung in der Kunstproduktion ab, die bis dahin fast ausschließlich auf die Herstellung von Ikonen und von Wandmalereien in Kirchen beschränkt war und kaum über das Handwerkliche und über die Verwendung im Bereich der Architektur hinausreichte. Danach nahm die Transformation insbesondere durch die Einführung der Historien- und der Genremalerei ein rasantes Tempo an, indem sich eine Ablösung von der Tradition widerspiegelte – es war der Wandel vom zunftabhängigen und in erster Linie religiösen Kunstgewerbe zur freischaffenden Tätigkeit weltlicher Kunstprägungen.²⁷

Nachdem diese Entwicklungsprozesse während der Zeit Pavlovičs und seiner Zeitgenossen eingesetzt hatten, kamen bereits mit der Generation Mrkvičkas nun immer mehr die west- und mitteleuropäischen Darstellungsmodi, aber auch das Porträt mit seinem offiziellen und vor allem repräsentativen Charakter hinzu.²⁸ Das Porträt erfreute sich infolge der raschen Industrialisierung des Interesses des Großbürgertums, die ländliche Bevölkerung blieb dabei immer noch skeptisch.²⁹ Somit war der Anschluss an die (west- und mittel-)europäischen Kunstpraktiken eine jener schwierigen Aufgaben, vor denen sich die Künstler unmittelbar gestellt sahen. Der nächste wichtige Schritt zur Lösung dieser Aufgaben war die durch Mrkvička erfolgte Einführung³⁰ des Kunst- und Malunterrichts an den Schulen als Pflichtfach für alle Stufen – Mrkvička galt daraufhin als „Der Pädagoge in der bulgarischen Kunst“. Mrkvičkas vielfältiger Beitrag während seiner langen Amtszeit als Direktor der Akademie von 1896 bis 1920 reichte auf der Basis seiner Erfahrungen aus der Münchner Schule weit über seinen akademischen Wirkungsbereich und sein malerisches Werk hinaus und gab somit der bulgarischen Kunstszenebedeutsame Strukturen.³¹

Umso wichtiger war die Rolle des Antipoden Mrkvičkas, des nach Bulgarien berufenen Tschechen Vešin.³² Aufgrund von Auseinandersetzungen mit der Leitung der Kunstakademie gründete er 1903 mit seinen Studenten die bulgarische Künstlervereinigung „Sävremenno izkustvo“ („Zeitgenössische Kunst“)³³, die sich an das Vorbild der 1892 gegründeten Münchener Sezession anlehnte. Auf

26 Zu Ivan Mrkvička siehe: Protič, Andrej: Ivan Mrkvička, Sofija 1955 (Протич, Андрей: Иван Мърквичка, София 1955), Diese Monographie erschien, sowie ein Großteil der Monographien der meisten bulgarischen Künstler, in einer von den politischen Ideologien stark geprägten Zeit, die gewiss auch kennzeichnende Spuren in den wissenschaftlichen Untersuchungen hinterließ; weiterführende Beiträge: Dinova-Russeva, Vera: „Meine Bilder gehören Bulgarien“. Zum 130. Geburtstag von Ivan Mrkvička, in: Izkustvo, Sofija 1987, Bd. 2, S. 8-13 (Динова-Русева, Вера: „Картините ми принадлежат на България.“ 130 години от рождението на Иван Мърквичка, в: Изкуство, София 1987, брой 2, стр. 8-13.) und Dinova-Russeva, Vera: Münchner Aspekte in der Malerei von Ivan Mrkvička, in: Probleme der Kunst, Sofija 2009, Bd. 3, S. 14-21 (Динова-Русева, Вера: Мюнхенски аспекти в живописа на Иван Мърквичка, в сп. Проблеми на изкуството, София 2009, брой 2, ст. 14-21).

27 Vgl. Dobrianova-Jeliazkova: Zur Geschichte der bulgarisch-deutschen Beziehungen in der bildenden Kunst (wie Anm. 20), S. 36.

28 Ebd., S. 38. Hier sah die Autorin Analogien zwischen der bulgarischen und deutschen Gesellschaft als Folge der raschen Industrialisierung, wobei die Absichten zum Repräsentativen aus zwei verschiedenen Perspektiven motiviert waren. Im ersten Fall ist die Nachahmung der Aristokratie der vorrangige Beweggrund, während im anderen die Überwindung der „schmachvolle(n), sklavishe(n) Vergangenheit“ wichtiger ist.

29 Ebd., S. 38.

30 Vgl. Protič Ivan Mrkvička (wie Anm. 26), S. 6-7.

31 Zu den zahlreichen Aspekten des Beitrags Mrkvičkas siehe Dobrianova-Jeliazkova: Zur Geschichte der bulgarisch-deutschen Beziehungen in der bildenden Kunst (wie Anm. 20), S. 39.

32 Zu Jaroslav Vešin siehe: Jaroslav Vešin, Katalog, Nationale Kunstgalerie, hrsg. von Bistra Rangelova, Sofija 2005 (Ярослав Вешин, Каталог, НХГ, съст. Бистра Рангелова, София 2005). Auch hier charakterisieren ein kleiner Textteil und zahlreiche qualitative, aber kaum ausreichende Abbildungen die Publikation; an dieser Stelle sei die einzige, im Jahr 1955 erschienene Monographie über den Künstler erwähnt: Cončeva, Mara: Jaroslav Vešin, Leben und Werk, Sofija 1955 (Цончева, Мара: Ярослав Вешин, Живот и творчество, София 1955).

33 Siehe hierzu Dobrianova-Jeliazkova: Zur Geschichte der bulgarisch-deutschen Beziehungen in der bildenden Kunst (wie Anm. 20), S. 45.

diese Weise werden weitere Parallelen der Entwicklungsprozesse in Bezug auf das Münchner Kunstmilieu bezeugt, indem nicht nur die Lehrmethoden, sondern auch die Beschäftigung mit aktuellsten Kunstströmungen eine deutliche Vergleichsbasis liefern.

Revidierend lässt sich zusammenfassen, dass die bulgarischen Künstler, Kunsterzieher, -kritiker und -vermittler vor der schweren Aufgabe standen, in der kurzen Zeit von wenigen Jahrzehnten die jahrhundertelange Tradition künstlerischer Praxis und die damit verknüpften Entwicklungsprozesse zu durchlaufen, ein konkurrenzfähiges Kunstmilieu aufzubauen und sich auf dieser Grundlage in der sich rasch veränderten gesellschaftlichen Situation im Land zu etablieren.³⁴ Zugleich blieben sie selbst von demselben rasanten Wandel nicht verschont, der Bulgarien in eine „Transformation als Dauerzustand“³⁵ versetzte. Dieser Wandelspiegelte sich deutlich auch im Bereich der bildenden Kunst Bulgariens, in den dortigen Entwicklungsprozessen und in ihrer Rezeptionsgeschichte wider. In diese hier nur grob umrissene bulgarische Kunstszene wurde Kiril Conev zunächst durch Vladimir Dimitrov – der Meister eingeführt, um schließlich gleichsam offiziell durch Professor Ceno Todorov (1877-1953), der sein erster Pädagoge an der Akademie war, aufgenommen zu werden.³⁶ Todorov war einer der ersten Studenten an der Kunstakademie „Nikolaj Pavlovič“ gewesen und stand ihr als Rektor zwischen 1930-32 vor. Er gab seinem Schüler Conev im breitgefächerten Unterricht insbesondere das Streben nach Synthese und Klarheit mit auf den Weg, sein Motto „eine vereinfachte Malerei ist stets eine tiefe Malerei“³⁷, aber auch den starken Bezug zu den Alten Meistern.³⁸

4 Kiril Conev als Kunstvermittler seit der Ankunft in München

Conevs akademischer Ausbildungsweg ähnelt demjenigen von Nikolaj Pavlovič und zum Teil auch dem von Mrkvička. Auch er brachte seine Erfahrungen in die Heimat zurück und setzte auf dieser Grundlage wichtige Akzente für die Entwicklungsprozesse in der bulgarischen Kunst. Der wesentliche Unterschied zu den oben genannten ersten Künstlerpädagogen Bulgariens besteht darin, dass Conev die Grundlage seiner Ausbildung in Bulgarien bzw. in Sofija bekam, um erst dann in Wien³⁹ und München weiter zu studieren. Eine weitere Besonderheit seines Aufenthaltes in München ist, dass sich Conev im Gegensatz zu vielen seiner Landsleute – es wurden bis dato über 60 Namen von Künstlern⁴⁰, die in der Periode 1878-1945 an der Münchner Kunstakademie studierten und eine so

34 Vgl. Bieberstein: Ivan Milev und die Zeitschrift *Vezni* (wie Anm. 21), S. 17. Die Autorin hebt die Unterschiede in den gesellschafts-politischen Situationen und ihren Einfluss auf die jeweiligen lokalen Entwicklungsprozesse der Kunst hervor. Ähnliches stellte Friedbert Ficker neben der Kunstproduktion auch für deren historische Betrachtung innerhalb desselben Zeitraums fest, siehe: Ficker, Friedbert: Entwicklung und Stand der Kunstgeschichte in Bulgarien. Versuch eines Überblicks, Atanas Božkov zum Gedenken, in: *Kunstchronik* 48 (1995), S. 217-226. So sah er Bulgariens junge Kunsthistoriker vor dem Problem, „sich das Vergleichsmaterial aus Europa zu erarbeiten, um damit neben der Materialsammlung einer Bewertung und Einordnung der bulgarischen Kunst der Vergangenheit gerecht zu werden, zugleich waren sie aber gefordert, sich den künstlerischen Notwendigkeiten der Zeit zu stellen, was einer völlig anderen Sichtweise entsprach.“

35 Vgl. Brunnbauer/ Höpken (wie Anm. 7).

36 Zu Ceno Todorov siehe Ivanov, Vičo: Ceno Todorov, Leben, Persönlichkeit, Werk, Sofija 1957, (Иванов, Вичо: Цено Тодоров, Живот, личност, творчество, София 1957).

37 Lexikon der Bildenden Künste in Bulgarien, hrsg. von Alexandăr Obretenov, 3 Bde, Verlag der Bulgarischen Akademie der Wissenschaft, Sofija, 1980-1987-2006 (Енциклопедия на изобразителните изкуства в България, 3 Тома, Българска Академия на Науките, София, 1980-1987-2006), hier: Bd. 3, Sp. 79-80.

38 Vgl. Protič über Todorov, in: Sofija – Europa. Bulgarische Malerei im Kontext der europäischen Kunst, Anlässlich der Ausstellung der Nationale Gemäldegalerie Sofija Dezember 1996 – Februar 1997, hrsg. von Ruža Marinska, Sofija 1999 (София – Европа. Българската живопис в контекста на европейското изкуство декември 1996 – февруари 1997, каталог на изложбата в Националната художествена галерия, съст. Ружа Маринска, София 1999), S. 33.

39 Vgl. wie Anm. 5.

40 Zu der Ermittlung der Namen siehe Dobrianova-Jeliazkova: Zur Geschichte der bulgarisch-deutschen Beziehungen in der bildenden Kunst (wie Anm. 20). In ihrem Umfeld wuchsen namhafte bulgarische Persönlichkeiten heran und entstanden nicht

genannte „Künstler-Kolonie“ bildeten, erschlossen – nicht ausschließlich auf das Studium konzentrierte, sondern aktiv und mit positiver öffentlicher Resonanz am Kunstgeschehen der bayerischen Hauptstadt teilnahm. Die Münchner Schaffensphase von Conev hat viele Höhepunkte – Studium mit bravourösem Abschluss, Familiengründung, Etablierung als freischaffender Künstler, aber auch unermüdliches Engagement bei der Kunstvermittlung.

4.1 Ausbildung

Die Gründe, warum Conevs Wahl auf München als Standort für eine Weiterbildung⁴¹ fiel, sind vielschichtig. Eine der Voraussetzungen bestand sicherlich in der Tradition des (bild-)künstlerischen Austausches entlang der umrissenen Kommunikationsachse München-Sofija. Conevs Zielsetzung vor dem Aufbruch nach München war zunächst gewiss das Studium, des weiteren auch die Möglichkeit zur Selbstverwirklichung sowie die größere Plattform zur Selbstdarstellung. Sein Talent sollte mit dem Studium konsolidiert werden, doch zu seinen grundlegenden Auffassungen gelangte Conev, wie erwähnt, bereits in Bulgarien. Die solide gymnasiale Ausbildung und die darauffolgende Erweiterung seines Horizonts durch ein jeweils einjähriges Studium an den Kunstakademien Sofija und Wien bestätigten sich einmal mehr durch die Entscheidung von Professor Hugo von Habermann, den 25 Jahre jungen Conev direkt in seine Malklasse mit Öltechnik an der Münchner Akademie zuzulassen.⁴² Es dauerte nicht lange und der Bulgare wurde in die Meisterklasse aufgenommen, sodass er ein eigenes Atelier beziehen konnte. Diese Fakten lassen sich nicht mithilfe seiner Studiumsakte rekonstruieren, da sie mit zahlreichen weiteren einem großen Brand in der Akademie zum Opfer gefallen ist. Vielmehr gibt der rege und bis dato kaum ausgewertete Briefwechsel mit seinem Malerfreund Vassiliev darüber Aufschluss.⁴³

wenige Hauptwerke bulgarischer Kunst und Literatur. In München malte Christo Stančev (1870-1950) unzählige seiner Genre-Bilder, Nicola Michailov (1876-1960) einen Großteil seiner Werke, Georges Papazoff (1894-1972) kubistische und surrealistische Gemälde. Viele expressionistische Werke sowie deutsche Landschaftsbilder des Malers Ivan Penkov (1897-1957) stammen aus seiner Münchener Zeit, auch das bekannte Porträt des Dichters Nikolaj Liliev (1885-1960) wurde von Dečko Uzunov (1899-1986) ebendort gemalt. Liliev schrieb den Gedicht-Zyklus „Venci“ (Kränze) und das Poem „Ahasfer“ (Ahasver), selbst die bedeutendste bulgarische Lyrikerin des 20. Jhds. Elisaveta Balčeva (1893-1991), die spätere Bagrjana, dichtete in der bayerischen Hauptstadt. Aus der langen Liste bulgarischer Persönlichkeiten, die in München Spuren hinterlassen haben, seien hier noch der Theaterregisseur Vladimir Poljanov (1899-1988), der Soziologe und Biograph Nikola Michov (1877-1962) und der Literatur- und Kunstkritiker Čavdar Mutafov (1889-1954) aufgegriffen. Die genauere, dokumentarische Erforschung und Erschließung der Spuren dieser Künstler-Kolonie in Münchener Archiven steht ebenso noch bevor wie in bulgarischen Institutionen. Zu der bulgarischen „Künstler-Kolonie“ siehe: Die bulgarischen Künstler und München (wie Anm. 24) und Christova-Radoeva: *European Art – Common Routes and Area* (wie Anm. 18); sowie Milena Georgieva: *An der Grenze zwischen Kunst und Leben. Die bulgarische Kolonie in München (1922-1923). Das Album der Gruppe „Klepalo“ (Simandron)*, in: *Deutsch-bulgarische Begegnungen in Kunst und Literatur während des 19. und 20. Jahrhunderts 2006* (wie Anm. 1), S. 115-139, und ebenda Valentin Angelov: *Die Münchner Periode zweier bulgarischer Maler – Kiril Conev und Konstantin Gärnev*, S. 108-114. Die Ausführungen zu Conev im letztgenannten Artikel stützt sich nahezu ausschließlich auf den zweiteiligen Sammelband und bringt unter diesen Voraussetzung kaum neue Erkenntnisse. Der Artikel wurde in einer gering überarbeiteten Form aus Angelovs Buch (2001) vorgestellt: Angelov, Valentin: *München und die bulgarische bildende Kunst, Sofija 2001* (Ангелов, Валентин: *Мюнхен и българското изобразително изкуство, София 2001*). Das Buch gibt dennoch einen wichtigen Überblick zu der Kommunikationsache München-Sofija.

41 Es ist bekannt, dass der junge Künstler zunächst nach Paris wollte.

42 Vgl. Brief von Conev am 26. XI. 1921 aus München, in: Kiril Conev, *Weg in der Kunst* (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 14. Bei der Aufnahmeprüfung wurden 15 von insgesamt 350 Kandidaten aufgenommen. Im Unterschied zu München durfte man in Sofija keine Klasse überspringen. Ferner auch zu den Praktiken: Dobrianova-Jeliazkova: *Zur Geschichte der bulgarisch-deutschen Beziehungen in der bildenden Kunst* (wie Anm. 20), S. 41. Im Regelfall durften die Studenten in München erst nach fünf Semestern in die Malklasse. Hierzu, S. 44.

Ein erster Vergleich über Struktur und Methoden der beiden Akademien in München und Sofija wurde bereits von Dobrianova-Jeliazkova 1995 angestrebt. Die Ausführungen bezeugen eingehende Kenntnis der Situation in München (siehe S. 41 mit Fußnote 70) und stellen dabei zwar wichtige Parallelen, Unterschiede und vor allem einige wichtige Besonderheiten heraus, dennoch basieren sie zum Großteil auf Božkovs Monographie (*Die bulgarische Kunstakademie*, wie Anm. 25) und auf den sehr wenigen monographischen Werken zu den einzelnen Kunstpädagogen Bulgariens, was auch der Autorin selbst bewusst ist: S. 40-46.

43 Vgl. zu dem Briefwechsel (wie Anm. 12).

Die Briefkorrespondenz zwischen Conev und Vassiliev begann mit Conevs Auslandsaufenthalt und dauerte zeitlebens an. Zur prägenden und zugleich aktivsten Lebensphase Conevs in München ist sie eine besonders wichtige Informationsquelle. Die Briefinhalte zeichnen sich durch sachkundige Aussagen über Studium, Lehrmethoden, Galerien, Kunstereignissen und Künstlerkollegen aus. In den Briefen verbergen sich zudem viele kunstpädagogische Ratschläge und Analysen. Außerdem versorgte Conev auf dem Postweg seine Freunde und Kollegen in der Heimat mit zahlreichen Katalogen und Fachbüchern. Ihre Adressaten informierten sie nicht nur über das aktuelle Kunstgeschehen, die Buchsendungen waren als eine Art Anleitung zur Selbstbildung gedacht.

Die knappen Bemerkungen Conevs in seinen Briefen über die Vorteile und Mängel der Lehrmethoden zeigen, dass er mit Erfahrung an die Materie und Reflexion heranging.⁴⁴ Er bemängelte, insbesondere an der Wiener Akademie, das abendliche Aktmalen, das unzureichende Licht und die Unterrichtspraxis, wodurch den Schülern ein falscher Klassizismus in Technik und Komposition beigebracht würde, aber auch das Fehlen von „Breite“ und des Suchens der „Formen“ und des „Lichts“, die an der Pariser Akademie und auch von den bulgarischen Professoren vermittelt werde.⁴⁵ Sogar bei den Arbeiten im modernen Stil sah Conev eine rituelle Verpflichtung gegenüber der Akademie. Auf der anderen Seite unterstrich der Bulgare die guten Posen der Modelle, die gut argumentierte Korrektur der Dozenten, die Selbstdisziplin der Studenten, die Stille und Sauberkeit, die Bedeutung der Museen und der Bibliotheken sowie insgesamt, dass die Geschichte der Kunst dort bessere Voraussetzungen habe.

Stets betonte Conev die Notwendigkeit, von den Alten Meistern zu lernen, ihrem Beispiel zu folgen und sich in diesem Sinne weiter zu entwickeln. Er drückte seine Freude darüber aus, dass er Werke von Rubens, Van Dyck, Rembrandt, Tizian, Murillo u.a. im Original sehen konnte. Während seiner Studienreisen zu Museen und Galerien in Deutschland, Spanien, Italien, England und Frankreich hat Conev vielfältige Eindrücke gesammelt, bei deren Verarbeitung er sich später nicht nur der Bild-, sondern auch der literarischen Form bediente. Bewusst berief er sich, wie auch sein erster Akademiaprofessor, immer auf die Alten Meister und gab ihnen eine vorrangige Bedeutung: „Sie (die Alten Meister) können an erster Stelle zeichnen (den Disegno), beherrschen die Schwierigkeit (verborgen in) der Form und erst dann kommen sie zur Ausführung in Komposition und in Farbe.“⁴⁶

Und weiterhin: „Damit man nicht dem schlechten Einfluss verfällt, [...], muss man starken Willen, das stetige Konsultieren und den Rat der großen Meister der Vergangenheit haben, bei denen die Zeichnung (den Disegno) und die Komposition, das Licht und das Kolorit und die Form zur Perfektion gebracht sind.“⁴⁷

In Sorge um die bulgarischen Kollegen erklärte der Kunstvermittler Conev, dass die Entwicklung der Kunst eng mit den Alten Meistern verknüpft sei, dass das „Neue“ ohne das „Alte“ nie denkbar wäre.⁴⁸ Ihm zufolge sei die frühe Schulung vor dem Original eine absolute Notwendigkeit, damit der Künstler sich früh einen eigenen Standpunkt und Bezug dazu bilden könne. Er betont, dass die Bedingungen dazu in Bulgarien weitgehend fehlten, weswegen es unmöglich sei, in nur 30 Jahren den Weg „von Giotto bis Cézanne“ zu vollziehen.⁴⁹ Conev bemängelt auch, dass man in der bulgarischen Kunst nicht den „eigenen Weg“ suche.⁵⁰ Er unterstreicht die Bedeutung des Umfeldes, aber vor allem auch

44 Vgl. Brief von Conev am 18. Januar 1921 aus Wien, in: Kiril Conev, Weg in der Kunst (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 10-13.

45 Vgl. Brief von Conev am 18. Januar 1921 aus Wien, in: Kiril Conev, Weg in der Kunst (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 10-13. Besonders S. 12.

46 Hier erstmals übers. und zit. nach Koeva: Kiril Conev (wie Anm. 1), S. 36.

47 Aus dem Bulgarischen hier erstmals übers. aus: Kiril Conev, Weg in der Kunst (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 10-11.

48 Am 14. November 1924 schrieb Conev an Vassiliev einen Brief aus Madrid, in: Kiril Conev, Weg in der Kunst (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 26-28.

49 Ebd., S. 26-28.

50 Zusammenfassend schrieb er an Vassiliev: „Sowohl in dem einen als auch in dem anderen Fall kommt man früher oder später

die allgemeinen Bedingungen, unter denen der Künstler sich als Individuum entwickelt – für ihn ein vorrangiger Punkt als Schule und Akademie.⁵¹ Insgesamt hebt Conev nachdrücklich hervor, wie geeignet das Umfeld in München sei, um zu studieren – alles sei dort auf die Kunst ausgerichtet.⁵² In den meisten Briefen gibt Conev eine Vielzahl von Hinweisen, die darauf zielen, das Selbstbewusstsein seiner Kollegen in Bulgarien zu stärken. Seine Briefkorrespondenz mit Vassiliev wird in der Forschung zwar oft wörtlich zitiert, selten dagegen durch methodische Betrachtung zu wichtigen zusammenhängenden Aussagen, Einflussverweisen, besonderen Eckdaten und nicht zuletzt zu ihrem fachlichen Wert analysiert. Selbst die Berichte zeitgenössischer Ereignisse, die Conev interessierten, werden nicht berücksichtigt, noch in Bezug zu seiner Persönlichkeit gebracht. Die Briefe charakterisieren ihn bereits während seiner Studienzeit als einen formulierungssicheren, stilistisch konstanten und ausdrucksstarken Verfasser pädagogisch- sowie kunstfachgeprägter Texte. Sie sind, wie erwähnt, bis dato die Hauptinformationsquelle über seine Studienzeit bis zur Hochzeit 1924 und bis zu seinem Abschluss ein Jahr später, somit bis zum Eintritt als freischaffender Künstler in das Münchner und das internationale Kunstmilieu. Den eigenen Ausführungen fügte er aktuelle Kritiken aus zeitgenössischen Periodika bei.⁵³ Darüber hinaus schickte Conev auch technische Rezepturen fürs Malen.

Conev nannte in den Briefen nie konkrete Vorgänge aus seiner Ausbildung in München. Stets wusste er aber den eingeweihten Leser durch die genau durchdachte Wahl der Details nahezu verschlüsselt anzusprechen. Extrahiert man exemplarisch an dieser Stelle die oben zitierte Formulierung: „wo ich das Kunstakademiestudium bei den Professoren Habermann und Casper abgeschlossen habe“⁵⁴, wird dem Leser zunächst bewusst, bei welchen Professoren Conev studiert hatte. Den Lesern dürfte aber auch bekannt gewesen sein, dass diese Personenzwei gegensätzliche Akteure der Münchner Kunstpädagogik darstellten, der erste ein Repräsentant der starken ungebrochenen Kunsttradition der Stadt mit den Ansprüchen eines Weltkunstzentrums, der andere ein innovativer Geist in den „erstarrten und reformunwilligen“ Zuständen der Akademie und der Münchner Kunstbürokratie. Beide stehen als Antipoden signifikant für die Situation der 1920er in der bayerischen Metropole und für die zwei einander widersprechenden Lager, wobei die „gute alte“ Tradition trotz rasanter Wirren und Umbrüche in der Zeit die Oberhand behielt.⁵⁵

Auf diese Weise finden zwischen Tradition und Innovation sowohl Conevs Ausbildung als auch sein weiteres Kunstschaffen ihren Platz. Wichtiger sind aber die Sinnbilder, in denen Bild und Wort Conevs ihre Wirkung entfalten. Er pflegte ein gutes, von Respekt geprägtes Verhältnis zu seinem Lehrer Habermann, dennoch wurde das damalige Klima in der bayerischen Hauptstadt aufgrund der stark präsenten Akademietradition von jungen progressiv orientierten Geistern als eingrenzend empfunden. Folglich bildete Conev mit zahlreichen anderen Künstlern eine neue Gruppe namens „Die Juryfreien“. Sie sahen in der von der Münchner Kunstbürokratie gepflegten Tradition ein Hindernis für die Entwicklung von internationaler Kunst auf regionalem Boden und lehnten sich gegen sie auf.

4.2 Conev bei der Künstlervereinigung „Die Juryfreien“

zu der Überzeugung, dass man viel arbeiten muss. Ich weiß, dass Dich die Umstände sehr stören, aber man darf den Mut nicht verlieren, sondern das Kreuz der Kunst muss mit Stärke getragen werden, weil unserer Weg der Weg nach Golgotha (Passionsweg) ist.“ Aus dem Bulgarischen hier erstmals übersetzt aus: ebd., S. 28.

51 Vgl. Brief von Conev am 26. November 1921 aus München, in: Kiril Conev, *Weg in der Kunst* (wie Anm.1), Bd. 2, S. 13-15.

52 Ebd., S. 13-15.

53 Vgl. Kiril Conev, *Weg in der Kunst* (wie Anm. 1), Bd.2, S. 15-18.

54 Vgl. wie Anm. 5.

55 Vgl. Krämer, Steffen: *Die Münchner Kunstakademie in den 1920er Jahren*, in: *Zwischen Deutscher Kunst und internationaler Modernität, Formen der Künstlerausbildung 1918 bis 1968*, hrsg. von Wolfgang Ruppert und Christian Fuhrmeister, Weimar 2007, S. 19-35.

Die Künstler „Die Juryfreien“ präsentierten sich als ein heterogener Verein und waren bestrebt, „alle verantwortungsbewussten, vorwärtsstrebenden begabungen in seiner gemeinschaft zu vereinigen“⁵⁶. Darüber hinaus bezeichneten sie sich mit Stolz und einem besonderen Maße an Selbstbewusstsein als „die einzige von jungen geführte korporation[...], einen künstlerischen nach- und neuwuchs, der mit der kunst der jüngeren generation im übrigen deutschland – was begabung, geist und disziplin betrifft – den vergleich nicht zu scheuen hat.“⁵⁷ In ihrem Programm stand an erster Stelle, Front gegen „das erstarrte alter der münchner kunstbürokratie des letzten jahrzehnts“⁵⁸ zu machen. Folglich spezifizierten sie noch differenzierter ihre Kampfansage und insbesondere ihre Kontrahentin, indem sie gegen jene Kunstbürokratie agitierten, die „unermesslichen schaden (hin-zugefügt hat) und [...] schlimmer noch: es ist stolz auf sein alter, [...] als hüter der tradition und will in partikularistischer absonderung vom deutschen kunstganzen seine eigenart in reinkultur züchten [...], da sie] die vermeintlichen „extravaganzen“ fortschrittlicher kunststätte von münchen fernhalten zu müssen glaubt (weil sie mit münchens „atmosphäre“ nicht im einklang ständen)“.⁵⁹

Die geschlossene Front gegen die kleinbürgerliche Intoleranz und den engstirnigen Lokalgeist hatte bei dem aktuellen Kunstklima in München als primäres Ziel, die Voraussetzungen zu freiem künstlerischen Wettbewerb, „zur wahrung der interessen des standes[...]und zur beeinflussung der allgemeinheit und der verantwortlichen behörden durch den kolektivwillen der fortschrittlichen künstlerjugend“⁶⁰ zu schaffen. Erst an zweiter Stelle trat ihre Absonderung von den übrigen avantgardistischen Richtungen⁶¹, da sie sich nicht mit der Absicht zusammengeschlossen hätten, „eine neue kunstrichtung zu inauguriere“⁶², sondern vielmehr unter dem oft thematisierten Leitbegriff des „Jungseins (Jugend)“ und frei von den erstarrten Schranken der „Alten“. Somit unterstrichen sie zusätzlich, dass sie neben der von ihnen zwar als nicht so alt empfundenen „Neuen Sezession“ – die ebenso nicht weit entfernt von ihrer Programmstellung war – das junge München im Bereich der Bildenden Künste am entschiedensten vertreten und an überregionale und internationale Entwicklungsprozesse in der künstlerischen Praxis anknüpfen und mit ihnen konkurrieren wollten.

Auf diese Weise formulierte die Gruppe konkrete Zielsetzungen, die aus einer Gegenposition heraus keine Schranken vorgeben, sondern liberal in die Zukunft gerichtet sein und freie Räume schaffen sollten: „denn auch die kunst braucht zu ihrer gedeihlichen entwicklung den agonalen geist, der die notwendigen und im grunde nur fruchtbaren weltanschaulichen gegensätze freimütig sachlich austrägt, aber jede kleinlichen eifersüchteleien zwischen bloßen interessengruppen verabscheut“.⁶³

56 Zu Programm der Vereinigung, in: zweijahrbuch deutscher künstlerverband die juryfreien-münchen e. v., band 1929/30, München 1930, ohne Paginierung. Die Kleinschreibung ist eine Eigenart in diesem Katalog, die bewusst von den Verfassern angestrebt und konsequent im ganzen Textteil gehalten wurde. Franz Roh erläutert mit seinem Artikel im Katalog „weshalb man klein schreibt“: „warum 4 alphabete, wenn sie alle gleich ausgesprochen werden (großes lateinisch, kleines lateinisch, großes deutsch, kleines deutsch) [...] welche verschwendung an energie, geduld, zeit und geld! [...] warum überhaupt groß schreiben, wenn man nicht groß sprechen kann? usw.“ Hier wird eine ausführlichere Betrachtung vorgenommen, da diese Künstlervereinigung ebenfalls unbekannt ist. Der Katalog erschien auch im Rahmen der von der Vereinigung veranstalteten Wanderausstellung: Als auswärtige Ausstellungsorte wurden chronologisch wie folgt aufgelistet: September 1929 – Museum Folkwang in Essen; Januar 1930 – Elberfeld Museumsverein; März 1930 – Museum Obernier Bonn; April 1930 – Kunstverein Würzburg; Mai 1930 – Kunstverein Mannheim.

57 Programm Hans Eckstein, in: zweijahrbuch 1930 (wie Anm. 56), ohne Paginierung.

58 Zit. Hans Eckstein, Ebd., ohne Paginierung.

59 Ebd., ohne Paginierung.

60 Siehe Programm, ebd., ohne Paginierung.

61 Eine ausführliche vergleichende Analyse mit den anderen avantgardistischen Kunstströmungen lokaler und überregionaler Prägung ist in Anbetracht des stark eingegrenzten Forschungsstandes zu der Künstlervereinigung „Die Juryfreien“ eine Aufgabe, die den Rahmen dieses Artikels sprengen würde. Die eingehende Betrachtung findet in der Dissertationsarbeit des Autors statt.

62 Zit. Hans Eckstein, in: zweijahrbuch 1930 (wie Anm. 56), ohne Paginierung.

63 Ebd., ohne Paginierung.

Sie strebten damit keine kritiklose Förderung an und wandten sich „gegen die auch offiziell servierte lokale durchschnittsproduktion“⁶⁴.

Die Münchner Kunstkritik reagierte besonnen auf diese Künstlervereinigung, so dass sie ihre Ausstellungsaktivitäten zunächst mit dem Einzug in den Glaspalast und schließlich in eigene Räume in der Prinzregentenstraße 2 ausweiteten.⁶⁵ Sowohl bei den Kollektivauftritten im Glaspalast als auch bei Ausstellungen in den Vereinsräumen und bei Wanderausstellungen in Deutschland waren Conevs Mitwirkung und Kunst ein wichtiger Bestandteil der Repräsentation der Gruppe in den Jahren 1927-29.⁶⁶

Die Strategie der Selbstdarstellung der Künstlervereinigung war raffiniert. Sie druckte im Katalog ihrer Wanderausstellung eine ausführliche Analyse ihres Gästebuches ab. Im Hinblick auf die Ergebnisse dieser Untersuchung – exemplarisch sei der Satz zitiert: „der mangel an ökonomischer konsumkraft wird mit einem mangel an geistiger und seelischer konsumkraft verwechselt“⁶⁷ – machte sie es sich zur Aufgabe, eine lebendige Beziehung zwischen dem allgemeinen Publikum und der modernen Kunst herzustellen. Unter Verzicht auf didaktische Erörterungen – denn „alle bestrebungen, „das volk bilden“ zu wollen, haben etwas peinlich hochmütiges“⁶⁸ – führt der Verfasser der Analyse seine Vorschläge zur Lösung der gestellten Aufgabe vor. Bedenke man, dass es nicht realistisch wäre, Menschen aus allen Sozialschichten gemeinsam in die Kunstaussstellungsräume zu zwingen, „sollte [...] sich in jedem gewerkschaftshaus, in jedem haus eines sport- oder sonstigen vereins, in jeder werkbibliothek usw., eine kleine allmonatlich wechselnde bilderausstellung befinden; und zwar nicht von bildern, „die für's volk passen“, sondern gerade von streng ausgewählten modernen, die zur diskussion und damit zum selbstständigen künstlerischen denken anregen.“⁶⁹

Gewiss, diese Analyse entstand in Zeiten der Weltwirtschaftskrise und zielte besonders auf die Verkaufschancen von Kunst und somit auf die Absicherung der künstlerischen Existenz.⁷⁰

Der Vergleich der Programme der Vereinigungen „Neue Künstler“ und „Die Juryfreien“ zeigt evidente Ähnlichkeiten auf. Von beiden Gruppen werden identische Begriffe verwendet. Die bulgarische Künstlervereinigung „Neue Künstler“ tritt mit ihrem sechs Jahre später formulierten Programm genauso selbstbewusst und zum Kampf entschlossen auf, mit Formulierungen wie „fortschrittlich“, „jung“, „gegen die alte Tradition“, „Beeinflussung der Allgemeinheit“ und nicht zuletzt „zur Wahrung der Interessen des Standes“. Als besonders gutes Zeugnis des Wissenstransfers entlang der Kommunikationsachse „München-Sofija“ brachte Conev keine fremde Ideen und Überzeugungen nach Bulgarien – er war schließlich im Vorstand der Künstlervereinigung „Die Juryfreien“, als sie gemeinsam ihr Programm erarbeiteten. Er wurde auch mit der Aufgabe des Werbens von weiteren Mitgliedern in Berlin und in ganz Deutschland betraut.

Als vergleichbarer Aspekt lässt sich exemplarisch die „Beeinflussung der Allgemeinheit“ als Ziel

64 Ebd., ohne Paginierung.

65 Aus der Telegrammzeitung, in: zweijahrbuch 1930 (wie Anm. 56), ohne Paginierung, Zit.: „Wie diese Reihe junger Maler unbeschwert und ohne geschmäcklerische Absicht besonders in einer kraftvollen Bildnismalerei vordringt, ermutigt dazu, heute von einer jungen „Münchener Schule“ zu sprechen.“

66 Siehe dazu amtliche Kataloge der Münchner Kunstaussstellungen im Glaspalast für die Jahre 1927-29: im Jahr 1927 mit einem Werk unter Nr. 1536 im Saal 55; 1928 mit drei Werken unter Nr. 1611-1613 ebenfalls im Saal 55; und 1929 mit drei Werken unter Nr. 2090-2092 in den Sälen 54-55. Aus Conevs zweitem tabellarischen Lebenslauf, in: Kiril Conev, Weg in der Kunst (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 271, geht hervor, dass er seit 1924 noch vor der Gründung der Vereinigung im Glaspalast ausstellte.

67 Zit. Dr. Wolfgang Petzet, das gästebuch der „juryfreien“, wer besucht in münchen kunstaussstellungen, in: zweijahrbuch 1930 (wie Anm. 56), ohne Paginierung.

68 Ebd., ohne Paginierung.

69 Ebd., ohne Paginierung.

70 Ebd., ohne Paginierung: Wenn aber erst das Kunstinteresse den sozialen Umschichtungen entsprechend sich verbreitert, wie es einst von Kirche und Adel auf das Bürgertum übergriff, dann wird sich auch wieder eine sozialökonomische Daseinsmöglichkeit für den Künstler ergeben.“

sowohl der deutschen Künstlervereinigung wie auch ihres bulgarischen Pendanten vermerken. Den Akteuren beider Gruppen war bewusst, dass Kunst und Künstler enorm auf die Anbindung an die gesellschaftliche Umgebung und ihre Befindlichkeit angewiesen sind, in einem so genannten „Integrationsmodus“.⁷¹ Folglich strebten „Die Juryfreien“, aber auch die „Neuen Künstler“ in Bulgarien, die Bildung und die Aufklärung der Gesellschaft an. Eine viel wichtigere, für die westliche Moderne stets hervorgehobene, aber auch für Kunstströmungen in Osteuropa zutreffende und zumeist übersehene Nuance dieses Aspektes besteht darin, dass sich die Künstlergruppen neben dem Bestreben, die Gesellschaft durch die Kunst zu verändern und zu bilden, primär die Beeinflussung und Umgestaltung der „Auffassung von Kunst“ zum Ziel setzten.⁷²

Diese Entwicklung wurde nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges in Bulgarien mit einer anfänglich unscheinbaren, aber ausgeklügelten Gewalttat unterbunden. Alle bestehenden Künstlervereine wurden aufgelöst und gingen in die Gründung des „Verband(s) bildender Künstler Bulgariens“ am 10. November 1944 ein – mit folgender Absicht: „die Verwischung aller ideellen künstlerischen Unterschiede einzelner Gruppierungen, das Erreichen leichter Kontrollierbarkeit und die Schutzlosigkeit jedes einzelnen Verbandsmitgliedes.“⁷³ Die Durchführung der geplanten radikalen Schritte traf die einzelnen Künstler zu unterschiedlichen Zeitpunkten. Conev wurde im Jahr 1950 aufgrund seiner Konzeption von Kunst, die frei und von jeglicher politischen Ideologie nicht verwendbar war, als Formalist⁷⁴ abgestempelt.

4.3 Conev und das Ausstellungswesen

Neben den Kollektivausstellungen mit der Vereinigung „Die Juryfreien“ regt Kiril Conevs selbstständige Ausstellungsaktivität besonders dazu an, sich mit seinem Werk auseinanderzusetzen. Über sie verraten die bekannten Quellen wenig. Die Forschung beschränkt sich bis heute vor allem auf die Konstatierung einiger nackter Zahlen. In seinen zwei tabellarischen Lebensläufen, die der Künstler selbst verfasste, hielt er ca. 20 selbstständige Ausstellungen fest – darunter acht in München, weiterhin Dresden, in Amsterdam, in Los Angeles, in San Francisco u. a.⁷⁵ –, sowie die Teilnahme an zahlreichen weiteren Kollektiv- und Vereinsausstellungen.⁷⁶

Von der ersten selbstständigen Ausstellung von Kiril Conev, veranstaltet in den berühmten Räumen von Brakls Kunsthaus⁷⁷ in München, wo der Künstler unter anderem auch seinen Spanienzyklus vor-

⁷¹ Über die künstlerische Freiheit, insbesondere hier die der „Ostkunst“, mit dem Bezug auf die Gesellschaft siehe: Wagner, Manfred: Kunst und Freiheit, in: DAgegen. Verbotene Ostkunst 1948-1989, anlässlich der Ausstellung des Ostfonds des Bundesministeriums für Unterricht und Kunst, hrsg. Otto Staininger, Wien 1991, S. 11-14, besonders S. 11. Gemeint ist hier, dass es den Künstlern genauso wie alle anderen Mitgliedern der Gesellschaft nicht möglich sei, sich völlig von der Tradition derselben zu trennen.

⁷² Vgl. zu den Tendenzen dieses Aspekts in der West- und Ostkunst nach dem Jahr 1944, siehe: Knoll, Hans: Erlebnisse an einem Wandel, in: DAgegen 1991, S. 24-26.

⁷³ Vgl. Tatjana Dimitrova: Bulgarien, in: DAgegen 1991, S. 31-41, hier S. 31: Die Autorin erklärt kurz und prägnant das Wesen der Vereinigung wie folgt: „Es wird auch das Wesen dieser Künstlervereinigung grundsätzlich verändert. War die Union zuvor eine vorwiegend syndikalistische Organisation, in der auf natürliche Weise und unter ausreichender Toleranz verschiedene künstlerische Tendenzen und Richtungen vertreten waren, so wird nun in der neuen Organisation die Möglichkeit geschaffen, von außen her in die schöpferische Sphäre einzugreifen. Die Hauptfunktion des neuen Verbandes, der nach sowjetischem Muster modifiziert wurde, besteht eigentlich darin, die Künstler der Macht und der herrschenden Ideologie zu unterwerfen.“

⁷⁴ Neben der allgemeinen Begrifflichkeit zu „Formalismus“ wurde die Bezeichnung „Formalist“ in Bulgarien dazu verwendet, um diejenige Künstler abzustempeln, die nicht im Stil des „sozialistischen Realismus“ arbeiten wollten. Somit wurde „das Recht zu Malen“ diesen Künstler so zu sagen „entzogen“. Die Begrifflichkeit hatte unpräzise Konturen und wurde beliebig auf die Einzelfälle zugeschnitten, infolge dessen eine sehr große Zahl der talentiertesten bulgarischen Künstlerpersönlichkeiten, zu verschiedenen Zeitpunkten mit dieser Bezeichnung argumentativ verurteilt, ihren Beruf nicht mehr ausüben durfte.

⁷⁵ Vgl. Conevs tabellarischer Lebenslauf, in: Kiril Conev, Weg in der Kunst (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 271.

⁷⁶ Ebd., S. 267.

⁷⁷ Vgl. zu Brakls Kunsthaus jüngst: Bambi, Andrea: „Bilderfimmel und Gemälderummel“, Brakls Kunsthaus und die Künstler-

stellte, berichtet ein erhalten gebliebenes Programmblatt in positivem Ton wie folgt:

„Kyril Zoneff ist Bulgare. Seine Kunst ist aber nicht auf eine spezifische nationale Tonart gestimmt, sondern hat internationalen Charakter auf der Basis eines Kolorismus, der beredtes Mittel des Ausdrucks ist. Am unmittelbarsten wirken vielleicht seine Porträts, in denen vielfach das Äußere erreicht ist, was mit der Farbe, wie überhaupt mit den Mitteln der Malerei über einen Menschen gesagt werden kann. Auch die vornehme, dekorative Haltung dieser Bildnisse ist bemerkenswert. In einer Reihe von Motiven aus Spanien offenbart sich mit schöner Klarheit der Instinkt für das rein Malerische und für das Phantastische, der neben dem Wirklichkeitssinn einen wesentlichen Teil des künstlerischen Talentes Zoneffs darstellt [...] und man ist deshalb heute schon auf neue Proben seiner sich rasch und konsequent entwickelnden Begabung gespannt.“⁷⁸

Eine ähnlich gelagerte Kritik in der Presse erhielt Conev auch bezüglich seiner Ausstellungsaktivitäten in den Münchner Galerien Caspari und Heinemann.⁷⁹ Auch in den Zeitschriften „Cicerone“ und „Westermanns Monatshefte“⁸⁰ erschienen Rezensionen über Conevs Kunst, die sich explizit auf die Abhandlung seiner malerischen Qualitäten konzentrieren. Weitere Einzelheiten über Conevs spätere Einzelausstellungen sind bisher noch unbekannt und die Möglichkeiten der Untersuchung seiner Selbstvermarktung daher in erheblichem Maße eingeschränkt.

Dafür ließ bereits die knappe Analyse der Kollektivausstellungen mit der Vereinigung „Die Juryfreien“ klare Strukturen von Conevs Kunstvermittlung erkennen. Auch die Aktivitäten der bulgarischen Künstlervereinigung „Neue Künstler“ verdeutlichen die Besonderheiten in der Methodik der Kunstpräsentation und Conevs Umgang mit den Rezipienten. Als Präsident der „Neuen Künstler“ initiierte er die erste Ausstellung von Kinderkunst⁸¹ in Bulgarien sowie die Jubiläumsfeier zum 100. Geburtstag von Paul Cézanne.⁸² Beide Ausstellungen, von bis dahin in Conevs Heimatland unbekannten Themen, setzten neue Maßstäbe im bulgarischen Kunstleben und zeugen von den klar umrissenen Zielsetzungen im Programm der Vereinigung. Das Novum der ersten Ausstellung von Kinderkunst wurde von einem reich bebilderten Katalog – sein Textteil bediente sich nicht nur kunsttheoretischer, sondern auch neuester psychoanalytischer Methoden – begleitet und ermöglichte somit einen völlig neuen Zugang zum Kunstschaffen und zur Kunst im Allgemeinen. Die „Neuen“ wandten sich sowohl an Kunstinteressierte bzw. Intellektuelle als auch an ein breites Publikum. Sie zogen dabei die Begleitkataloge der Ausstellungen als wichtiges Instrument der Kunstvermittlung an größere Rezipientenkreise heran, ein für die damalige Zeit immer noch sehr junges Feld selbst im Diskurs der zeitgenössischen Museumspädagogik.⁸³ Ihr enormer Wert für die historische und sozial-politische Gruppe Scholle, in: Die Scholle, eine Künstlergruppe zwischen Secession und Blauer Reiter, anlässlich der Ausstellung im Museum Georg Schäfer, Schweinfurt von 17. November 2007 bis 1. Juni 2008, hrsg. von Siegfried Unterberger, München 2007, S. 174-185; zu den Räumlichkeiten: Dr. Willy Burger: Brakls Kunsthaus in München, in: *Moderne Bauformen. Monatshefte für Architektur und Raumkunst* 7 (1913), 461-464; auch zum Architekten des Kunsthauses siehe: Kunstmann, Waltraud: Emanuel von Seidl (1856-1919), die Villen und Landhäuser, Diss. München 1993.

78 Zit. Flyer mit Text von Fritz Braungart, in: Koeva: Kiril Conev (wie Anm. 1), S. 43.

79 In der Zeitungsausschnittsammlung des Stadtarchivs München finden sich zu Conevs Ausstellungen bei Caspari unter ZA 354 Caspari und bei Heinemann unter ZA 359 Heinemann lobende Worte in der Presse.

80 Vgl. Franz Roh, in: *Der Cicerone, Halbmonatsschrift für Künstler, Kunstfreunde und Sammler* 21 (1929), 111; und *Westermanns Monatshefte, Illustrierte Zeitschrift für Gebildete* 74 (1930), 402.

81 Vgl. zu dem Thema jüngst, in: *Association of New Artists* 2012 (wie Anm. 2), S. 230-231.

82 Ebd., S. 246-248.

83 Zu dem Thema Ausstellungskataloge als Instrument der Kunstvermittlung siehe: Cramer, Iris: *Kunstvermittlung in Ausstellungskatalogen, eine typologische Rekonstruktion*, Frankfurt am Main 1998. Die Autorin stellte fest, dass um 1910 die Einführungen in Kunstaussstellungskatalogen immer länger und vor allem exponatbezogener wurden – sie ließen sich folglich überhaupt als Vermittlungstexte charakterisieren. Dies brachte Cramer anhand der Untersuchungen von Gerhard Kaldewey (*Museumspädagogik und reformpädagogische Bewegung: 1900-1933. Eine historisch-systematische Untersuchung zur Identifikation und Legitimation der Museumspädagogik*, Frankfurt am Main 1990, S. 59) in Verbindung mit den museumspädagogischen Bestrebungen, die mit der ersten programmatischen Vorstellung im Jahr 1903 auf der Mannheimer Tagung „Museen als Volksbildungsstätten“ einsetzten, S.

Kontextualisierung kann an dieser Stelle nur in Form einer Randbemerkung notiert werden.

4.4 Conev und das Publikationswesen

Conev kannte selbst das Publikationswesen als Instrument der Kunstvermittlung, das sich sowohl an Künstler als auch an die Betrachter wendete, nicht nur aus der Warte des Rezipienten. Das anfangs zitierte Interview zeigt eine konkrete Betrachtungsperspektive auf, die sich einer durchdachten und an ein breites Publikum gerichteten Kunstvermittlung verpflichtet sah. Die Anfänge Conevs als Kunstvermittler in Periodika und in Buchform sind der Forschung bis dato unbekannt, die Hinweise dazu werden kaum berücksichtigt. Von Untersuchung zu Untersuchung wird lediglich immer weiter die Tatsache konstatiert, dass Conev an Vassiliev geschrieben hatte, die Reproduktion eines seiner Werke werde auf der Titelseite der Mai-Ausgabe der hoch renommierten Münchener Zeitschrift „Jugend“⁸⁴, aus dem Jahr 1925, erscheinen. Stets wird diese Briefstelle thematisiert, ohne dass bisher dieser Bemerkung nachgegangen und damit ein weiteres Bild Conevs, wenn auch nur als Reproduktion, erschlossen worden wäre – die Zeitschrift „Jugend“ liegt inzwischen auch in digitalisierter Form vor.⁸⁵

Conevs Bezug zur Zeitschrift „Jugend“ war weit tiefgreifender, als es sich aus der „einen“ Reproduktion auf der Titelseite eines Heftes erkennen lässt. Er basiert vor allem auf der Arbeit des Künstlers für die Firma seines Schwiegervaters, die ihrerseits wiederum mit „Jugend“ zusammenarbeitete. Conev hatte sich bereits während des Studiums und noch vor der Familiengründung im Jahr 1924 durch Porträtaufträge selbst finanziert⁸⁶, doch mit der Hochzeit vergrößerten sich seine Aufgabenbereiche. Er heiratete Helene Goldenberg, die Tochter des erfolgreichen Kunstverlegers Fritz Goldenberg. Dieser war einer der Inhaber des zu diesem Zeitpunkt deutschlandweit in mehreren Filialen vertretenen Familienunternehmens, der Xylographischen Kunstanstalt Brend’amour & Co München-Düsseldorf-Leipzig-Berlin.⁸⁷ Nach dem Zusammenschluss mit Heinrich Simhart⁸⁸ am 1. November 1898 wurde die Firma unter dem Namen Brend’amour, Simhart & Co noch einflussreicher. Sie arbeitete mit den Zeitschriften „Jugend“ und „Simplicissimus“ zusammen, ferner gab es auch eine Produktion von Bilderbüchern. Der Bezug zur „Jugend“ brachte der Kunstanstalt zusätzliche Einkünfte durch die Arbeit mit den Bildvorlagen namhafter Künstler, insbesondere aus der Münchner Sezession, 17 ff.

84 Diesbezüglich verwendet man selbst in jüngsten Untersuchungen, die Conevs Künstlerpersönlichkeit behandeln, immer noch den Konjunktiv: Christova-Radoeva: *European Art – Common Routes and Area* (wie Anm. 18) „erscheinen würde“ und Angelov (in: *Deutsch-bulgarische Begegnungen in Kunst und Literatur während des 19. und 20. Jahrhunderts* (wie Anm. 1), S. 109) „zu sehen sei“, in selber Form trifft es auch bei älteren Publikationen zu.

85 Das betreffende Werk von Conev ist nur durch die Reproduktion in der Zeitschrift bekannt. Dabei ist zu berücksichtigen, dass der Verlag manche großformatige Arbeiten in so genannten „Jugend“-Auktionen zu versteigern pflegte, um durch die Einnahmen die Zeitschrift zu finanzieren. Hierzu vgl. unter anderem Weisser, Michael: *Titelblätter der Jugend, Dokumente zur gesellschaftlichen Situation und Lebensstimmung in der Jahrhundertwende*, München 1981, S. 11.

86 Im Brief vom 16. Dezember 1922 (in: Kiril Conev, *Weg in der Kunst* (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 19-20) berichtet Conev, dass er sehr beschäftigt mit dem „Porträtieren“ sei und sich seit sechs Monaten ganz selbstständig finanziert. Er erwarte auch nach einigen Tagen ein Atelier zu bekommen, mit dem ein Großteil seiner Sorgen verschwinden werde. Wichtige Fakten über das Familienleben stammen auch aus dem Tagebuch der Tochter Ljuba, das sich heute in digitalisierter Form im Besitz ihrer Kinder befindet. Aus den Memoiren geht ferner hervor, dass Conev als freier Künstler stets genügend Aufträge bekam, was sich für ihn als Ausländer mit der Veränderung der politischen Lage in den 1930er Jahren verschlechterte.

87 Vgl. *Graphische Kunstanstalt Brend’amour, Simhart & Co. 1898-1948*, hrsg. von Josef Martin Bauer, München 1948, ohne Paginierung; und *Sechzig Jahre Brend’amour, Simhart & Co.*, hrsg. von Herbert Schindler, München 1958, ohne Paginierung. Zu Franz Robert Richard Brend’amour und die Firmengründung siehe: Rudolf Schmidt: *Deutsche Buchhändler. Deutsche Buchdrucker*, Bd. 1, Berlin-Eberswalde 1902, Sp. 100-101; sowie: *Biographisches Künstler-Lexikon der Gegenwart*, von Dr. Hermann Alex Müller, Leipzig 1882, Sp. 75-76.

88 Vgl. zu dem Zusammenschluss: *Graphische Kunstanstalt Brend’amour Simhart & Co. 1898-1948*, München 1948, ohne Paginierung.

die zur Vorbereitung für den Druck kamen. Darüber hinaus beschäftigte sich das Unternehmen mit der Herstellung von Ansichtspostkarten. Eine bedeutende Sparte war auch die Reklame, für deren Konzeption die Firma ihre Kunden mit Rat und Tat bei der Gestaltung von Illustrationsmaterial und Texten unterstützte – hier wurde besonders Wert darauf gelegt, dass für die Beratung akademisch gebildete Künstler beauftragt wurden.⁸⁹

Nachdem Fritz Goldenberg das Talent seines Schwiegersohns erkannt hatte, wurde dessen Mitwirkung in der Firma nahezu obligatorisch. Mit welchen Aufgaben Conev in der Firma betraut war, lässt sich dennoch nicht genau ermitteln. Gleichwohl äußerte sich der Bulgare, dass diese Tätigkeit ihn von seinen eigenen Zielen abbringe.⁹⁰ Es kann angenommen werden, dass er künstlerischer Berater, aber auch zuständig für die Anfertigung der Reproduktionen war.

Somit ergibt sich eine enorme Bedeutung der Zeitschrift für Kiril Conev, weit größer als die einfache Koinzidenz der gemeinsamen „Geburtsjahre“ (1896) und weit über den prägenden Charakter in Conevs Kindheit hinaus, als er mit seinen Freunden die europäische Kunst aus den Reproduktionen der Zeitschrift „Jugend“ nachmalte. Damals erfasste die „Jugend“, wie kein zweites Periodikum ihrer Zeit das gesellschaftliche Spektrum der Jahrhundertwende. Sie war der Träger des modernen Stils in Deutschland; sie informierte, regte an und prägte mit jeder Ausgabe das ästhetische Auffassungsgefühl der Künstler, Kunsthandwerker und der frühen Industriedesigner.⁹¹ [...] Die Künstler der Münchner Sezession von 1892 thematisierten das Alltagsleben und zogen die Künste aus ihrem Elfenbeinturm hinaus in die Welt der Trivialität, des Einfachen, Schönen. Dies war die Zeit der Münchner „Jugend“, die als künstlerische Wochenschrift die Werke zahlreicher Maler, Grafiker, Illustratoren und Zeichner der Sezession veröffentlichte.⁹² Die grundsätzliche Konzeption der Zeitschrift verortete Michael Weisser parallel zu den Bestrebungen der Münchner Sezession wie folgt: „eine allgemeine künstlerische Ausdrucksfreiheit anzuregen und diese auch durch Veröffentlichung einem breiten Publikum zugänglich zu machen.“⁹³ Das Programm, das sich in der ersten Doppelausgabe wiederfindet, und die Bezeichnung der Zeitschrift als „Münchner illustrierte Wochenschrift für Kunst und Leben“ zeigt, zudem dass alle Bereiche des kulturellen Lebens angesprochen werden sollten.⁹⁴

Die Zeitschrift „Jugend“ sicherte ihren Vorrang besonders durch das Erreichen eines breiten Publikums. Für jede Ausgabe wurde ein wechselndes und in Farbe gestaltetes Titelblatt konzipiert. Die Zeitschrift gab das Bild ihrer Zeit wieder und ermöglichte schöpferische Freiheit und Entfaltung.⁹⁵

89 Vgl. Unser neues Heim in München, Werbebroschüre mit Photographien und Musterblättern, München 1926; und Sechzig Jahre Brend'amour, Simhart & Co (wie Anm. 87).

90 Erzählungen der Nichte von Kiril Conev aus einem Interview, das im Rahmen einer Forschungsreise mit der Unterstützung von BayHost für das Dissertationsprojekt „Der Maler und Kunsttheoretiker Kiril Conev (1896-1961) – eine bulgarisch-deutsche Künstlerkarriere zwischen den Weltkriegen“ geführt wurde. Als Beleg für Conevs Tätigkeit für die Firma kann ein Kupferdruck des Verlags Brend'amour, Simhart & Co. herangezogen werden, der ein Bildnis des Schwiegervaters reproduziert und sich im Privatbesitz befindet, bis dato unveröffentlicht.

91 Vgl. zit. Weisser: Titelblätter der Jugend (wie Anm. 85), insbesondere S. 10; auch hierzu und insbesondere über die enorme Bedeutung der Titelblätter: Spielmann, Heinz: Jugend 1896-1940, Zeitschrift einer Epoche, Aspekte einer Wochenschrift für „Kunst und Leben“, Dortmund 1988, S. 14. Beide Untersuchungen, wie auch die Großzahl der Abhandlungen zu der Zeitschrift „Jugend“, heben den Vorrang dieses Periodikums um die Jahrhundertwende hervor, während Bouiller, Sophie: „Münchner Wochenzeitschrift für Kunst und Leben“, eine im Zeitgeist verankerte Zeitschrift zwischen Bruch und Kontinuität; am Beispiel des Jahrganges 1919, München 2005, diese Feststellung auch für die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg aufzeigt.

92 Vgl. zit. Weisser: Titelblätter der Jugend (wie Anm. 85), S. 11.

93 Ebd., S. 14.

94 Vgl. erste Doppelausgabe der Zeitschrift „Jugend – Münchner illustrierte Wochenschrift für Kunst und Leben“ vom Januar 1896 und Weisser: Titelblätter der Jugend (wie Anm. 85), S. 14-16, begleitet mit Zitat aus der Zeitschrift: „Hohe, höhere und höchste Kunst, Ornament, Dekoration, Mode, Sport, Politik, Musik und Literatur sollen heute ernst, morgen humoristisch oder satirisch vorgetragen werden.“

95 Vgl. Weisser: Titelblätter der Jugend (wie Anm. 85), S. 17, und im Vergleich zu anderen deutschen Periodika siehe S. 16: „Während die ab 1895 in Berlin erschienene Zeitschrift „Pan“ exklusiv aufgemacht war und Fachartikel über die künstlerische und

Auf diese Weise sammelte Conev wichtige Erfahrungen in einer Art von Kunstvermittlung, die breite Schichten erreichte und somit Einfluss auf Publikumsgeschmack und zukunftsweisende Strömungen ausübte. Er lernte in seiner Arbeit für die Firma seines Schwiegervaters Modelle der gedruckten Bild und Textpräsentation und deren technische Verwirklichung kennen und entwickelte bei dieser Tätigkeit nicht nur sein künstlerisches Talent weiter, sondern auch seinen Schreibstil. Dies bezeugen auch seine flüssig geschriebenen sachbezogenen Texte in der Polemik um die zeitgenössische Kunst in Bulgarien.

Diese Erfahrungen nutzte Conev auch beim Verfassen seiner zahlreichen kunsthistorischen Artikel.⁹⁶ Als er im Jahr 1950 als Formalist abgestempelt wurde, schienen seine Bemühungen vergebens. Conev begründete in Bulgarien zusammen mit seinen Mitstreitern einen neuartigen Zugang zu der Kunst, der im hochgradig ideologisierten politischen Klima nicht anwendbar war. Nach seiner offiziellen Verfehlung musste er fern von der breiten Öffentlichkeit und vom offiziellen Kunstgeschehen bleiben. Folglich widmete er sich dem Verfassen von kunsttheoretischen Untersuchungen. Ein Teil seiner Analysen und Versuche mit Maltechniken und Materialien geht weit zurück und fand bereits noch während der 1930er den Weg in die Öffentlichkeit; das gesamte Manuskript konnte erst 1974 in einer zusammengetragenen, minimal überarbeiteten Form unter der Herausgeberschaft seines Neffen Sašo Stojanov unter dem Namen „Technologie der Schönen Künste“ erscheinen.

Kiril Conevs „Technologie der Schönen Künste“ ist noch heute eine Pflichtlektüre an der Kunstakademie in Sofia. Diese Art von Kunstvermittlung lernte Conev in München bei Professor Max Dörner und dessen gewaltigem Werk „Malmaterial und seine Verwendung im Bilde“. Im Vorwort der Erstauflage von Januar 1921 formulierte Max Dörner: „Die Kunst hat den Boden des Handwerks verlassen und entbehrt daher ihrer sicheren Grundlage.“ Conev war stets bestrebt, diesen Prozess aufzuhalten und umzukehren – mit dieser Motivation und nach dem Vorbild seines dritten Professors in München ging er an die Konzeption eines eigenen fundamentalen Schriftwerks heran. „Zurück zum Handwerk“ war die Botschaft dieser Arbeit, die sich bereits in der Formulierung aus dem Interview Conevs findet: „fremd einer prinziplosen selbstgefälligen Innovation“. „Rückkehr zur Ordnung“ war auch das künstlerische Gebiet, wo er sich malerisch wohl fühlte. Zusammen mit den anderen Vertretern der Neuen Sachlichkeit schuf er nicht nur ein Bild seiner Zeit, sondern setzte zukunftsweisende Akzente.

4.5 Conev – Professor an der Kunstakademie „Nikolaj Pavlovič“

Vor dem Jahr 1950, ab dem Conev seinen Beruf nicht mehr ausüben konnte, erfuhr er sechs Jahre lang die höchste Anerkennung und somit die Erfüllung seiner Bestimmung – die Berufung als Professor an der Kunstakademie „Nikolaj Pavlovič“. Seine pädagogische Arbeit als Professor soll hier das Bild des Kunstvermittlers Conev vervollständigen.

Konkrete Einzelheiten über seine Lehrtätigkeit an der Kunstakademie von 1944-1950 und über seine

kunsthandwerkliche Themen mit ausgewählter Lyrik und Prosa verband, und während sich der ab 1896 in München erscheinende „Simplicissimus“ auf die satirische Unterhaltung in Wort und Bild konzentrierte, deckte die „Jugend“ die weite Spanne zwischen Kunst, Literatur, Politik, gesellschaftlichem Leben und humoristischer Karikatur ab und sicherte sich auf diese Weise den breitesten Interessentenkreis.“

96 Conev arbeitete für die Zeitschriften „Кормило“ (übers. „Steuer“), „Изкуство“ (übers. „Kunst“), „Литературен фронт“ („Literaturfront“) usw. Er verfasste zahlreiche Artikel über Leonardo da Vinci, Diego Rivera, Renoir, Velázquez, weiterhin Artikel wie „Vladimir Dimitrov – der Meister – der Maler des bulgarischen Dorfes“, „Über den Maler der armen Menschen Heinrich Zille“, „Die Ausstellung von Eliezer Alshech“, „Die Ausstellung von Georgi Pavlov“, „Die Ausstellung von Penčo Georgiev“, „Das Werk von Alexander Žendov“, „Die Moderne Kunst“, „Über die mexikanische Kunst“, „Über die Wandmalereien in der Bojana Kirche“, „Impressionismus und sein Einfluss auf die bulgarische Malerei“, „Neue Richtungen in unserer Malerei“, „Irgendwann auf der Insel Cuba“, „Zwei Jahre in Mittelamerika“, „Technologie der schönen und handwerklichen Künste“, „Technologisches Handbuch des Malers“, „Zu den Veränderungen in den Tönen von Gemälden und Techniken zum Verhindern oder zum Verlangsamten dieser Veränderungen“ usw. Die vorliegende Auflistung kann an dieser Stelle nicht den Anspruch auf Vollständigkeit erheben.

Lehrmethoden finden sich in der monographischen Arbeit von Atanas Božkov über die Kunstakademie „Nikolaj Pavlovič“. ⁹⁷ Božkov berichtet dort, dass Conev ein strenger, aber fördernder Lehrer war. Aus den Erinnerungen an den Kunstunterricht schildert Božkov in Einzelheiten das Zehnpunkte-Bewertungssystem ⁹⁸ von Kiril Conev, mit dessen Hilfe der Kunstpädagoge seine Studenten anregte, das darzustellende Objekt oder das Modell auf eine anspruchsvollere, komplexere und analytische Art zu betrachten und anschließend darzustellen, während seine Professorenkollegen „elementare“ ⁹⁹ Erwartungen bezüglich Konstruktion und Licht hatten. Zeichnung, Form, Komposition, Licht, Tiefe, Farbgestaltung und Farbauftrag – all diese bildgestalterischen Kriterien wusste Conev zu vermitteln. ¹⁰⁰ Auf diese Weise sollten die Studenten lernen, über eine akademische Etüde hinauszuwachsen und die Anforderungen eines akademischen Studiums zu übertreffen. ¹⁰¹ Conev erwies sich auf noch einem Gebiet als Pionier: Zwar gab es schon vor seiner Zeit Übungen in Landschaft- und Stillebenmalerei, doch methodologisch ausgereift waren sie noch nicht. So gründete er das erste Atelier für Landschaft- und Stillebenmalerei an der Akademie „Nikolaj Pavlovič“. ¹⁰²

5 Ausblick auf Conevs Malerei als Instrument der Kunstvermittlung mit einer Interpretation seines Werks *Ecce Homo*

Kiril Conev war sich der eigenen Berufung als Kunstpädagoge bereits in der Jugend bewusst. Der Prozess der Selbsterkennung und des Werdens zum Kunstvermittler spiegelte sich in seiner vielfältigen Tätigkeit zunächst als Ratgeber der jungen bulgarischen als auch deutschen Künstler wider. Darauf engagierte sich Conev als Mitglied in Kunstvereinen insbesondere durch sein Koordinationsgeschick bei der Planung und Durchführung von Ausstellungen und weiteren Veranstaltungen ¹⁰³, aber auch als Führungsperson beim Erarbeiten der Programme. Damit zeigte er mehrfach sein Talent als Kunstvermittler. Seine leidenschaftliche und unermüdliche Arbeit für die Kunstvermittlung richtete sich an ein breites Publikum von Kunstschaffenden und -rezipienten. Neben seinem ausdrucksstarken bildkünstlerischen Oeuvre verfasste Conev zahlreiche schriftliche, kunstkritische und -technologische Erörterungen und nahm an der öffentlichen Auseinandersetzung um künstlerische Fragen aktiv teil. Seine Unterrichtserfahrung als Kunstprofessor nutzte Conev nicht zuletzt dazu, um sie an die nächste Generation weiterzureichen – daraus entstand seine „Technologie der Schönen Künste“. Als Ausblick bietet sich die Interpretation eines bis dato wenig bekannten Werks von Conev an, als eine Bestätigung der These, dass sich der Künstler auch in seiner Malerei mit der Thematik der Kunstvermittlung beschäftigte. Ferner veranschaulicht dieses Beispiel die besondere Art der Verknüpfung zwischen Bild und Wort in Conevs Schaffen.

Das Gemälde zeigt ein Porträt von Vladimir Dimitrov – der Meister – des ersten Kunstförderers von

⁹⁷ Vgl. Božkov: Die bulgarische Kunstakademie (wie Anm. 25).

⁹⁸ Vgl. Božkov, Atanas: Die bulgarischen Beiträge für die europäische Zivilisation, Sofija 1993, über Kiril Conev S. 378-385 (Бошков, Атанас: Българските приноси в европейската цивилизация, София 1993). Hier, S. 379.

⁹⁹ Ebd., S. 378.

¹⁰⁰ Ebd., S. 378-379. Conev schrieb auf die Blätter der Studenten die wichtigsten Kriterien für die Arbeit mit Modell, an denen sie sich orientieren können: Zeichnung, Form, Komposition, Licht, Material, Volumen, Betonung, Beziehung zwischen den Formen usw. Diesbezüglich Božkov: Die bulgarische Kunstakademie (wie Anm. 25), S. 133-135.

¹⁰¹ Vgl. Božkov: Die bulgarischen Beiträge für die europäische Zivilisation (wie Anm. 98), S. 379.

¹⁰² Vgl. zu der Gründung des Ateliers: Božkov: Die bulgarische Kunstakademie (wie Anm. 25), S. 120 und besonders S. 135-136. Conev initiierte die Gründung des Ateliers und war 1947-1950 dessen Leiter. Außerdem engagierte er sich für eine „demokratische Organisation“ an der Akademie und somit für eine in Bulgarien neuartige Beziehung zwischen dem Pädagogen und dem Schüler.

¹⁰³ Conev war außerdem aktives Mitglied im bulgarischen Studentenverein „Shipka“ in München, insbesondere wirkte er bei der Durchführung der Bulgarischen Woche am 20-27. Juni 1927 in München.

Conev (Abb. 2) (Vladimir Dimitrov – der Meister (Ecce Homo), 1920-1930, Öl auf Leinwand, 57,5 x 48 cm, in Privatbesitz)¹⁰⁴. Das Werk befindet sich in einem verhältnismäßig guten Erhaltungszustand. Es trägt keine Signatur, lediglich eine bisher nicht wahrgenommene, bedeutungsvolle Inschrift. Sie verläuft am unteren Bildrand, der sie in der Mitte abschneidet, und lautet in vervollständigter Form ECCE HOMO.

Das Porträt, das nach gründlicher Beschreibung¹⁰⁵ auch mit anderen Werken des Künstlers abgeglichen werden konnte, lässt sich nachweislich mit antiken Bildnissen und sogar mit Prophetendarstellungen Michelangelos aus der Sixtinischen Kapelle vergleichen. Eingebettet in die christliche Ikonographie des Ecce Homo durch die markante Inschrift wurde auch ein christomorpher Aspekt herausgearbeitet und nachgewiesen, der sich parallel in anderen zeitgenössischen Kunstporträts zeigen lässt. Auf diese Weise erlaubte die gründliche, beschreibende und ikonographische Analyse des Gemäldes, unter Berücksichtigung der Schriftquellen und des Vergleichs mit zahlreichen Bildnissen von der Antike bis dahin zu Werken seiner Zeitgenossen, eine Interpretation des Künstlerporträts, das Dimitrov als Propheten, als Philosoph, als Christusähnlichen erscheinen lässt – als einen Künstler, der mit seiner Kunst eine Brücke zur Ewigkeit schlägt.

Das Porträt basiert auf der engen persönlichen Beziehung zwischen Kiril Conev und Vladimir Dimitrov, aber auch auf der gründlichen Auseinandersetzung mit den geistigen Intentionen des Meisters und der in seinem Oeuvre verborgenen Vision von Kunst. Bedeutender noch für die Erkenntnis von Conevs Denkweise ist an dieser Stelle die Wechselwirkung zwischen Bild und Wort, die hinter diesem Werk steht. Die erstmals in Verbindung mit dem Porträt gebrachte Textpassage aus der Korrespondenz lautet:

„Eins kann ich sagen, dass der Meister [gemeint ist Vladimir Dimitrov] als Pädagoge [gleich Philosoph] und Maler immer mehr und mehr vor meinen Augen wächst, als Weiser [Seher] in unserer Kunst. Oft zum Beispiel erinnere ich mich an seine Worte: „Wir werden den anderen nur das geben können, was wir als Bulgaren haben, damit sie sehen, welchen Weg wir gehen, und für uns selbst – wir müssen all jene Schönheit spüren, die es in den Viten und in den Werken der Großen Meister gibt.“¹⁰⁶

Dabei war Conevs Kunst und Wirken nahezu frei von nationalen Vorzeichen. Vielmehr bietet sein Oeuvre eine Synthese aus Tradition und Innovation, die nicht nur ihre Zeit interpretiert, sondern auch stets frei von politischen Ideologien Entwicklungs- und Aufklärungsprozesse der Gesellschaft anzustoßen versucht, mit dem Motto: Kunst verbindet, Kunst erzieht, Kunst berichtet und definiert. Künstler sind Seismographen der Prozesse einer Gesellschaft. Somit bietet Conevs Erbe, eingebettet im zeithistorischen und sozialpolitischen Kontext, ein breites Spektrum von wissenschaftlichen Fragestellungen.

104 Das Gemälde wurde bis dato nur in einer schwarz-weißen Reproduktion bei Koeva 1996, S. 76 (wie Anm. 1) aufgenommen, ohne dass die Autorin näher auf das Werk eingeht. Erstmals wurde das Porträt monographisch bearbeitet in: Lalov, Valeri: „Ecce Homo“ von Kiril Conev – neue Aspekte seiner Münchner Werkphase“, in: Probleme der Kunst, Bd. 4, Sofia 2011, S. 39-47 (Лалов, Валери: „Ессе Номо“ на Кирил Цонев – нови изследвания върху творчеството на художника в Мюнхен, в: Проблеми на изкуството, кн. 4, София 2011, ст. 39-47).

105 Ebd., S. 39-40.

106 Aus dem Bulgarischen erstmals hier übers. aus: Kiril Conev, Weg in der Kunst (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 10-11.



Abb. 1: Kiril Conev, Selbstporträt, 1934-1935, technische Daten und Aufbewahrungsort unbekannt



Abb. 2: Vladimir Dimitrov - der Meister (Ecce Homo), 1920-1930, Öl auf Leinwand, 57,5 x 48 cm, in Privatbesitz

*Aspekte der Transformation
im postsowjetischen Russland*

Gläserne Schokoladenfabrik, Besucherbergwerk und Autofabrik? Die Entwicklung des Werks- und Fabriktourismus in Russland

Marina Egorova (Moskau)

1 Was ist „Fabriktourismus“?

Was ist Fabriktourismus eigentlich? Dazu ein Beispiel: Schloss Wackerbarth bei Dresden ist ein staatliches Weingut. Es gibt eigene Weinberge, wo Weintrauben angebaut werden. Diese werden zu Wein und Sekt verarbeitet und der Wein und Sekt verkauft. Das ist das eigentliche Hauptgeschäft von Schloss Wackerbarth. Vor einigen Jahren wurde dort nun aber auch ein neues großes Ausstellungsgebäude gebaut, wo man die Geschichte des Weinanbaus und der Weinherstellung besichtigen kann. Es gibt Führungen durch die Weinberge mit Verkostungen sowie ein spezielles Restaurant und wöchentlich wechselnde Veranstaltungen rund um Wein und Sekt. Man muss dafür auch Eintritt bezahlen.

Ferner existieren auch Dritt-, also Tourismusunternehmen, die Ausflüge zum Schloss anbieten und damit dort für weitere Besucher sorgen. So wurde eine zusätzliche Einnahmequelle neben dem Kerngeschäft des Wein- und Sektverkaufs des Schlosses geschaffen, die wesentlich zum Umsatz beiträgt. Und diese neue Einnahmequelle – das ist der Fabriktourismus. Durch dieses wird auch der Absatz des Kernproduktes Wein und Sekt gefördert, denn die Besucher der Ausstellungen und der Weinbergführungen kaufen fast immer danach auch Wein und Sekt von diesem Weingut. Daraus folgt: Fabriktourismus dient in vielen Fällen einerseits als zusätzliche Einnahmequelle, andererseits als Marketinginstrument für das eigentliche Hauptgeschäft.

In Westeuropa, besonderes in Deutschland, ist der Fabriktourismus schon sehr weitentwickelt und es gibt unzählige Angebote von der Besichtigung von Bergwerken, Autofabriken, Schokoladenfabriken usw. Wie sieht es aber in Russland aus?

2 Entwicklung des Fabriktourismus in Russland

Bis zur Perestroika gab es im Sozialismus praktisch keinen Fabriktourismus – bis auf ein paar Betriebsbesichtigungen bzw. Kombinatbesichtigungen von Universitäten, Schulen und anderen Ausbildungsinstitutionen. Diese waren aufgrund der sozialistischen Ideologie natürlich kostenlos.

Nach der Perestroika gab es bis 2005 praktisch überhaupt keinen Fabriktourismus in Russland. Der Grund war die allgemeine schlechte wirtschaftliche Lage. Das heißt, dass die russischen Unternehmen erst einmal damit beschäftigt waren, von der sozialistischen Planwirtschaft auf die kapitalistische Marktwirtschaft umzustellen. Eine Ausnahme: das russische Unternehmen „Severstal“ – hier konnte man sich zwar nicht die eigentliche Produktion anschauen, jedoch gab es Museen von „Severstal“. 80% der Besucher kamen aus dem Ausland.

Die nächste Etappe reichte von 2005 bis 2008 – die ersten zwei russischen Unternehmen Promtur und Turoprom begannen, als kommerzielle Tourismusunternehmen Fabriktourismus in verschiedensten Fabriken und Unternehmen anzubieten. Seit 2009 kann man dort als Besucher z.B. Exkursionen in den Fernsehturm „Ostankino“ mitmachen, zur Weihnachtsspielzeugfabrik oder sogar zu Atomkraftwerken fahren und diese besichtigen. Ab 2012 soll das Angebot erweitert werden.

Der Fabriktourismus in Russland ist im Vergleich zu z.B. Westeuropa noch unterentwickelt. Seine Entwicklung ist aber aus verschiedenen Gründen wichtig für Russland:

- Um den russischen Dienstleistungssektor zu verstärken und dort neue Arbeitsplätze zu schaffen.
- Alte Maschinen in geschlossenen russischen Fabriken können als Demonstrations- und Ausstellungsobjekte beim Fabriktourismus weitergenutzt werden, anstatt zu verrotten. Ein Teil der durch die Schließung der bankrotten Betriebe wegfallenden Arbeitsplätze kann durch Umwandlung in neue Fabriktourismus-Jobs in derselben Fabrik gerettet werden.
- Durch steigende Löhne in Russland haben die Menschen mehr Geld für Freizeit zur Verfügung. Der Fabriktourismus schafft eine neue Möglichkeit, dieses Geld auszugeben und trägt damit zur höheren Zirkulation des Geldes und damit zu Erhöhung der wirtschaftlichen Aktivität bei.
- Genau wie in Deutschland ist Fabriktourismus in Russland natürlich für die Unternehmen selbst Marketing und Werbung und kann den Absatz der eigentlichen Fabrikprodukte fördern.

Wahrscheinlich wird sich besonders Fabriktourismus bei Wein, Bier, Schokolade und Käse entwickeln.

3 Probleme und Herausforderungen bei der Entwicklung des Fabriktourismus in Russland

Die Probleme bei der Entwicklung des Fabriktourismus in Russland sind vielfältiger Natur. So z.B.:

- Bürokratische Barrieren des Staates (z. B. Verbote für Tourismusagenturen, Exkursionen in bestimmte Fabriken durchzuführen).
- Barrieren der Unternehmen selbst
 - ▶ Hier sind einerseits Tourismusagentur-Unternehmen gemeint, die Touren in die Fabriken anbieten. Diese sind, obwohl sie damit Geld verdienen, oft selbst skeptisch über die Entwicklung des Fabriktourismus und weiten ihre Aktivitäten nicht unbedingt schnell auf neue weitere Fabriken aus – vielleicht auch deshalb, weil sie kaum Konkurrenz zu fürchten haben, denn es gibt wenige solche Fabriktourismusagenturen.
 - ▶ Andererseits sind die Fabriken selbst gemeint, die manchmal trotz Interesses einer Fabrik-tourismusagentur keine Exkursionen in ihre Fabriken zulassen wollen, oder den ökonomischen Sinn solcher Exkursionen nicht erkennen und diese kostenfrei anbieten.
- Mangelhaftes Marketing der Firmen und der Gebietskörperschaften – das heißt einerseits geben die Regionen zu wenig Geld für Werbung aus, andererseits gibt es keine richtige Abstimmungen und Koordinationen bzw. Zusammenarbeit im Marketing zwischen den Firmen und den Regionen. Außerdem haben die Firmen noch nicht erkannt, dass man auch seine Produkte an die Fabriktouristen verkaufen kann und vergeben damit oftmals die Chance, einen zusätzlichen Absatzweg für ihre Waren zu nutzen.
- Terrorismusgefahr bzw. potentielle Terrorismusgefahr – das bedeutet, dass die russischen Terrorismusexperten in fast jedem Besucher einer Fabrik einen potentiellen Terroristen sehen, der einen Anschlag verüben könnte. Daraus folgen große bürokratische Barrieren sowohl von den Unternehmen selber, als auch von der staatlichen Seite:
 - ▶ -Von staatlicher Seite her kann man folgendes sagen: die Sicherheitsbehörden wollen größtmögliche Sicherheit für das beschützte Fabrikunternehmen erreichen und dieses Ziel steht diametral dem Ziel entgegen, dort Fabriktourismus einzurichten. Z.B. brauchte man früher in einem typischen Unternehmen im Moskauer Gebiet zwei Unterschriften, um es besuchen zu dürfen, heute sind es 16.
 - ▶ Von Unternehmensseite her ist zu bemerken: in vielen Unternehmen arbeiten ehemalige

Militärs, die natürlich aus ihrer Vergangenheit heraus ein hohes Sicherheitsdenken entwickelt haben und damit selbst den Fabriktourismus blockieren können.

- ▶ Unklare und undeutliche Gesetze in Russland. Das bedeutet die Gesetze können von den ausführenden Beamten verschieden und sehr weitläufig interpretiert werden. Somit kann man auf einer und derselben Rechtsgrundlage den Fabriktourismus je nach Interessenlage fördern oder behindern. Momentan behindern die Beamten eher die Ausbreitung des Fabriktourismus, genauso die Unternehmer selbst.
- ▶ Unterentwickelte Verkehrsinfrastruktur in Russland – d.h. die meisten Straßen sind nur in und um Moskau und St. Petersburg gut ausgebaut, während viele Lebensmittelfabriken sich aber in der Provinz befinden. Es ist also schwierig, potenzielle Besucher zu diesen Fabriken zu bringen.
- ▶ Die sozialistische Vergangenheit (also die Planwirtschaft) und die sozialistische Mentalität – d.h. wie schon weiter oben erwähnt sehen die Russen ein Unternehmen als Organisation an, die zum Produzieren und nicht zum Anschauen da ist. Daraus entstehen auch verschiedene Ängste vor dem Fabriktourismus, z.B. vor einem Terrorismusanschlag, vor Verrat von Fabrikgeheimnissen (Spionage), vor der Sichtbarkeit von rückständigen, technologisch veralteten und dreckigen Fabriken.

Wenn wir uns also alle die Probleme beim Fabriktourismus in Russland noch einmal zusammenfassend anschauen, merken wir, dass die Probleme nicht primär wirtschaftlicher Natur sind, sondern vor allem im politischen und administrativen Bereich zu finden sind, und mit der besonderen Mentalität der Russen zusammenhängen. Deshalb muss ein Konzept zur Entwicklung des Fabriktourismus auch vor allem in diesen Bereichen ansetzen, um überhaupt Voraussetzungen dafür zu schaffen.

4 Wie kann der Markt des Fabriktourismus besser entwickelt werden?

Wie kann nun der Markt des Fabriktourismus besser entwickelt werden? Es muss eine institutionalisierte Zusammenarbeit zwischen Universitäten, Forschern und Praktikern geben. Warum? Wie bereits erwähnt, gibt es große bürokratische Hürden von staatlicher Seite für die Entwicklung des Fabriktourismus. Um diese zu beseitigen, muss man beim Staat Gehör für seine Probleme finden. Einem privaten kleinen Unternehmen hört der Staat aber nur selten bis gar nicht zu, was er bei einer staatlichen Universität oder bei staatlichen Forschern schon eher tut. Kommt es zu einer Zusammenarbeit zwischen Universitäten, Forschern und Praktikern, und entwickeln diese gemeinsame Konzepte, so können die Unternehmer über die staatliche Universitäten durch die gemeinsame Zusammenarbeit Zugang und Gehör beim Staat finden.

Durch die gemeinsame Zusammenarbeit zwischen Universitäten, Forschern und Praktikern werden außerdem zukünftige erste Kunden (also Besucher) bereits für den Fabriktourismus begeistert, also z.B. an den Projekten mitarbeitende Wissenschaftler, Studenten usw.

Weiterhin werden durch die Kooperation ebenso die besten Programme für den Abbau der Bürokratiehemmnisse (die die Entwicklung des Fabriktourismus behindern) ausgearbeitet, wie spezielle Marketingpläne für konkrete Fabriktourismusprojekte. Durch die Vorstellung dieser Projekte auf Konferenzen, Ausstellungen und weiteren Diskussionsforen wird die Bekanntheit des Fabriktourismus weiter gefördert und zukünftige potenzielle Kundschaft angeworben.

Zusammenfassend lässt sich also sagen, dass die Zusammenarbeit zwischen Universitäten, Forschern und Praktikern zu einem großen Schub in der Entwicklung des Fabriktourismus führen kann, weil dadurch eine bessere Möglichkeit geschaffen wird, einerseits die behindernden Bürokratiehemmnisse abzubauen, und andererseits das russische Bewusstsein für den Fabriktourismus zu schärfen und somit auch Hemmnisse im Kopf der Menschen, vor allem der Entscheidungsträger in den

Unternehmen, abzubauen.

5 Resümee

Der Fabriktourismus in Russland ist im Vergleich zu Westeuropa unterentwickelt. Interessanterweise liegen die Ursachen für diese langsame Entwicklung vor allem im politischen und mentalen Bereich, auf Deutsch übersetzt: die Unternehmen können bzw. dürfen nicht und/oder wollen nicht. Statt Marketingplänen braucht es demzufolge zuallererst eine politische Lösung, um diese Barrieren zu durchbrechen. Diese Lösung befindet sich in einer institutionalisierten Zusammenarbeit von Universitäten, Praktikern und Forschern. Inwieweit es zu dieser Zusammenarbeit kommen wird, wird die Zukunft zeigen.

Zwischen Markt und Protest. Aktionskunst im heutigen Russland

von Saskia Göldner (Berlin)

1 Einleitung

Ein mit weißer Farbe auf grauen Straßenasphalt aufgemalter Phallus, der sich in der Nacht auf den 15. Juni 2010 in 65 Meter Länge und 27 Meter Breite über die aufklappbare Litejnyj-Brücke erstreckt und sich anschließend vor dem Petersburger Hauptquartier des Inlandgeheimdienstes FSB erhebt, sorgt bei den zufällig teilnehmenden Rezipienten dieses Kunstwerkes für eine Mischung aus Begeisterung und Fassungslosigkeit.¹ Die russische Miliz greift auf der Stelle ein und nimmt den Aktivisten Leonid Nikolaev, Mitglied der Künstlergruppe Vojna², noch vor Ort fest. Im Jahr darauf erhält Vojna für jene Aktion im öffentlichen Raum den mit 10.000 Euro dotierten staatlichen Kunstpreis Innovacija³.

Was sind die ästhetischen Kriterien für diese Art von Kunst? Lassen sich innerhalb dessen etablierte künstlerische Strategien feststellen, derer sich die Urheber bedienen? Und wie kann eine „ästhetische“ Rechtfertigung lauten, wenn Personen bei derartigen Kunstwerken zu Schaden kommen?⁴ Während Juristen wie Pavel Čikov, Vorsitzender der russischen Menschenrechtsorganisation Agora, sich auf sprachsemantischer Ebene zur Verteidigung der verfolgten Künstlergruppe mit ihren Werken auseinandersetzen und ausländische Journalisten sie als Initialzündung der Protestbewegungen in der modernen russischen Gesellschaft deuten, möchte ich mich ihnen mit einer performanceästhetischen Fragestellung nähern, um kulturimmanente Spezifika für die russländische Aktionskunst ermitteln zu können. Dabei lassen sich die zu betrachtenden künstlerischen Strategien auch als zweckgebundener Handlungsraum beschreiben.

Die Aktionskunst Russlands orientiert sich zu Beginn des 21. Jahrhunderts an zwei Richtungen, die unterschiedlich motiviert sind. Die jüngere ist die offen protestierende, unkommerzielle, politische Aktionskunst, die der Tradition russischer Performancekunst während des Moskauer Konzeptualismus und zu Teilen des postsowjetischen Aktionismus folgt. Beispielgebend dafür ist die 2005 in St. Petersburg gegründete Künstlergruppe Vojna. Die andere Art von Aktionskunst wird vom Künstlerduo Sinie nosy⁵ exemplifiziert, das sich etwa fünf Jahre zuvor in Novosibirsk zusammenschloss, bald aber vermehrt Werke in Moskau zu schaffen begann. Sie stehen meiner Ansicht nach für eine kommerzielle Aktionskunst, die den ironischen Protest als Marke benutzt, um auf die Massenkultur zu reagieren, die überwiegend von Konsum und Markt geprägt ist. Auf der Biennale in Venedig repräsentierten sie 2003 und 2005 die zeitgenössische Kunst Russlands, waren auf renommierten, internationalen Ausstellungen vertreten und sind heute fester Bestandteil der westeuropäischen Ga-

1 Die Aktion ist auf dem Blog des Vojna-Mitglieds Aleksej Plucer-Sarno ausführlich bebildert und beschrieben. Plucer-Sarno, Aleksej: Novaja akcija Vojny «Chuj v PLEnu u FSB!» i inauguracija Našego Prezidenta Leni Jobnutogo, in: Ders.: Blog of the Voina Group Chief Media Artist Alex Plutser-Sarno: Actions, Performances, Installations. Ironic Notes from Russia about Protest Street Art and Radical Political Artists, unter <<http://plucer.livejournal.com/265584.html>>, 30.09.2012.

2 Krieg.

3 Innovation.

4 Bei der Aktion Dvorcovyj perevorot [Palastrevolution] am 16. September 2010 in St. Petersburg wurden mehrere Polizeiwagen in einer Nacht von Vojna-Mitgliedern umgedreht, um deutlich zu machen, dass der Staatsapparat nur bei Abänderung ihrer Sichtweise die Lage der AktivistInnen begreifen kann. In zwei der Wagen befand sich während der Aktion je ein schlafender Milizionär. Treščanin, Dmitrij: Aktivisty «Vojny» oprokinuli miliciju na kryšu, in: Svobodnaja pressa, 20.09.2010, unter <<http://svpressa.ru/society/article/30793/>>, 20.09.2012.

5 Die Blauen Nasen bzw. The Blue Noses Group.

lerieszene. Die Gruppe Vojna wurde vor allem durch die Aktion *Chuj v plenu u FSB*⁶ (Abb.1) bekannt und sorgte spätestens seit 2011 nach der Verleihung des staatlichen Kunstpreises Innovacija für kontroverse Diskussionen innerhalb des Landes. In Westeuropa hingegen erhalten sie künstlerische Anerkennung und wurden 2012 im Rahmen der 7. berlin biennale unter kuratorischer Leitung von Artur Żmijewski als Co-Kuratoren assoziiert.

2 Begriffe und Geschichte der russischen Performancekunst

Für eine Interpretation der vorgestellten Aktions- und Videokunst als maßgebende russlandspezifische Performance-Ästhetik bedarf es eines Rückblickes in die russische Performancegeschichte im Kontext des Moskauer Konzeptualismus. Unabhängig dessen ist die Entwicklung der Aktionskunst als selbstständiges Genre außerhalb der Landesgrenzen unter Betracht zu ziehen, da sie den russischen Untergrund zu Zeiten des Eisernen Vorhangs dennoch beeinflusste und sich nach dem Zerfall der Sowjetunion viele Künstler zunächst an der Ästhetik des Westens orientierten.

2.1 Theorie der Performancekunst

Die performative Wende in der westlichen Kultur zu Beginn der 1960er Jahre verlieh den bildenden Künsten einen so genannten „Performativierungsschub“⁷, wodurch sich die Aktions- und Performancekunst als eigene Kunstgattungen herausbilden konnten.

Die Grenzen zwischen den verschiedenen Künsten wurden immer fließender – sie tendierten zunehmend dazu, Ereignisse statt Werke zu schaffen, und realisierten sich auffallend häufig in Aufführungen.⁸

In den 1980er Jahren veröffentlichte die Kulturwissenschaftlerin Edith Almhofer eine der ersten Studien über Performance Art. Almhofer, bei der Performance Art als „Live-Art“ bezeichnet wird, zeigte dabei erstmalig an nordamerikanischen und europäischen Beispielen, dass Performance Art seit den 1970er Jahren eine neue, „unvermittelte Darbietung künstlerischen Aussagen“⁹ erschafft, die die Kunst erneut¹⁰ aus den institutionellen Zwängen befreit und an die Gesellschaft annähert. Dies erreiche sie durch eine Mehrdimensionalität und Multimedialität des Kunstwerkes. Die Struktur des Werkzusammenhangs sei „von Elementen des theatralischen, tänzerischen und musikalischen Ausdrucks als auch von den neuen Medien Photographie, Film und Video“ gekennzeichnet, was dadurch indirekt die „Prinzipien, Möglichkeiten und Grenzen jeder Form künstlerischer Gestaltung“ thematisiert.¹¹ Dadurch erhält die Kunst eine weitere Dimension, die bei der Repräsentation von Realität unabdingbar sei, nämlich die Dimension der Zeit. Performance Art gehört damit zu ephemerer Kunst, da sie die „spezifischen Qualitäten, Dauer und Vergänglichkeit, Einmaligkeit und Uneinholbarkeit,

6 Schwanz, ein KGB-Häftling. Übersetzt nach Gruppe Voina: Wer ist Voina?, in: Freie Voina, unter <<http://de.free-voina.org/about>>, 30.09.2012.

7 Fischer-Lichte, Erika: Ästhetik des Performativen, Frankfurt am Main 2004, 22.

8 Ebd.

9 Almhofer, Edith: Performance art. Die Kunst zu leben, Wien, Köln, Graz 1986, 7. Dass die Kunst stets bemüht sei, eine neue Kunstform zu schaffen, „die der zeitgenössischen Wirklichkeit bis zur Identität hin angenähert ist und dadurch geeignet erscheint, den unanschaulichen, komplizierten Mechanismus dieser Welt aufzudecken, darzustellen und schlüssig zu interpretieren“, zeigt Almhofer in einer chronologischen Darstellung der vor der Performance Art entstandenen Ausdrucksformen. Sie fasst den Futurismus, Dadaismus und Surrealismus als Vorstufenbewegungen zusammen, aus denen danach die Kunstbewegungen Informel, Action-Painting, Pop-Art, Happening, Fluxus, Nouveau Réalisme, Concept-Art, Aktionismus, Body-Art und erst dann die Performance Art entstanden seien.

10 Entgrenzungen in der Kunst sind im Prinzip nichts Neues. Jedoch sind die Errungenschaften, beispielsweise die der historischen Avantgarde-Bewegungen, zur Entstehungszeit der Performance Art ja schon institutionalisiert worden.

11 Almhofer, Performance art, 7.

sowie [...] objektivierte Aufhebung in der individuellen und kollektiven Erinnerung“ aufweist.¹²

Was in Almhofers Studie leider in den Hintergrund gerät – gerade in Hinblick auf Aktionskunst als politischer Protest – aber in meinen Augen hervorgehoben werden muss, ist die Frage nach der Funktionalität von Performancekunst. Der Künstler Bruce Barber, auf den sich Almhofer auch bezieht und der 1981 einen Essay über die Funktion von Performance in der postmodernen Kultur verfasste, formuliert dies folgendermaßen: Funktion und Performance korrespondieren zwar über die Vermittlung (instrumentality) und die Nützlichkeit (utility) miteinander, unterscheiden sich aber darin, dass die Funktion etwas ausführt (agency). Die Performance schaffe kein Produkt, sie könne nicht für irgendetwas gebraucht werden und sie bilde nichts ab.¹³ Sie kann also als ziellose, ungeordnete Tätigkeit gesehen werden und erhält damit Ritualcharakter.

Im Vergleich mit dem Theater hat die Performancekunst dennoch einen erheblichen Einfluss auf die Gesellschaft. Der Theaterwissenschaftler und Performancekünstler Richard Schechner definierte die Performancekunst als „restored behaviour“, als wiederholtes Verhalten aus der Realität.¹⁴ Das „restored behaviour“ meint weniger die Modulation der Realität wie das „keying“ bei Erving Goffman¹⁵, sondern mehr den Prozess der Wiederholung und der fortgeführten Bewusstheit des originalen Verhaltens, das jedoch durch Mythos oder Erinnerung entfernt oder entstellt worden ist.¹⁶ Der Mythos liefert wiederum die Grundlage für die Wiederherstellung. Man muss sich das „restored behaviour“ wie einen Filmstreifen unter der Leitung eines Regisseurs vorstellen. Die Quelle des Filmstreifens wird zwar aufgenommen, jedoch wird sie eigentlich durch die Entfernung von den originalen Bedingungen zu einem rohen Material, das zu einem neuen Prozess, einer neuen Performance verarbeitet werden kann. Solche „restored behaviours“ kreieren eine Realität auf einer den Alltag verlassenden Ebene und bestimmen daher im Grunde das Wesen einer jeden Veranstaltung innerhalb einer Kultur. Performances können vom Schamanismus, dem Exorzismus, der Trance, dem Ritual, dem ästhetischen Tanz und Theater, den Einführungsriten, den sozialen Dramen, der Psychoanalyse, dem Psychodrama und der Transaktionsanalyse gebraucht werden.¹⁷

Performative künstlerische Arbeiten sind – in chronologischer Abfolge ihrer Entstehung – das Happening, die Performance Art, die Body Art und die Aktion. Jede dieser performativen Arbeiten ist ein ephemerer, partizipatorischer Ereignis, das zum Erhalt auf ein Medium angewiesen ist. Das Ephemere hat jedoch nicht den Zerfall des Kunstwerkes zur Folge, sondern kreiert eine neue, expansive und freie Konzeption des Kunstwerkes als solches¹⁸ und öffnet damit auch die Grenze von Kunst zu Nicht-Kunst. Aktionskunst kann im weiteren Sinne als Subform zur Performance Art gezählt werden und gilt als Angriff auf gesellschaftliche Annahmen oder Strukturen, insbesondere für das Bearbeiten von Genderfragen in der Kunst. Der Begriff „actionism“ wurde erstmalig von Valie Export verwendet. Marvin Carlson definiert ihn in seinem Glossar zur Performance Art als „a kind of *guerilla theatre*, inspired by the work of the Vienna Aktionist painters, that directly challenges specific

12 Ebd., 8.

13 Barber, Bruce: The Function of Performance in Postmodern Culture: A Critique, in: Pontbriand, Chantal (Hg.): Performance text(s) & documents. Actes du Colloque. Performance et Multidisciplinarité, Postmodernisme. Proceedings of the Conference Multidisciplinary Aspects of Performance, Postmodernism. Montréal, 9, 10, 11 Octobre 1980, Montréal 1981, 32–36, 32.

14 Schechner, Richard: Between Theater and Anthropology, Philadelphia 1985.

15 Vgl. Goffman, Erving: Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen, Frankfurt am Main 1993.

16 Carlson, Marvin A.: Performance. A critical introduction, New York 2004, 46f.

17 Ebd.

18 Klocker, Hubert: Gesture and the Object. Liberation as Aktion: A European Component of Performance Art, in: Ferguson, Russell/Stiles, Kristine (Hgg.): Out of actions. Between performance and the object, 1949-1979. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Geffen Contemporary at Museum of Contemporary Art, Los Angeles 08.02.-10.05.1998; sowie Museum of Contemporary Art, Tokyo 11.02.-11.04.1999, London 1998, 159–196, 159.

cultural assumptions and structures, particularly those involving gender roles.”¹⁹

2.2 Ästhetik und Geschichte der russischen Aktionskunst

Die Geschichte der russischen Performancekunst ist nur unwesentlich kürzer als die der westeuropäischen. In Russland entwickelte sich die Performance, genau wie in Europa, in den 60er bis 70er Jahren zu einer selbständigen Kunstform.²⁰ Die Anfänge des Moskauer Aktionismus wurden vor allem durch die 1976 gegründete Künstlergruppe Kollektivnye dejstvija (KD)²¹, aber auch durch Muchomor²², und später in den Achtzigern von den Čempiony mira²³ geprägt. Ab den neunziger Jahren gibt es einen deutlichen Schnitt in der Performancekunst in Russland.

Russische Gegenwartskunst war bis vor zwei Jahrzehnten noch gleichbedeutend mit inoffizieller Kunst²⁴, die eine Öffentlichkeits- und Wettbewerbsebene lange Zeit überhaupt nicht oder lediglich als modifizierte Adaption kannte.²⁵ Eine der großen Herausforderungen während der „russischen Krise“²⁶ in der Postperestrojka war es, neben der Suche einer individuellen, nationalen Identität, sich mit neuen Fragen der sovremennoe iskusstvo²⁷ auseinanderzusetzen.²⁸ Nach 1991, als die Ideologie nicht mehr als „festigende[r] Zement im sowjetischen System der Kunst“²⁹ galt und so kein kulturelles Wertesystem für Regeln und Normen vorgegeben war, waren nun die zeitgenössischen Künstler vor diese Aufgabe gestellt.

Das Polemisieren mit dem politischen System hat sich dabei als ein grundsätzliches Wesensmerkmal erhalten.³⁰ Die Strategie der Aktionskünstler in den Neunzigern bewegt sich zunächst zwischen politischem Protest (Ė.T.I.³¹, Anatolij Osmolovskij) sowie Aufmerksamkeit erheischender Idiotie bzw. der künstlerischen Konzeption des Gottesnarrentums³² (Oleg Kulik, Aleksandr Brener) und nimmt dann bewusst marktorientierte Muster an, wodurch auch letztgenannte sich ihren Platz im internationalen Kunstkanon sicherten. Während die Arbeitsweise in der sowjetischen Untergrundszene ein lebenspraktisches Verstecken bedeutete, kennzeichnete die Aktionskunst der Neunziger ein „Ver-

19 Carlson: Performance, 217. Hervorhebung von M.C.

20 Backstein, Joseph: Der russische Aktionismus. Einige Gedanken zum Verständnis, in: Rhomberg, Kathrin (Hg.): It's a better world. Russischer Aktionismus und sein Kontext. Gruppenausstellung 6.6.-13.7.1997, Wien 1997, 15-16, 15.

21 Kollektive Aktionen (KA).

22 Fliegenpilz.

23 Die Weltmeister.

24 Auch: nonkonformistische, alternative oder drugoe [andere] Kunst.

25 Bayer, Waltraud: Gerettete Kultur. Private Kunstsammler in der Sowjetunion ; 1917-1991, Wien 2006, 201f.

26 Vgl. Cheauré, Elisabeth (Hg.): Kultur und Krise. Rußland 1987-1997, Berlin 1997 (Osteuropaforschung, 39). Oder auch Cheauré, Elisabeth (Hg.): Kunstmarkt und Kanonbildung, Berlin 2000 (Osteuropaforschung, 42).

27 Zeitenössische Kunst im Sinne von Contemporary Art.

28 Vgl. Osmolovskij, Anatolij: Kak bylo i kak budet [Wie es war und es sein wird], in: *Chudožestvennyj žurnal* (2000), H. 34, 108-112.

29 Barabanov, Evgenij: Kunstmarkt oder Kunst auf dem Markt?, in: Cheauré: Kunstmarkt und Kanonbildung, 119-137, 126.

30 Osmolovskij: Kak bylo i kak budet, 109.

31 D.I.E.S.E.

32 Ottovordemgentschenfelde, Natalia: Jurodstvo: eine Studie zur Phänomenologie und Typologie des Narren in Christo. Jurodivy in der postmodernen russischen Kunst. Venedikt Erofeev Die Reise nach Petuški, Aktionismus Aleksandr Breners und Oleg Kuliks, Frankfurt a.M. 2004. Die Theorie, russische Aktionskünstler der neunziger Jahre hätten in einem „neo-sakralen“ Raum das Gottesnarrentum reaktualisiert, kann ich meinen performanceästhetischen Untersuchungen nach allerdings nicht bestätigen. Daher möchte ich dieses Phänomen als künstlerische Strategie behandeln und lediglich von einer Konzeption des Jurodstvo [Gottesnarrentum] ausgehen.

steckspiel“³³ auf formsprachlicher Ebene. Brener und Kulik bedienten sich beispielsweise in ihren Performances und Aktionen der Strategie der Idiotie, um die politische und künstlerische Realität als nicht intelligibel zu interpretieren.

Neben den bereits genannten gehören zu den wichtigsten russischen Performancekünstlern der neunziger Jahre noch Vadim Fiškin, Dmitrij Gutov und Gia Rigvava. Die Kunstkritikerin Ekaterina Degot fasst diese Künstler unter dem Begriff „moderne[n] Moskauer Aktionismus“³⁴ zusammen. In Abgrenzung zum Moskauer Aktionismus vor 1991, wie ihn u.a. die Künstlergruppe KD unter Andrej Monastyrschij zwischen 1976 und den späten Achtzigern stark prägte, bestimmt die neunziger Jahre der „Grad [der] Aggressivität und Unmittelbarkeit“ und erinnert damit an den Wiener Aktionismus.³⁵ Die Arbeiten der KD sind gekennzeichnet durch drei essentielle Elemente: die Landschaft, die Reise, die Sprache in Form des Kommentars.³⁶ Sie grenzen sich stark von den neuen Aktionisten ab, da sie sich im Allgemeinen auf der Suche nach künstlerischen Freiräumen und Ausdrucksmöglichkeiten im Sowjetregime befanden. Sie sahen die Aktion als befreiende Geste, die generell als grundlegendes Element des Moskauer Konzeptualismus gelten kann.³⁷ Die KD erinnern daher eher an die Fluxus-Bewegung und haben mit den radikalen Wiener Aktionisten nicht viel gemein.³⁸

Der Unterschied zwischen dem Aktionismus während der Perestrojka in Russland und dem Wiener Aktionismus besteht in der Symbolsprache, die auf unterschiedliche posttotalitäre Vergangenheiten zurückzuführen ist. Das zentrale Motiv in Russland ist „das [...] der moralischen Erniedrigung und der Machtausübung“, das sich in der „Ästhetik der Lager und Gefängnisse, und zwar mit dem Element der homosexuellen Gewalttätigkeit“ niederschlägt.³⁹ Bei den symbolischen Materialien Haut, Bier und Urin im Wiener Aktionismus spricht man von einer „Naziästhetik“.⁴⁰ Die Ästhetik der 1990er Jahre – „alles Ungeklärte, Unsystematische, Chaotische“ entgegen der „Logik als kennzeichnendes Merkmal des Westens“ – ist allgemein von einem Identitätsverlust nach dem Zerfall der sowjetischen Ideologie und ihren entsprechenden Institutionen bestimmt.⁴¹ Das konkrete Ende des postsowjetischen Aktionismus kann man an das Ende der El'cin-Ära (1998/99) setzen.⁴² Ab den Nullerjahren teilt sich die russische Aktionskunst dann in zwei verschiedene Richtungen. Als Unterscheidungsmerkmal zu den vergangenen Künstlergenerationen kommt bei beiden Richtungen ein gänzlich neuer Aktionsraum hinzu, der zuvor kaum eine Rolle gespielt hat. So werden das Aufzeichnen mithilfe der Videotechnik und die anschließende Verbreitung der Aktionen über das World Wide Web neuer Bestandteil der Aktionskunst. Eine weitere Gemeinsamkeit der beiden untersuchten Künstlergruppen, die im Folgenden Gegenstand der Betrachtung sein soll, ist die künstlerische Strategie der Ironisierung.

33 Kovalev, Andrej: *Žest vremeni i vremja žesta* [Die Geste der Zeit und die Zeit der Geste], in: Ders. (Hg.): *Rossijskij akcionizm. 1990-2000*, Moskva 2007 (World art muzej, 28/29), 5-15, 9.

34 Degot, Katja: Moskauer Aktionismus. Selbstbewußtsein ohne Bewußtsein, in: Oroschakoff, Haralampi G. (Hg.): *Kräfte messen. Eine Ausstellung ost-östlicher Positionen innerhalb der westlichen Welt. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung in der Künstlerwerkstatt Lothringer Straße / Kulturreferat der Landeshauptstadt München 01.06.-30.08.1995*, Ostfildern 1995, 152-159, 156.

35 Ebd.

36 Vgl. Klocker: *Gesture and the Object*, 166f.

37 Vgl. ebd., 167.

38 Degot: Moskauer Aktionismus, 156.

39 Ebd., 158.

40 Ebd.

41 Ebd., 154.

42 Drews-Sylla, Gesine: *Der Körper im russischen Post-Konzeptualismus*. Dissertation, Tübingen 2007, 105.

3 Ironie als Handlungsraum bei den Sinie nosy und Vojna

Die Aktionen beider Künstlergruppen tragen jeweils explizit ironische Elemente in der Formsprache, in der Werkbenennung oder auch im Handlungsverlauf. Darüber hinaus ordnen die Künstler sich selbst konzeptuell in die Tradition der russischen Lachwelt ein, die nach Schamma Schahadat eine „alternative Kunstwelt“, einen „utopischen Raum“⁴³ in Abgrenzung zur offiziellen, realen Welt schafft. Lachen wird dabei zu einem künstlerischen und „poietischen Akt“.⁴⁴ Im Unterschied zu Schahadat, die Lachgemeinschaften eine künstlerische Genese zuschreibt, sehen die von mir untersuchten Künstler ihren „sozialpolitischen“⁴⁵ oder „kulturkritischen“⁴⁶ Auftrag darin, mit quasi-poietischen Ironiekonzepten auf die zeitgenössische Kultur in Russland zu reagieren. Dabei werden verschiedene Handlungsspielräume innerhalb der russischen Gesellschaft zum jeweiligen zweckgebundenen Aktionsraum.

Während die Aktionen von Vojna eher als russlandreflexiver Zynismus, ja fast sarkastischer Terror im öffentlichen, physisch erfahrbaren Raum aufgefasst werden können, wirken die sketchartigen Aktionen und „Videoperformances“⁴⁷ der Sinie nosy daneben erst einmal wie clowneskes Entertainment, dessen verschiedene Handlungsspielräume über den auf der Straße hinausgehen.

3.1 Aktionskunst als Marke

Der Aktionskunstbegriff der Sinie nosy unterscheidet sich drastisch von denen des Moskauer und des postsowjetischen Aktionismus. So müssen ihre Aktionen strenggenommen als improvisierte Sketche im Sinne von Streichen (*vychodka*) definiert werden.⁴⁸ Dennoch sind ihre Werke aufgrund der im parodisierenden Sketch veräußerten Performativität und des kollektiven Merkmals im Moment des Schaffens als Aktionskunst zu handeln.

Im Dezember 1999 präsentierten die Künstler Konstantin Skotnikov, Aleksandr Šaburov und Vjačeslav Mizin – die beiden letzteren arbeiten nun zusammen als Künstlerduo Sinie nosy – die Fotoserie *Novye Jurodivye*⁴⁹ auf der Ausstellung *Strastoterpcy, ili patologija performans*⁵⁰ im Zverev Centr Moskva. Sie dokumentiert eine künstlerische Aktion, unterscheidet sich in ihrer Formsprache jedoch wesentlich von den später in Erscheinung tretenden radikalen Vojna-Aktionen. In *Novye Jurodivye* persiflieren die Blauen Nasen eine Symbolpose der Aktionisten Necejudik⁵¹ (Vasilij Šugalej, Anatolij Osmolovskij, Aleksandr Brener und Oleg Mavromatti) in den Neunzigern, die in der Aktion *Černyj verch – belyj niz* (Abb. 3) gegen die eingeschränkte Pressefreiheit in Moskau protestierten. Die Fo-

43 Schahadat, Schamma: Das Leben zur Kunst machen. Lebenskunst in Russland vom 16. bis zum 20. Jahrhundert, München 2004, 14.

44 Schahadat exemplifiziert die Poieis einer vom Lachen geschaffenen, alternativen Kunstwelt an Texten und Aktionen, die durch große Figuren der russischen Kulturgeschichte, u.a. Ivan dem Schrecklichen und Peter dem Großen, entstanden sind. Ebd., 139–144.

45 Gruppe VOJNA: Celi i zadači gruppy VOJNA v period 2008–2010gg. [Ziele und Aufgaben der Gruppe Vojna im Zeitraum 2008–2010], in: Svobodnaja Vojna, unter <<http://free-voyna.org/about>>, 30.09.2012.

46 In einem Interview grenzt Aleksandr Šaburov die „kulturkritische“ Kunst der Sinie nosy gegen die Künstlergeneration der Neunziger um Oleg Kulik ab. Agunovič, Konstantin: Videodrom, in: afiša, 12.11.2009, unter <http://www.afisha.ru/article/blue_noses/>, 30.09.2012.

47 Der Begriff Videoperformance (russ. videoperformans) ist noch nicht normiert, wird aber von den Künstlern verwendet. Vgl. Agunovič: Videodrom.

48 Erofeev, Andrej: Sinie nosy. Blue Noses. 2005, in: Galereja M. Gel'mana u.a. (Hgg.): Blue noses. Sinie nosy. Katalog zur Ausstellung Ličnye itogi pervogo desjatiletija. 15 chudožnikov – 15 prezentacij [Subjektiver Rückblick des ersten Jahrzehnts. 15 Künstler – 15 Präsentationen] in der Gosudarstvennaja Tret'jakovskaja galereja 31.10.–9.12.2006, Moscow 2006, 10–21, 10.

49 Neue Gottesnarren.

50 Die Leidensdulder, oder die Pathologie der Performance.

51 Necejudik ist ein Kunstwort und kann mit „überflüssig“ übersetzt werden. Drews-Sylla: Der Körper im russischen Post-Konzeptualismus, 81, FN 88.

toserie *Novye Jurodivye* zeigt die damals noch zu dritt arbeitenden, halbnackten Künstler von Sinie nocy vor verschiedenen Moskauer Kirchen. Nebeneinander stehend richten sie ihren Blick in die Kamera. Dabei ist an ihrer jeweiligen angespannten Körperhaltung, den hochgezogenen Schultern, den zu Fäusten geballten Händen und den verbissenen Gesichtern die eisige russische Kälte deutlich sichtbar. Zusätzlich sind auf den Fotos die Straßen matsch- oder schneebedeckt. In einem später entstandenen Video referieren sie wieder auf jene Aktion im öffentlichen Raum (Abb. 2). Der Bildhintergrund verrät dabei, welche Aktionskunstgeneration sie damit ironisieren wollen.

Der russische, volkstümliche Humor bei den Performances, Fotoserien und Videokunstwerken der Sinie nocy gehört zu ihrem Schaffenskonzept. Der ironische Protest entwickelt sich als Markenzeichen dieser Künstler, wie es neben der Fotoserie *Novye Jurodivye* auch in dem Video *25 korotkich performansov o globalizacii* (Abb. 4) deutlich wird. Das Künstlerduo Sinie nocy ironisiert außerdem vorwiegend die Massenmedien und den Markt, d.h. neben den politischen auch die sozialen und wirtschaftlichen Umstände in Russland. Die klischeehaften Abstraktionen dieser Umstände verarbeiten sie in so genannter Aktionskunst – allerdings mit der Sprache der Medien. Im Unterschied zum dokumentarischen Medieneinsatz bei Performancekunst, tritt das Medium bei ihren Performances als gestische Bewertungsinstanz auf und verleiht der eigentlichen Aussage einen neuen Ausdruck.⁵² Die Ironie über vergangene Performance- oder Aktionskunst wird nicht wie in der Geschichte der russischen Performancekunst im öffentlichen, physisch erfahrbaren Raum, sondern im öffentlichen Raum des Internets und der Massenmedien geäußert. So sind viele ihrer Videos, auch *25 korotkich performansov o globalizacii*, bei RuTube.ru oder Youtube.com anzusehen, obwohl die Künstler durch die Galerie Guelman im Kunstbetrieb vertreten und damit vermarktet werden. Ein Teil der Fotoserie *Novye Jurodivye* ist bei der Galerie Volker Diehl käuflich zu erwerben.

3.2 Post-AktionistInnen?

Die Künstlergruppe Vojna geht im Gegensatz zu den eben beschriebenen Aktionskünstlern mit explizit politischen Zielen in den öffentlichen Raum und führt damit die Entstehungslinie der russischen Aktionskunst fort. Auch die feministische Punkband Pussy Riot, die in Moskau mit einer kirchen- und russlandkritischen Aktion in der Christ-Erlöser-Kathedrale Anfang 2012 für große Aufmerksamkeit sorgte, stellt mittels Kunst politische Forderungen an die eigene Regierung. Seit 2004 organisiert Artjom Loskutov in Novosibirsk so genannte Monstrationen, deren Ziel darin besteht, ohne konkrete politische Forderungen allgemein auf die unzureichende gesellschaftliche Teilnahme und gleichzeitig auf die erschwerten Bedingungen für Demonstranten in Russland hinzuweisen.⁵³ Auffällig bei den genannten Erscheinungen in der aktuellen russischen Aktionskunst ist die explizite Karnevalsmarkierung, d.h. das vorsätzliche Bedienen von Ironiekonzepten in den konzeptuellen Bezügen oder in der ästhetischen Umsetzung. Dies unterscheidet sie so gesehen von den sozialkritischen Kunstprojekten und Aktionen der Petersburger Künstlervereinigung *Čto delat’?*⁵⁴, in der seit 2003 verschiedene Künstler, Philosophen, Kunstkritiker und Soziologen als politisch linksorientiertes Kollektiv zusammen arbeiten.

Die Gruppe Vojna manifestiert selbst die „sozdanie v Rossii real’nogo levogo fronta iskusstva v tradicijach futurizma 1920-ch godov“⁵⁵. Kunst war nach der Oktoberrevolution eine stark gesellschaftsbildende, linkspolitische Funktion zugeschrieben worden. So wollen auch Vojna mit der Schaffung

⁵² Vgl. auch Klocker: *Gesture and the Object*, 159.

⁵³ Loskutow, Artjom / Skotnikow, Konstantin: „Einen Erfolg ohne ein Werk zu schaffen, ist auch ein kreativer Akt“. Artjom Loskutow im Gespräch mit Konstantin Skotnikow, in: Bazhanov, Leonid/Iro, Wolf (Hgg.): *Zeitgenössische Künstler aus Russland*, Göttingen 2012, 23-37.

⁵⁴ Was tun?

⁵⁵ Schaffung einer echten linken Kunstfront Russlands in der Tradition des Futurismus der 1920er Jahre. Gruppe VOJNA: *Celi i zadaci grupy VOJNA v period 2008-2010gg.*, Punkt 6.

einer linken Kunstfront auf radikale Art und Weise nicht nur in Russland, sondern sogar weltweit die politische Protestkunst wiederbeleben.⁵⁶ An oberster Stelle ihrer Zielsetzungen, die sie auf dem Blog *free-voina.org* im Internet veröffentlicht haben, steht das Hervorbringen einer intellektuellen, nicht kommerziellen Kunst, die einen revolutionären Anspruch erhebt. Sie wollen „v stile russkogo libertarnogo dekabrizma“⁵⁷ agieren, aber auch das Künstlerbild eines „romantičesk[ij] gero[j], pobežduščego zlo“⁵⁸, neu prägen. Da in der „bezdusnom kommerčeskom konceptual'nom iskusstve“ von heute Lebhaftigkeit, Expressivität, Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit fehle, müsse ihrer Auffassung nach Kunst allem voran wieder mehr Emotionalität beim Rezipienten erzeugen.⁵⁹

Durch die heutigen Möglichkeiten der Mehrdimensionalität, d.h. durch die Verbreitung ihrer Aktionen mit begleitenden Texten, Videos und Fotos auf Blogs, führt Vojna die Gattung Aktionskunst auf eine neue Ebene des digitalen Zeitalters. Ihre Aktionen können so als Reaktion auf die von Künstlern, Musikern und Schriftstellern erprobte Nutzung des Internets als demokratischen, öffentlichen Raum für künstlerischen Freigeist gelten.⁶⁰ Um diese freiheitliche Entfaltung aus der virtuellen Welt wieder in den realöffentlichen Raum zu transportieren, wo bereits vor der Digitalisierung und Technologisierung traditionsgemäß in Russland Kunst geschaffen wurde, haben sie bewusst die Straße als Handlungsraum ihrer Aktionen gewählt.

Der Galerist Matthew Bown vergleicht die Ideale von Vojna in einem Artikel des *artnet*-Magazins, einer Online-Zeitschrift für und von Kunstmarktspezialisten auf der *artnet*-Plattform, mit der vorrevolutionären russischen Anarchiebewegung, die ihren Ausdruck in der direkten Aktion fand.⁶¹ Keines der führenden Gruppenmitglieder von Vojna wurde in seinem künstlerischen Werdegang von einer Kunsthochschule geprägt. Wahrscheinlich ist das für Bown das ausschlaggebende Argument, ihre Aktionen nicht als Kunst zu zählen. Seine Erklärung, die Kunstwelt würde von ihnen nur als Brückenkopf benutzt werden, um in den Massenmedien zu erscheinen, kann aus performancetheoretischer Sicht jedoch auch als Kunstkonzept gedeutet werden. Die Verwendung von Kunst als Medium zur Veräußerung politischer Forderungen würde die „[art world] activists“⁶², den Kunsthändler Bown eingeschlossen, nötigen, sich damit auseinanderzusetzen. Dennoch prägt politisch motivierte Aktionskunst meiner Auffassung nach eindeutig die Ästhetik als Institution, hier im Speziellen die Performanceästhetik. Die Entscheidung, ob etwas als Kunst gilt oder nicht, liegt in erster Linie bei der Selbstbestimmung der Urheberin oder des Urhebers. Das Kunstsystem, u.a. bestehend aus weiteren Künstlern, Rezipienten sowie vermittelnden, bewertenden und valorisierenden Instanzen, entscheidet sich anschließend für oder gegen die Institutionalisierung des als Kunst bestimmten Werkes. Mit dem Erhalt des Innovacija-Kunstpreises für die Aktion *Chuj v plenu u FSB* ist Vojna jedenfalls in den Kunstkanon aufgenommen worden. Das bestätigt auch Bown.

In Bezug auf den Vergleich mit dem Künstlerduo Sinie nosy sticht die selbst erklärte Einordnung in die Tradition der russischen Lachkultur bei Vojna hervor.

Возрождение русской смеховой культуры, традиций абсурда и сарказма в рамках высокого искусства, то есть возрождение живого веселия на арт-площадках. Создание в России политического стрит-арта в лучших традициях скоморошески-карнавального средневекового

56 Ebd.

57 Im Stile des russischen libertären Dekabismus. Ebd., Punkt 1.

58 Als romantischer, das Böse besiegender Held. Ebd.

59 Herzlosen, kommerziellen Konzeptkunst. Ebd., Punkt 2.

60 Vgl. Schmidt, Henrike: *Russische Literatur im Internet. Zwischen digitaler Folklore und politischer Propaganda*, Bielefeld 2011. Sowie Schmidt, Henrike (Hg.): *Control + shift. Public and private usages of the Russian internet*, Norderstedt 2006.

61 Bown, Matthew: *The Dick of the Matter*, in: *artnet Magazine*, 29.04.2011, unter <http://www.artnet.com/magazineus/reviews/brown/voina4-29-11_detail.asp?picnum=7>, 25.5.2012.

62 Ebd.

ИСКУССТВА.⁶³

Die Wiederbelebung der russischen Lachkultur sowie der Traditionen des Absurden und des Sarkasmus im Rahmen der Hochkunst, d.h. die Wiedererweckung der lebhaften Freude auf den Kunstschauplätzen. Die Schaffung einer politischen Street Art in Russland nach den besten Traditionen der mittelalterlichen Karnevalskunst der Skomorochen.

Viele der Vojna-Aktionen tragen in ihrer Formsprache, aber auch im künstlerischen Konzept oder einfach nur in der Benennung eine ironische Kennzeichnung. Im Verhältnis zum Adressaten beschreiben sie einen russlandreflexiven Zynismus oder Sarkasmus. Vojna reagiert so gesehen auf einen russlandspezifischen Verfolgungswahn⁶⁴, den der Staat gegenüber kritischen Stimmen im eigenen Land ausübt. Die Anklagefälle gegen Kuratoren und Künstler im eigenen Land ergänzen so gesehen die Aktionen, indem das künstlerische Lachen verfolgt und bestraft wird.⁶⁵

Performanceästhetisch stellt Vojna nach Edith Almhofer oder Richard Schechner performative Analysen der eigenen zeitgenössischen Kultur an. Im Sinne Schechners wird dabei ein Stück Wirklichkeit, nämlich der staatliche Kontrollzwang des öffentlichen Raumes und die darauf reagierende Protestkultur in der russischen Gegenwartsgesellschaft, wiedergegeben.⁶⁶ Grenzüberschreitung ist zwar als maßgebendes Ziel der Performance und der Aktionskunst im Besonderen eingeschrieben, nimmt man jedoch Bruce Barbers Definition von Performancekunst wörtlich, so kann sie nicht als funktionales Mittel gebraucht werden. Daher wäre es falsch, die Aktionen von Vojna als Initialzündung einer breitenwirksamen Revolution zu deuten, sondern sie geben eher das „restored behaviour“ der Protestkultur im gegenwärtigen Russland wieder.

4 Zusammenfassung

In Russland wird Aktionskunst seit den neunziger Jahren als Ausdrucksmittel bevorzugt, um die politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Umbrüche und Umstrukturierungen zu reflektieren. In der Aktionskunst Ende der neunziger Jahre und in den 2000er Jahren lässt sich vermehrt die Verwendung einer ironisierenden Strategie beobachten, die konzeptuell eindeutigen Regeln unterliegt, sich auf inhaltlicher Ebene aber einer politischen Positionierung entzieht. Diese Ironiekonzepte können einerseits als ein spezifischer Gestus der russischen Kultur klassifiziert werden, dessen sich die Künstler bedienen. Gleichzeitig machen sie die starke politische Kontrolle des öffentlichen Raumes in der russischen Gesellschaft als auch in der Szene für Zeitgenössische Kunst deutlich.

Die künstlerische Strategie von Vojna unterscheidet sich demnach – genauso wie die der Blauen Nasen – von der postsowjetischen Aktionskunst Russlands. Beide bedienen nicht Strategien des Got-

63 Gruppe VOJNA: Celi i zadači grupy VOJNA v period 2008-2010gg., Punkt 4.

64 Schmidt, Henrike/Teubener, Katy: (Counter)Public Sphere(s) on the Russian Internet, in: Schmidt: Control + shift, 51-72, 53f.

65 Obwohl die Blauen Nasen in meiner Darstellung weniger radikal und politisch erscheinen als die gegenüber gestellten Künstlergruppen, konnte beispielsweise ihr Werk *Putkin* für die Ausstellung *Learning from Moscow* in der Städtischen Galerie in Dresden 2007 den russischen Zoll nicht passieren. Kaiser, Paul/Schmidt, Johannes (Hgg.): *Learning from Moscow. Positionen aktueller Kunst aus Moskau*. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung in der Städtischen Galerie Dresden 24.05.-02.09.2007, Berlin 2007.

Vgl. auch Riwo, Natalija/Rubachin, Konstantin: Grenzssetzungen. Postsowjetische Kontroversen um die aktuelle Kunst, in: *kultura. Russland-Kulturanalysen* (2007), H. 04, 3-15.

66 In Russland kann ein Musikstück oder ein Kunstwerk per Gerichtsbeschluss auf eine Liste illegaler Materialien extremistischen Inhalts gesetzt werden, sodass dessen Verbreitung strafrechtlich verfolgt wird. Čikov, Pavel: *Criminal Prosecution of Artists in Russia 2003-2012. A legal Analysis*, Vortrag im Haus der Demokratie Berlin, 18.04.2012. Allein im Jahr 2011 hat die Menschenrechtsorganisation Agora 850 Fälle für die Verfolgung von aktivistischen Bürgerinnen und Bürgern bearbeitet. Darunter waren nicht nur einzelne Musiker, Künstler, Schriftsteller und Blogger, sondern auch ganze Nichtregierungsorganisationen. Mikitik, Sof'ja: *Stabil'nyj rost. Pravozaščitniki zafiksirovali za god 850 faktov presledovanija graždanskich aktivistov*, in: *Kasparov.ru - internet-gazeta Garri Kasparova*, 26.01.2012, unter <<http://www.kasparov.ru/material.php?id=4F21117DEB6D7>>, 30.09.2012.

tesnarrentums bzw. der Idiotie, sondern die der intellektuellen Ironie – einmal aus einer politischen Motivation heraus und einmal zur Etablierung einer Künstlermarke. Mit Blick auf die Geschichte der russischen Aktions- und Performancekunst können Analogien zwischen Vojna und den Moskauer Aktionisten festgestellt werden, während die Ironisierung und anschließende Kommerzialisierung des politischen Protestes für den Fall der Sinie nosy eher auf eine Entpolitisierung und daher auf Vermarktungsstrategie schließen lässt.

Abbildungen



Abb. 1: Vojna: Chuj v PLEnu u FSB!, 14. Juni 2010, Litejnyj-Brücke in St. Petersburg (Quelle: trenirofki. Vojna group: chuj v plenu u fsb, in: Jandeks fotki, unter <<http://fotki.yandex.ru/users/trenirofki/view/332717?page=0>>, 28.05.2012).



Abb. 2: Sinie nosy: Novye Jurodivye, 2003, Still aus Video na kolenke (Quelle: Nikitsch, Georgij A; Aronson, Oleg (Hgg.): Na kurort! Russische Kunst heute. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung in der Staatlichen Kunsthalle Baden-Baden 01.05.-27.06.2004 und im Internationalen Zentrum der Künstlerinitiativen „Neue Manege“ Moskau im Juli 2004, Köln 2004, 35.)



Abb. 3: Necezjudik, Černyj verch - Belyj niz, Oktober 1993, Weißes Haus Moskau (Quelle: Kovalev: Rossijskij akcionizm, 128.)



Abb. 4: Sinie nosy: Mirovye žandarmy/ World's Policemen, 2003, Still aus 25 korotkich performansov o globalizacii (Quelle: The Blue Noses Group: 25 korotkich performansov o globalizacii. 25 short performances about globalisation, Galereja Gel'mana 2003, unter <http://rutube.ru/tracks/337720.html?v=d e 2 b 5 8 5 5 4 a b 0 e 2 8 e d - 8 3 2 4 4 9 d c 5 3 1 9 2 1 4>), 15.09.2011).

AutorInnen-Verzeichnis

Philipp Brugner

Philipp Brugner studierte von 2007 bis 2012 Slawistik (Hauptfach Russisch), Kunstgeschichte und Politikwissenschaft an der Universität Wien. Das Sommersemester 2011 verbrachte er an der Staatlichen Pädagogischen Alexander Herzen-Universität St. Petersburg. Teilnahmen an Konferenzen und Sommerakademien führten ihn bereits nach St. Petersburg (Russland), Schlaining (Österreich) und Regensburg (Deutschland). Als freier Autor veröffentlichte er journalistische Artikel für u.a. *TAZ-die Tageszeitung*, *der Freitag* und *Profil*. Sein Text „Über die Bedeutung von Ethno-Nationalismus im Tschetschenien-Krieg“ wurde in SAFRAN 08 veröffentlicht. Philipp Brugner ist Projektmitarbeiter am FWF-Projekt „Lives on the Move“ am Institut für Geographie und Regionalforschung der Universität Wien. Zudem ist er Mitglied der Forschungs-Plattform „Wiener Osteuropaforum“.

Marina Egorova

Marina Egorova studierte Buchhaltung, Analysis und Wirtschaftsprüfung an der Moskauer Staatlichen Universität für Lebensmittelproduktion. Sie verbrachte zwei Auslandssemester in Deutschland an der Technischen Universität Dresden und studierte dort Wirtschaftswissenschaften. Derzeit arbeitet sie an ihrer Diplomarbeit.

Saskia Göldner

Saskia Göldner (*1986) hat Slavistik und germanistische Sprach- und Kulturwissenschaft an der TU Dresden studiert. Gleichzeitig besuchte sie die Abendschule an der HfBK Dresden und gründete 2008 mit Lysann Németh, Nina Schmidt und Elke Jänicke die Künstlerinnengruppe institut für wahre kunst. Nach einer Bachelorarbeit über das Zusammenspiel mäzenatischen Verhaltens und der Peredvižniki-Bewegung am Beispiel des Radiščev-Kunstmuseums folgte ein Studium der Kulturen Mittel- und Osteuropas an der HU Berlin und der RGGU Moskau. 2011 nahm sie an der Sommerakademie des IFK Wien *Artistic Research?* in der Sektion *Theorie symbolischer Tauschpraxis* bei Prof. Dr. Beat Wyss teil. Im selben Jahr reichte sie eine Masterthesis über die Desakralisierung der postsowjetischen Aktionskunst Russlands ein, die von Prof. Dr. Susanne Frank und Prof. Dr. Sabine Hänsgen betreut wurde. Zurzeit ist sie als Künstlerin für das Projektstipendium *Art as Democratic Culture* des Kulturbahnhof e.V. in Markkleeberg tätig.

Jonas Grygier

Jonas Grygier wurde 1981 in Berlin geboren und studierte Geschichtswissenschaft, Politikwissenschaft und Volkswirtschaftslehre an der Ernst-Moritz-Arndt-Universität in Greifswald und an der Adam-Mickiewicz-Universität in Posen. Seit 2012 ist er mit seinem Dissertationsprojekt „Die Verwaltung des ‚Fremden‘ – Verwaltungspraxis und Verwaltungsdiskurs zu den neuen Westgebieten in den ersten Jahren der Volksrepublik Polen“ Promotionsstipendiat des „Zentrums für interdisziplinäre Polenstudien“ an der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt/Oder. Sein Forschungsinteresse gilt den Formen von Staatlichkeiten und ihrem Wandel im Laufe von Systemtransformationen und -transitionen. Ein Hauptaugenmerk liegt hierbei auf der Rolle von Verwaltung in modernen Staatlichkeiten.

Andrea Hauff

Das Studium der Fächer Latein und Geschichte an der Universität Tübingen schloß die Autorin im Jahr 2006 mit dem Ersten Staatsexamen ab. Seit 2007 bearbeitet sie als Doktorandin der Philosophischen Fakultät der Universität Tübingen im Fach Mittelalterliche Geschichte das Dissertationsprojekt „Weibliche Heilige im Mittelalter. Förderkreise und Netzwerke“. Von 2008 bis 2012 war sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Seminar für Mittelalterliche Geschichte der Universität Tübingen angestellt, zuletzt im DFG-Projekt *Prosopographie des gallischen Episkopats, 400-700 n. Chr.* Seit Mai 2012 ist sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin der „Deutschen Kommission für die Bearbeitung der Regesta Imperii e.V.“ an der Arbeitsstelle Gießen/Marburg tätig.

Martina Jamborová

Martina Jamborová studierte von 1991 bis 1998 Tschechische Sprache und Literatur und Kunstgeschichte an der Philosophischen Fakultät der Karls-Universität in Prag. Seit 1998 arbeitet sie als Sprachwissenschaftlerin in der Abteilung für Sprachentwicklung am Institut für Tschechische Sprache in Prag (Akademie der Wissenschaften der Tschechischen Republik, Prag). Ihr Interessengebiet umfasst diachrone Lexikologie und Lexikographie sowie diachrone Textologie. Gleichzeitig ist sie seit Oktober 2011 Doktorandin am Institut für tschechische Sprache und Kommunikationstheorie an der Philosophischen Fakultät der Karls-Universität in Prag. In ihrem Dissertationsprojekt konzentriert sie sich auf die Sprache tschechischer Rechtstexte in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts.

Ingeborg Jandl

Ingeborg Jandl, geboren 1987 in Oberwart (Österreich), studierte die Lehramtsfächer Russisch, Französisch, Psychologie und Philosophie an der Karl-Franzens-Universität Graz und an der Mečnikov-Universität in Odessa. Ihre Diplomarbeiten zur semantischen Funktion der Kategorien Metrum, Rhythmus und Lautlichkeit in Marina Cvetaevas Verstragödien *Ariadna* und *Fedra* werden 2013 gemeinsam publiziert. Im Herbst 2012/2013 nahm sie mit einem Dissertationsprojekt zu Gajto Gazdanovs Erzähltexten ein Promotionsstudium der slawistischen Literaturwissenschaft auf. Ihr Forschungsinteresse gilt der slawistischen sowie der allgemeinen und vergleichenden Literaturwissenschaft.

Valeri Lalov

Valeri Lalov, geboren 1981 in Haskovo, Bulgarien, studierte Kunstgeschichte und Klassische Archäologie an der Universität Regensburg und arbeitete von Mai 2005 bis März 2008 als studentische Hilfskraft am Institut für Kunstgeschichte. Seit Oktober 2008 forscht er im Rahmen seines Dissertationsprojekts an der Universität Regensburg am Institut für Kunstgeschichte über das Thema „Der Maler und Kunsttheoretiker Kiril Conev (1896-1961) – eine bulgarisch-deutsche Künstlerkarriere zwischen den Weltkriegen“. Im Dezember 2009 wurde er mit dem „DAAD-Preis für hervorragende Leistungen ausländischer Studierender“ ausgezeichnet und im Frühjahr 2011 durch ein Reisestipendium vom Förderprogramm des Bayerischen Hochschulzentrums für Mittel-, Ost- und Südosteuropa (BAYHOST) *Mobilitätsbeihilfen 2011* gefördert.

Urszula Lang

Urszula Lang, geboren 1984 in Zielona Gora/Grünberg, Polen, studierte Germanistik an der Universität Zielona Gora. 2006-2008 setzte sie ihr Studium an der Julius-Maximilians-Universität Würzburg im Rahmen des Stipendiums der Gemeinnützigen Hermann-Niermann Stiftung fort. Seit Oktober 2009 promoviert sie an der Universität Erlangen – Nürnberg am Lehrstuhl für Fränkische und Bayerische Landesgeschichte. Das Thema der Dissertation ist „Der verbotene Umgang. Zur Kriminalisierung und Verfolgung der Kontakte zwischen Ausländern und Deutschen während des II. Weltkrieges in Nordbayern“. Seit April 2011 ist sie Promotionsstipendiatin der BAYHOST-Stiftung. Zu ihren Interessen gehört die Geschichte Nordbayerns während der Zeit des Nationalsozialismus.

Martin Munke

Martin Munke, geboren 1984, studierte Europäische Geschichte (Abschluss als B.A.) und Europäische Integration mit dem Schwerpunkt Ostmitteleuropa (Abschluss als M.A.) sowie Evangelische Theologie und Germanistik in Chemnitz, Prag und Leipzig. Seit Februar 2011 ist er als Wissenschaftlicher Mitarbeiter bzw. Wissenschaftliche Hilfskraft an der Professur für Europäische Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts der Technischen Universität Chemnitz sowie, bis zum Projektende im August 2012, bei der Sächsisch-Tschechischen Hochschulinitiative (STHI) beschäftigt. Im Sommersemester 2012 war er zudem Lehrbeauftragter an der Technischen Universität Dresden. Sein Promotionsvorhaben zum Thema „Georg Leibbrandt (1899-1982) – Politische und biographische Studien zum Nationalsozialismus“ wird von der Hanns-Seidel-Stiftung gefördert. Seine Forschungsinteressen gelten darüber hinaus der Geschichte Ostmittel-/Osteuropas und Russlands unter kultur- und beziehungsgeschichtlichen Aspekten.

Kateřina Voleková

Kateřina Voleková studierte von 2002 bis 2009 Tschechische Sprache und Literatur und Lateinische Sprache an der Philosophischen Fakultät der Karls-Universität in Prag. Seit 2006 arbeitet sie als Sprachwissenschaftlerin in der Abteilung für Sprachentwicklung am Institut für Tschechische Sprache in Prag (Akademie der Wissenschaften der Tschechischen Republik, Prag). Ihr Interessengebiet umfasst diachrone Lexikologie und Lexikographie sowie diachrone Textologie. Seit Oktober 2010 ist sie Doktorandin am Institut für tschechische Sprache und Kommunikationstheorie an der Philosophischen Fakultät der Karls-Universität in Prag. In ihrem Dissertationsprojekt befasst sie sich mit tschechischer Lexikographie des 15. Jahrhunderts.

Joanna Wiesler

Joanna Wiesler, geboren 1984 in Gliwice/Gleiwitz, Polen, studierte Geschichte an der Adam-Mickiewicz-Universität in Poznań/Posen. 2007-2008 absolvierte sie ein zweisemestriges Stipendium an der Philipps-Universität Marburg und arbeitete als studentische Hilfskraft am Herder-Institut. Seit Oktober 2010 promoviert sie an der Universität Regensburg am Lehrstuhl für Geschichte Südost- und Osteuropas mit dem Thema „Erziehungs- und Fürsorgepolitik in der Volksrepublik Polen. Die Gesellschaft der Kinderfreunde (Towarzystwo Przyjaciół Dzieci) als Organisator der institutionellen Kinderhilfe im Sozialismus“. Im Jahre 2011 arbeitete sie als wissenschaftliche Hilfskraft am Osteuropa-Institut in Regensburg. Zu ihren Interessen gehören die bilateralen deutsch-polnischen Beziehungen seit Ende des Ersten Weltkriegs.

Abstracts

Andrea Hauff: Weibliche Heilige in Ostmitteleuropa im 13. Jahrhundert

Der Aufsatz befasst sich mit einem Kreis von im Ruf der Heiligkeit stehenden Frauen aus den Dynastien der Přemysliden, Piasten, Arpaden und Andechs-Meranier, die im 13. Jahrhundert lebten. Dabei werden die Lebensläufe der Hedwig von Schlesien, Anna von Schlesien, Elisabeth von Thüringen, Agnes von Böhmen und Salomea von Krakau näher vorgestellt. Vor dem Hintergrund der verwandtschaftlichen Beziehungen wird dabei besonderes Augenmerk auf die Ausformung von Lebensmodellen und Heiligkeitskonzepten gelegt.

Martina Jamborová / Kateřina Voleková: Zur Rezeption der lateinischen und deutschen Lexikographie im mittelalterlichen Böhmen

Der Beitrag stellt altschechische Wörterbücher vor, die aus Erfahrungen der mittelalterlichen lateinisch-deutschen Lexikographie schöpften, sowie deutsche Wörterbücher, die im 15. Jahrhundert in Böhmen rezipiert wurden. Die Analyse der ausgewählten philosophisch-theologischen und juristischen lexikalischen Einheiten zeigt, wie die mittelalterliche deutsche Lexikographie zur Entwicklung des altschechischen Wortschatzes beigetragen hat.

Philipp Brugner: Die russischen Slawophilen. Ein Versuch, die ideologische Eigenständigkeit der Bewegung kritisch zu hinterfragen

Der vorliegende Aufsatz stellt eine gekürzte Version von Philipp Brugners am Institut für Politikwissenschaft der Universität Wien eingereichten Bachelor-Arbeit dar. Im Beitrag geht es darum, die philosophische Denkschule der Slawophilen (Russ. Славянофилы, transl. Slavjanofily) im Russland des 19. Jahrhunderts vorzustellen und den Grad ihrer ideologischen Abhängigkeit von anderen Denkschulen zu prüfen. Seine These lautet, dass die Slawophilen-Bewegung nur teilweise eine selbstständige Bewegung war, die durch den Einfluss anderer Denkschulen geprägt und damit auch ideologisch geformt wurde.

Martin Munke: Russlandbilder im Nationalsozialismus: Hitler, Goebbels, Rosenberg

Das Verhältnis von faschistischem Deutschland und kommunistischem Russland war von grundlegender Bedeutung für Theorie und Praxis der nationalsozialistischen Politik. Dennoch lässt sich in den Schriften der führenden NS-Ideologen und in der NS-Propaganda kein einheitliches Bild von „Russland“ feststellen. In allen Ausprägungsformen lassen sich ideologische und propagandistische Äußerungen aber stets auf drei Grundmuster zurückführen: Antisemitismus, Antislawismus, Antibolschewismus. Dabei war der Antisemitismus auch in Bezug auf Russland das entscheidende weltanschauliche Zentrum des Nationalsozialismus.

Urszula Lang: Zur Kriminalisierung und Verfolgung der Kontakte zwischen Polen, Ostarbeitern und Deutschen während des II. Weltkrieges

Urszula Lang schafft in ihrem Artikel einen Überblick zur ihrer Forschungsarbeit, die im Rahmen der Dissertation erfolgt. Im Artikel handelt es sich um die Kontakte zwischen Polen, Ostarbeitern und Deutschen während des Zweiten Weltkrieges. Diese wurden aus rassistisch-ideologischen Gründen verboten. Der „empfohlene“ Abstand zu dem polnischen und sowjetischen Arbeiter durch Deutsche wurde jedoch nicht immer eingehalten. Die Autorin, die sich auf die regionale Recherche in Nordbayern bezieht, skizziert die Folgen sowie die Umstände und mögliche Hintergründe des „verbotenen Umgangs“.

Jonas Grygier: Verwaltete Staatlichkeit als soziale Praxis - Überlegungen zum Zusammenhang von Verwaltung und sozialistischer Staatlichkeit im Spannungsfeld von Herrschaft und Lebenswelten

Der Aufsatz möchte anhand der polnischen Westgebiete nach dem 2. Weltkrieg sich für einen neuen Ansatz stark machen, Gesellschaften sowjetischen Typs zu analysieren. Die Regime in solchen Gesellschaften wollten die soziale Wirklichkeit umfassend kontrollieren. In den Westgebieten boten sich dem kommunistischen Regime theoretisch ideale Möglichkeiten, die gesellschaftlichen Prozesse zu steuern. Mittel zu diesem Zweck ist die Verwaltung vor Ort, die im Spannungsfeld von Machtdispositiven, institutionellen Handlungslogiken und lokal gesellschaftlichen Bedingungen aktiv wird.

Joanna Wiesler: Die Gesellschaft der Kinderfreunde (Towarzystwo Przyjaciół Dzieci) als Organisator der Laienschule 1945-1956

In der Zeit der sogenannten ideologischen Offensive (1948-1956) in der Volksrepublik Polen gehörte der Aufbau einer sozialistischen Gesellschaft zu den vorrangigen Aufgaben der Kommunisten. Innerhalb dieser Aufgabe sollten die weltlichen Schulen der Gesellschaft der Kinderfreunde helfen, bei der Erfüllung der Richtlinien des Staates den Schein der gesellschaftlichen Idee zu wahren.

Ingeborg Jandl: Zur Verbindung zwischen Name und Wesen. Integration und Funktion von Eigennamen in Marina Cvetaevas Lyrik

Die Auseinandersetzung mit mythologischen, biblischen und realen Personen schlägt sich in Marina Cvetaevas Lyrik in einer besonderen Häufigkeit von Eigennamen nieder. Durch deren systematische Wiederholung im Text bestimmen diese entscheidend seine Struktur. Auch setzt die Dichterin die Lautlichkeit von Namen ein, um die Umgebungsbegriffe entweder durch Gleichklang mit diesen zu assoziieren, oder durch lautlichen Kontrast einen Gegensatz auszudrücken. Solche Anordnungen deuten auf eine enge Verbindung zwischen Namen und ihrem Träger in der logischen Konzeption hin, wie sie u.a. in Theorien der antiken Namensmystik angenommen wurden.

Valeri Lalov: Kiril Conevs Methoden der Kunstvermittlung

Der Beitrag „Kiril Conevs Methoden der Kunstvermittlung“ zeigt einige bisher kaum wahrgenommene Aspekte in der viele Desiderate bergenden Forschung zu diesem bulgarischen Künstler auf und stellt damit gleichsam ein Teilstück des Dissertationsvorhabens des Autors vor. Mit einem Hauptaugenmerk auf zentrale Stationen der Künstlervita, begleitet von Schilderungen über zeithistorische und künstlerische Prozesse, werden in der Analyse der Kunstvermittlungstätigkeit Conevs neue Erkenntnisse gewonnen, die einen Einblick sowohl in das bulgarische Kunstmilieu jener Zeit als auch in die ebenso fragmentarisch erschlossene Kommunikationsachse „München-Sofija“ bieten.

Marina Egorova: Gläserne Schokoladenfabrik, Besucherbergwerk und Autofabrik? - Die Entwicklung des Werks- und Fabriktourismus in Russland

Der Fabriktourismus in Russland ist im Vergleich zu Westeuropa unterentwickelt und entfaltet sich auch heutzutage sehr langsam. Interessanterweise liegen die Ursachen dafür vor allem im politischen und mentalen Bereich. Statt Marketingplänen braucht es demzufolge zuallererst eine politische Lösung, um diese behindernden Barrieren zu durchbrechen. Diese Lösung befindet sich in einer institutionalisierten Zusammenarbeit von Universitäten, Praktikern und Forschern. Inwieweit es zu dieser Kooperation kommen wird, wird die Zukunft zeigen.

Saskia Göldner: Zwischen Markt und Protest. Aktionskunst im heutigen Russland

In einem synchronen Vergleich von ausgewählten Beispielen russländischer Aktionskunst des letzten Jahrzehnts soll deutlich gemacht werden, dass ab den 2000er Jahren innerhalb dieser Kunstform die marktwirtschaftliche Orientiertheit auf der einen Seite der politischen andererseits gegenübergestellt ist. Dabei fällt auf, dass die künstlerische Strategie der Ironisierung beide Richtungen, jedoch in unterschiedlicher funktionaler Bestimmung, kennzeichnet. Ein kurzer Einblick in die russische Performancegeschichte und -theorie bildet den Ausgangspunkt des Themas.

